Elisabeth Kröner

No 328

Margot von Simpson / Fürst Woronzeff

Dieses Buch ist als vierter Band der zehnten Jahresreihe für die Mitglieder des Volksverbandes der Bücherfreunde hergestellt worden und wird nur an diese abgegeben. Der Druck ist in Unger-Fraktur durch die Spamersche Buchdruckerei in Leipzig erfolgt. Der Entwurf des Einbandes stammt von Johannes Ehlers, Hamburg. Gebunden wurde das Buch in echtes Ziegenleder von der Buchbinderei-Abteilung des Volksverbandes der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H.

Nachdruck verboten
Copyright 1929 by Volksverband der Bücherfreunde,
Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin

Fürst Woronzeff

Roman

von

Margot von Simpson

*

Volksverband der Bücherfreunde
Wegweiser-Verlag G. m. b. H.
Berlin

Dieses Buch widme ich
in dankbarer Erinnerung meiner verstorbenen Tante

Elisabeth von Heyking

Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten".

*

Margot von Simpson

In den nachfolgenden Blättern werden in freier Bearbeitung Begebenheiten geschildert, die auf Tatsachen beruhen.

Ich habe sie Papieren des Rittmeisters Albrecht v. B. entnommen, der in der Marneschlacht fiel und die Aushändigung der Papiere an mich testamentarisch verfügt hatte. —

Aus meinem Buche wird niemand entnehmen können, um welche Personen oder Familien es sich handelt. Maria Virgilia war bei Ausbruch des Krieges bei ihren Verwandten in Rußland. Man hat bis heute nie wieder etwas von ihr gehört. —

Die Verfasserin.

Erstes Kapitel

„Es ist mir eine Freude, Sie kennenzulernen, Graf Naydeck! Wir sollen uns ja merkwürdig ähnlich sehen. Man kann das selbst am wenigsten beurteilen. Aber hier", Fürst Woronzeff machte eine vorstellende Handbewegung zu einem kleinen, etwas dickleibigen Herrn hin, „mein Freund, Baron Grotthus, muß entscheiden. Ist die Ähnlichkeit wirklich so frappant, Grotthus?"

Baron Grotthus und Naydeck hatten sich begrüßt. Der kleine, rundliche Baron schien verblüfft:

„Die Ähnlichkeit ist allerdings fast unwahrscheinlich, lieber Fürst, und wenn ich Graf Naydeck irgendwo träfe, ich könnte ihn, glaube ich, glatt für Sie halten. So merkwürdige Ähnlichkeiten kommen ja öfters vor. Erinnern Sie sich noch an die ewigen Verwechselungen in Petersburg, zwischen Conni Pahlen und dem Legationsrat von Leevenclau? Das war ja wirklich lächerlich! Im Klub, auf der Straße, in der Gesellschaft, immer und ewig verwechselte man die beiden. Schließlich war Axel Leevenclau froh, versetzt zu werden. Er behauptete, selbst nicht immer ganz genau zu wissen, wer er nun eigentlich sei, ob der Baron Leevenclau oder der Graf Pahlen."

„Richtig, ich erinnere mich," lachte der Fürst, „es war

allerdings merkwürdig. Also, Graf Naydeck," Woronzeff verbeugte sich in seiner eleganten, liebenswürdigen Art, „mit Genugtuung darf ich die große Ähnlichkeit konstatieren."

„Sie sind sehr liebenswürdig, Durchlaucht!" Naydeck gab die Verbeugung lächelnd zurück. „Übrigens war meine Großmutter mütterlicherseits Russin. Das mag immerhin eine gewisse Ähnlichkeit erklären."

„Ah, woher war Ihre Frau Großmutter, wenn ich fragen darf?"

„Eine Gräfin Baworowska, Durchlaucht."

„Etwa aus dem Hause Baworowski-Grutzki?"

„Ganz recht, mein Fürst."

„Das interessiert mich ja sehr! Ich kannte Ihren Onkel Petrowitsch gut. Wir waren viel auf Jagden zusammen. Er schoß bei mir Bären und ich bei ihm Elche. Es wurde scharf pokuliert auf seinen Jagden. Schade, daß er so früh starb. Er war immer so guter Dinge und hatte viel Freude am Leben."

„Leider war ich nie bei ihm, aber er besuchte uns dann und wann, und dann mußte allerdings der Weinkeller vorher komplettiert werden. Es war immer eine lustige Zeit mit dem guten, alten Onkel Peter. Langeweile ließ er nicht aufkommen."

Woronzeff lachte:

„Das kann ich mir denken! Übrigens, ich habe meine Jacht hier liegen. Wenn Sie nichts Besseres vorhaben, machen Sie mir vielleicht die Freude, morgen mit mir hinauszufahren? Das Wasser hat doch wohl keine

Schrecken für Sie? Wenn es Ihnen recht ist, frühstücken wir dann an Bord."

Naydeck dankte lächelnd:

„Mit großem Vergnügen, Durchlaucht. Wenn uns nicht gerade Windstärke zwölf heimsucht, fühle ich mich durchaus seetüchtig und jedem Frühstück gewachsen."

„Famos, lieber Graf! Also dann auf Wiedersehen an Bord morgen! Die genaue Zeit lasse ich Sie noch wissen. Wo wohnen Sie übrigens? Ah so, im Hotel de l'Europe. Vielen Dank! Sie hören also von mir. Entschuldigen Sie mich jetzt, bitte, man erwartet mich. Es war mir eine große Freude, Graf Naydeck!"

Ein kurzer Händedruck, der Fürst verließ das Foyer und wandte sich den Spielsälen zu. Graf Naydeck blickte ihm einen Augenblick nach. Die schier unglaubliche Ähnlichkeit zwischen ihm und diesem russischen Grandseigneur war zu einer kleinen Saisonsensation Monte Carlos geworden. Man hatte mit einigem Interesse die Unterhaltung der beiden bemerkt. Woronzeff spielte gewöhnlich im sogenannten „Petit Cercle". Nur gelegentlich sah man ihn in den großen Spielsälen. Er liebte es nicht, in zweifelhafter Gesellschaft zu sein. Im „Petit Cercle" war man mehr unter sich. Hier, im großen Kasino, lief alles zusammen. Man wußte nie, neben wem man saß. Könige standen neben Kokotten, verkrachte Lebemänner, die stark an Hochstapler streiften, saßen neben Damen der großen Welt. Es war merkwürdig, wie die Luft Monte Carlos das Gefühl für Abstand nahm. Die Herzogin von Varonçier-Landalle fand es durchaus

selbstverständlich, neben der hübschen, galanten Lavavasseur ihr Geld zu verlieren, und wenn die schöne Clérode ihren königlichen Liebhaber um ein Vermögen erleichterte, so wurde sie mit bewundernder Hochachtung angestaunt. Nein, er liebte diese Riesensäle nicht, der Fürst Gregor Antonowitsch Woronzeff, und nur wenn seine schöne Freundin, Rosaria Guerreira, ihn darum bat, ging er hie und da hin. Der Guerreira war manchmal das Hautgout dieser prunkvollen Säle mit ihrer ein wenig betäubenden, parfümgeschwängerten, süßlichen Luft Bedürfnis.

Naydeck stand noch immer, wie in Gedanken verloren, und sah dem Fürsten nach.

Die Ähnlichkeit war allerdings verblüffend, grenzte ans Wunderbare.

Er vergegenwärtigte sich noch einmal das Äußere des Russen, mit dem er sich so gut, in französischer Sprache, unterhalten hatte. Dabei fiel ihm ein: sein Französisch konnte neben dem eleganten, weichen Französisch des Fürsten sehr wohl bestehen. Er, der jahrelang in Paris gelebt hatte, sprach es vollendet, beherrschte es wie seine Muttersprache.

Die Leute hatten recht, die sich immer wieder über die frappante Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Fürsten Woronzeff wunderten: wenn er es darauf anlegte, er würde überall glatt für den Russen passieren. Ein Gedanke durchzuckte ihn! Das wäre ein Rollentausch, den er sich gefallen lassen könnte! Als märchenhaft reicher, enorm angesehener Grandseigneur durch die Welt gehen,

der Gedanke hatte etwas Faszinierendes. Wie satt hatte er sein elendes Dasein! — Zum Ekel war ihm das Leben oft. Immer gehetzt, immer auf der Hut, immer auf der Jagd nach Existenzmitteln! Und da war nun dieser Fürst Woronzeff, äußerlich ihm so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern ... ja, war denn die Ähnlichkeit wirklich so groß? ... Er begann zu vergleichen: von genau der gleichen Größe, waren beiden gemeinsam die dunklen, im Ausdruck etwas weichen Augen, dasselbe schmale, gut geschnittene Gesicht, die bräunlich blasse Haut. Beide hatten die feine, ziemlich große, leicht gebogene Nase mit den ausdrucksvollen Flügeln, die gut gezeichneten Lippen, die eng anliegenden Ohren, die dunklen Augenbrauen. Die Haarfarbe war die gleiche. Vielleicht, daß bei dem Russen der leichte Silberschimmer an den Schläfen eine Idee mehr hervortreten mochte. Er trug den schwarzen, gepflegten Schnurrbart in einer leicht abwärts geschwungenen Linie herunterfallend; das gab seinem Gesicht etwas sehr Anziehendes, leicht Melancholisches im Ausdruck. Naydeck trug denselben Bart. Nur war der seine, der Mode entsprechend, kürzer. Die Bewegungen Woronzeffs waren von einer gewissen Nonchalance, von einer lässigen, ein wenig müden Eleganz. Er war energischer, frischer in seiner Art, sich zu geben. Aber daran war gar kein Zweifel: alles in allem war die Ähnlichkeit fabelhaft. Wer sie beide nicht zusammen gesehen hätte, würde ein so verblüffendes Spiel der Natur nicht für möglich halten.

* II *

Langsam wandte sich Naydeck dem Ausgang des Kasinos zu. Er wollte allein sein mit seinen Gedanken, die wild auf ihn einstürmten, ihn erschreckten, umschmeichelten, ihn abstießen und lockten. Auf seinem Zimmer war Stille und Ruhe. Dort würde er seine Gedanken am besten ordnen können.

Die Lichter des Kasinos, der großen Hotels gossen ihren milden Schein über die weiten Rasenflächen, die üppigen Blumenbeete. Leise wisperten die Fächer der Palmen, der Duft von tausend Blüten erfüllte süß und schwer die weiche Luft, am tiefdunklen, fast schwarzblauen Himmel stand Stern an Stern.

Naydeck sah nichts von alledem. Seine Gedanken hielten ihn gefangen, füllten ihn völlig aus. Der Zauber der schönen Rivieranacht berührte ihn nicht. Sein Hotel lag ganz in der Nähe. Den Hut in der Hand — er fand es unerträglich schwül —, ging er langsam, gedankenverloren über die gepflegten Wege seinem Hotel zu.

In seinem Zimmer warf er sich in einen Sessel, zündete eine Zigarette an. Schmeichlerisch zog die milde Nachtluft durch die weitoffene Balkontür, ab und zu — wie halb verweht — klangen verlorene Takte einer weichen Musik von jenseits des Platzes herüber. Leise bewegten sich die seidenen Vorhänge an der Balkontür im Hauch des Nachtwindes. Es war still um den einsamen Mann. Nur ab und an drang dumpf das Hupensignal eines Autos zu ihm herauf. Naydeck versuchte, die Flut seiner Gedanken in geordnete Bahnen zu lenken. Es wurde ihm nicht ganz leicht; zu viel stürmte auf ihn ein,

das Gehirn konnte die Überfülle der Gedanken nicht so schnell ordnen, verarbeiten, wie es sie gebar. Er konnte sich selbst keine Rechenschaft darüber geben, wie er dazu gekommen war, all dies Unerhörte zu denken. Vor seinen Augen entrollten sich Bilder, taten sich Perspektiven auf, die etwas Berauschendes hatten. — Die überreizte Phantasie gaukelte ihm Zukunftsträume vor, die in ihrer Kühnheit, ja in ihrer Unmöglichkeit etwas Absurdes hatten. Am besten war es, all diese Gedanken als Ausgeburten einer krankhaften Phantasie abzuschütteln, sie abzutun, sich nicht mehr mit diesen Verrücktheiten zu befassen. Aber sie ließen sich nicht mehr so einfach beiseite schieben, sie waren da, hatten sich in sein Hirn eingenistet, verfolgten ihn unerbittlich. Und es war ja wirklich nicht ohne Reiz, sich hineinzudenken in die Rolle des Fürsten Gregor Antonowitsch Woronzeff.

Unermeßlich reich, vornehm, umschwärmt von schönen Frauen, beneidet, umworben von aller Welt, durchaus unabhängig, vollkommen frei, so lebte der Fürst Woronzeff nur der Freude, dem Genießen. Was die Welt an Begehrenswertem zu bieten hatte, lag ihm zu Füßen, die Sorgen und Kleinlichkeiten des Alltags kamen nicht an ihn heran.

Wenn er — Naydeck — sein Leben dagegenhielt! Es war ja eigentlich gar kein Leben, war ja nur ein Vegetieren. Und dazu kam das ewige „Auf-der-Hut-sein", dieses Gefühl, nie ganz sicher zu sein, überall verfolgt zu werden. Alles in seinem Leben war ja nur auf Schein aufgebaut. Er begriff es selbst kaum mehr, wo-

her er bis jetzt immer wieder die Spannkraft genommen hatte, in dem fürchterlichen Kampf ums Dasein durchzuhalten. Lange würde er es auch nicht mehr schaffen, später oder früher mußte der Zusammenbruch kommen, das fühlte er. Und dann? — Um was hatte er dann gekämpft und gelitten? War er denn schließlich durch Geburt, Bildung und Tradition nicht genau dasselbe wie der Russe? Genau wie jener hatte er die Sicherheit des Auftretens, genau wie jenen legitimierten ihn seine guten Manieren, seine eleganten Formen, sein ganzes „Sichgeben" als ein Mitglied der guten Gesellschaft. Und nun noch diese unwahrscheinliche, ja geradezu unglaubliche Ähnlichkeit! Warum stand er nicht an der Stelle dieses „Großen Herrn" einer vielbeneideten Welt? Wie leicht, wie selbstverständlich würde er die Rolle spielen können, die eine Laune des Schicksals dem Russen in den Schoß geworfen hatte. Gab es denn wirklich gar keinen Weg, einen Rollentausch vorzunehmen? Sollten ihm, dem Vielerfahrenen, Gewandten, mit allen Hunden Gehetzten, sollten ihm denn wirklich die Hände gebunden, der Verstand eingefroren sein, der Mut — ja, das war es, darauf kam es an, es war einfach eine Frage des Mutes — sollte ihm der Mut abgehen, die Gelegenheit zu ergreifen, das Glück zu korrigieren? Das Schicksal hatte sie ihm in den Weg geworfen, so glänzend, wie sie nie wiederkommen konnte.

Naydeck fuhr auf. Was narrten ihn da für hirnverbrannte Gedanken? Das war ja alles Unsinn, waren überspannte Phantasien, Ausgeburten der durch ein ver-

fehltes Dasein verbrauchten und mißhandelten Nerven. Warum die Zeit damit vertrödeln, warum Träumen nachjagen, die ja doch immer nur Träume bleiben mußten? Hol' der Teufel alle diese verfluchten Grübeleien, die nur aufregten und zu gar nichts führen konnten. Er wollte plötzlich nicht mehr allein sein, wollte vor sich selbst, vor seinen Gedanken fliehen, wollte unter Menschen. Richtig, da fiel ihm ein, er war ja für heute abend mit der schönen Madame de Chapeaurouge zum Essen verabredet. Das hatte er ja ganz und gar vergessen! Er zog die Uhr. Es war ja noch gar nicht spät, sie würde wahrscheinlich noch im Kasino auf ihn warten. Das traf sich gut! Die Chapeaurouge sollte ihm die lästigen und so unfruchtbaren Gedanken vertreiben. Er griff zum Hut und Paletot und ging zum Kasino hinüber. Beim Betreten der Säle fiel sein erster Blick auf Woronzeff: mit gleichgültigem Gesicht saß er vor einem Haufen Banknoten und Goldstücken. Man merkte ihm an, weder Gewinn noch Verlust konnten ihn berühren. Nur das Spiel an sich, der Kampf zwischen Bankier und Pointeur, reizte ihn. In seiner Nähe spielte die schöne Guerreira, anscheinend mit dem gleichen Pech, wie er mit Glück.

Naydeck schlenderte von Tisch zu Tisch. Da sah er auch schon Madame de Chapeaurouge. Sie kam auf ihn zu.

„Ich habe kein Glück, Graf. Kommen Sie schnell, ehe ich mein ganzes Vermögen dieser schrecklichen Bank geopfert habe."

Sie sah bildhübsch aus, diese kleine, schicke Chapeaurouge. Zu dem blauschwarzen Haar kleidete sie die leuchtend gelbe Toilette, deren tiefes Dekolleté die schönen Schultern voll zur Geltung brachte, ausgezeichnet. Ein tiefvioletter, großer, ganz einfacher Samthut gab ihrer Erscheinung etwas überaus Elegantes, fast Distinguiertes. Sie war durchaus Dame, diese hübsche Frau, und Naydeck freute sich jetzt ordentlich darauf, ein paar Stunden mit ihr zu verplaudern.

„So komme ich gerade recht, meine gnädigste Freundin, um Sie aus der Gefahr dieser gleisnerischen Umgebung hinüberzuretten in die liebenswürdige Behaglichkeit des Hotel de Paris."

„Ja, lassen Sie uns gleich hinübergehen, lieber Graf. Ich lechze nach Ruhe, Unterhaltung und einem Schluck Champagner."

Aber beide kamen heute nicht recht auf ihre Kosten. Naydeck war mit seinen Gedanken woanders. Die Chapeaurouge war nett und anregend, wie immer, exzellierte in pikanten Geschichten und machte aus ihrer warmen Sympathie für Naydeck kein Geheimnis. Aber der blieb einsilbig, fast in sich gekehrt, man merkte ihm an, er war nicht recht bei der Sache. Und wenn auch schließlich der Champagner, dem er, entgegen seiner Gewohnheit, heute ziemlich stark zusprach, seine Zunge löste, so fand er doch nicht den Ton des liebenswürdigen Courmachers, den Madame gerade von ihm sich so gern gefallen ließ, und der ihm sonst ihr gegenüber so leicht geworden war. Aber heute konnte er mit seinen Gedanken nicht von dem Ruf-

sen loskommen. Und wenn er sie gewaltsam losriß, immer und immer wieder, wie magnetisch angezogen, kehrten sie zu ihm zurück. Er ärgerte sich über sich selbst. Es war ja wirklich lächerlich! Wie viele hätten ihn beneidet, hätten wer weiß was darum gegeben, hier an seiner Stelle mit der reizenden Frau ein gutes Souper zu essen und Pommery sec zu trinken. Wie ausgezeichnet man hier aufgehoben war! Die Küche vorzüglich, die Weine wundervoll, die Dienerschaft lautlos, gewandt, diskret. Die Zigeuner in ihren roten Fracks spielten so süß und lockend, so weich und betörend, schöne Frauen lachten und flirteten, die interessantesten Persönlichkeiten aus aller Welt gaben sich hier ein Stelldichein; kurz, man brauchte sich wirklich nicht zu langweilen, konnte sich seines Lebens freuen. Aber Naydeck fand heute trotz alledem nicht die rechte Stimmung, und als sich seine schöne Partnerin gleich nach dem Kaffee erhob, um wieder zum Kasino zu gehen, atmete er auf, schützte Kopfweh vor und überließ sie an einem der Rouletteetische ihrem Schicksal.

In seinem Zimmer versuchte er nicht mehr, sich von dem Bann seiner Gedanken frei zu machen.

Er sah wieder den Fürsten Woronzeff vor sich, dessen beneidenswerte Lage er sich von neuem klarmachte. Wie verschieden verteilte doch das Leben die Lose! Und nach welchen Gesetzen? Lächerlich! Weiter nichts als blöder Zufall teilte die Lose aus! Warum war er denn ein Ausgestoßener? Hatte er denn ein Verbrechen, einen Schurkenstreich begangen? Zunächst war er doch nur

ein Opfer einer Leidenschaft geworden, deren Ursprung nicht einmal in häßlichen oder gar niedrigen Instinkten zu suchen war. Er hatte das Unglück gehabt, abgefaßt zu werden. Damit war er ein verlorener Mann. Das Ehrenwort, seinem Kommandeur verpfändet, hatte er nicht heiliggehalten. Darin lag sein Fehlen. Das war nicht zu leugnen, konnte nicht aus der Welt geschafft werden. Ob aber sein Vorgesetzter richtig gehandelt hatte, ihm, dem blutjungen Offizier, damals das Ehrenwort abzufordern, das allerdings war eine andere Frage.

Aber was nutzten jetzt noch Betrachtungen? Sein Leben war in die fallende Kurve gedrängt, in der alles zum Schein geworden war, sein Leben jetzt als Graf Naydeck, die andern zuvor, die er unter irgendwelchen Namen gelebt hatte, alle waren ja doch nur Scheinleben gewesen, die immer schon den Todeskeim in sich getragen hatten. Schreckliches Leben, furchtbarer Daseinskampf! Welch aufreibende Arbeit hatten Tag und Nacht die gequälten Nerven zu leisten! Wie unsagbar schwer war es, immer und immer wieder diese jämmerliche Komödie zu spielen! Nie eine Stunde wirklichen Ausruhens, nie ein Augenblick inneren Behagens. Wie ein Wild war er, hinter dem das Geläut der Meute klang: vorwärts, nur vorwärts um jeden Preis, solange die Kraft reichen wollte, sonst war er verloren, eine Beute der unerbittlichen Verfolger. Manchmal widerte ihn sein Leben an bis zur physischen Übelkeit. Und dennoch, er lebte es weiter, hatte nicht die Kraft, es von sich zu werfen wie etwas Wertloses, Zerbrochenes.

Seine Gedanken irrten in die Vergangenheit, widerwillig, wie Pferde, die nur unter der Peitsche des Reiters das Hindernis nehmen: die Erinnerung erschütterte zu tief, es tat zu weh, an all das zu denken, was einst war und nie mehr sein würde. Er biß die Zähne zusammen. Seine Schuld, nur seine Schuld! Hatte denn dieser Tropfen Spielerblut in seinen Adern alles vernichtet? Stand er nicht einst in fester Bahn? Hatte nicht sein Leben klar vorgezeichnet vor ihm gelegen? Hatte er nicht ein Elternhaus gehabt, so fest und untadelhaft, wie es nur auf uralt ererbter Scholle errichtet werden kann? War seine Jugend nicht treu behütet gewesen? Hatte nicht ein Kreis frischer, aufrechter Kameraden zu ihm gestanden, hatte nicht das feste Band des Offizierkorps auch ihn umschlungen? Und doch war alles so gekommen! Ein elendes, verpfuschtes Dasein. Ein Leben voller Spiel und Abenteuer, ja, das war es allerdings gewesen. Ein Leben, das mit seinen tausend Gefahren ihn einst gereizt, das aber schon längst jeden Reiz verloren hatte, das ihm zur Qual, zum Ekel geworden war, und das ihn doch immer und immer wieder weiter hetzte, näher und näher dem Abgrund zu.

Und dennoch, so manches hatte ihm das Leben gebracht, was es andern, die auf glatter Straße geruhsam, satt und zielsicher dahinpilgerten, versagte. Er glaubte den prickelnden Reiz zu spüren, der manche Stunde durchzittert hatte, eiskalt der Blick, glühendheiß das Blut. Er sah sich im Frack, eine Blume im Knopfloch, auf dem Parkett eleganter Salons, den Kopf verbindlich

geneigt, das Ohr gespannt nach der Tür lauschend, ob dort nicht im letzten Moment das Verhängnis nahte. Er sah sich im Coupé erster Klasse durch die Nacht brausen, eine Zigarette zwischen den Lippen, die er nicht anzufassen wagte, aus Furcht, ihm könnte die Hand zittern; denn seine Taschen bargen die wertvollen, in monatelanger raffinierter Arbeit errungenen Papiere. Er sah sich — furchtbares Erinnern — in der düsteren Zelle der Untersuchungshaft. Wochenlang, endlose Tage, endlose Nächte. Immer allein und doch nicht allein. Mit ihm am Tisch saßen finstere Gäste: die Angst, die Sorge, das böse Gewissen. Und wie jeder Tag langsam das Blut aus den Adern sog, wie man zusammenbrechen konnte, bis zum haltlosen Schluchzen! Und dann die Pein der Untersuchung vor dem Forum des Gerichts. Diese furchtbare Anstrengung des Körpers und des Geistes, wenn man dastehen mußte wie in einer eisernen Rüstung mit heruntergelassenem Visier und mit letzter Kraft eine Mauer aufrichtete zwischen sich und den Verfolgern, wie man schließlich noch dankbar war, daß die Haft den letzten Tropfen Blut aus den Adern sog, bloß, damit auch nicht der Schein eines verräterischen Rots in das bleiche Gesicht steigen konnte.

Und dann das seltsame Gefühl, wenn zum ersten Male wieder der Himmel über einem blaute! Da standen ja noch die Bäume wie einst, Blumen blühten, Menschen fluteten, schwatzten, lachten, sahen an einem vorbei. Wie eigenartig, wie unbegreiflich fast! Ein bedrückter Atemzug! Wie verkommen man sich vorkam. Erst nach und

nach wagte man wieder aufzublicken, kehrte langsam etwas zurück, was in den letzten Monaten ganz verschwunden, ja fast abgestorben schien: leise, ganz leise zog wieder so etwas wie Lebensmut ins müde Herz. Die Pulse schlugen rascher, das Blut rann wieder frischer durch die Adern, ein freierer Atemzug hob die Brust. Lockte nicht das Leben wie einst? Und wie noch jedesmal, und immer und immer wieder, hatte er sich in das lockende Leben gestürzt, hatte von neuem den Kampf aufgenommen. Und war doch nur alles eine ewige Jagd, ein ewiger Kreislauf geblieben. Und wurden die Kreise nicht allmählich immer enger und enger? War denn dies Leben auf die Dauer überhaupt möglich, erträglich? Mußte er nicht eines Tages zusammenbrechen? Zusammenbrechen — ohne je wieder an ein Aufraffen denken zu können?

Trotz der warmen Rivieranacht überlief es ihn eiskalt.

Und nun tat sich heute plötzlich etwas vor ihm auf, etwas unglaublich Packendes, unerhört Verlockendes!

Ein Durchschnittsmensch wäre gar nicht auf den Gedanken gekommen, diesem unwahrscheinlich kühnen Plan überhaupt eine Stunde des Nachdenkens zu widmen. Der ungewöhnlich scharfe Verstand, der sich mit einer seltenen Energie in diesem Mann verband, seine große Welt- und Menschenkenntnis, sein Talent für Sprachen, alles dieses fand sich in Naydeck zusammen, um ihm in seiner Art etwas Geniales zu geben. Dazu kam das so Gewinnende seines Wesens und sein großer per-

sönlicher Mut, der dadurch nur noch gestählt wurde, als er im Grunde ja eigentlich nichts mehr zu verlieren hatte.

Und nun ließ das Schicksal diesen Fürsten Woronzeff seinen Lebensweg kreuzen und warf ihm damit die Gelegenheit hin, auf die er seit Jahren gewartet hatte, nämlich den großen Schlag zu führen, der ihn vielleicht für lange Zeit sicherstellte, ja, ihm unter Umständen für immer ruhigere Bahnen wies.

Jetzt galt es, all dies, was sich so klar, ja so einfach in seinem Geiste zu Bildern aneinanderreihte und immer mehr zu einem logisch gefügten Ganzen wurde, festzuhalten.

Naydeck zwang seine Gedanken in zielsichere Bahnen. Schritt für Schritt, mit schärfster Folgerichtigkeit, unter Berücksichtigung selbst der kleinsten, scheinbar unbedeutendsten Umstände, verfolgte er sein Ziel.

Stunde um Stunde verrann. Das erste Morgengrauen fiel ins Zimmer, ein kühler Luftzug bewegte die Vorhänge. Naydeck richtete sich langsam auf. Seine Hände ballten sich zu Fäusten, die Knöchel traten weiß hervor, in seinen Augen stand nichts als harter Wille! Sein sonst so kluges, angenehmes Gesicht beherrschte der Ausdruck brutaler Willenskraft bis zur Entstellung. Naydeck war am Ende seiner Gedankenarbeit angelangt.

Er fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn. Sie war trotz der kühlen Morgenluft feucht.

Mein Ziel kenne ich! Auch einen Teil des Weges, den ich gehen muß. Im übrigen Ruhe und abwarten!

Vielleicht kommt mir der Zufall zu Hilfe. Es wäre ja nicht das erstemal in meinem Leben, daß er mir gefällig wäre. Es wird Monate dauern, vielleicht Jahre! Was macht das! Zeit lassen in all den tausend Dingen, die nun nötig sind. Eins nach dem andern, Schritt für Schritt! Nirgends darf eine Lücke sein, in die der feindliche Zufall fassen kann, um alles zu vernichten. Wie eine Kette muß sich ein Glied ins andere schieben. Ein Netz muß ich werfen, so fein gesponnen, so fein ausgeklügelt, so lückenlos muß sich Masche an Masche reihen, daß kein Hindurchschlüpfen möglich ist. Ich muß alle Fäden fest und unsichtbar in der Hand halten. Das Spiel ist tollkühn, gewagt, wie selten eins. Aber es kann gewonnen werden, wenn ich kaltes Blut bewahre und meine Zeit abwarten kann.

Naydeck atmete tief auf, machte eine Handbewegung, als schöbe er etwas zurück, an das er nicht denken wollte ...

Merkwürdiges Leben! Mal war er oben gewesen, dann unten, dann halb oben, dann wieder unten: ein ewiges Auf und Nieder! Nie mehr ganz oben. Das konnte ja auch nicht mehr sein, nach allem, was gewesen war. — Für ihn gab es nur noch eines: nur wenn er vor der Welt den Platz eines andern vollgültig einnehmen, sein ganzes Sein auslöschen konnte, nur dann war es möglich, vielleicht noch einmal ganz oben zu sein. —

Er trat in die Balkontür. Feiner Nebel lag über dem Platz, das Morgenrot flammte über dem Meer. Es

versprach ein schöner Tag zu werden. Der Ausflug auf der Jacht des Russen würde also wohl sicher stattfinden.

Mit der Folgerichtigkeit und dem Scharfsinn, die an diesem Manne etwas Erstaunliches waren, und die — in gutem Sinne angewandt — ihn vielleicht auf die Höhe des Erfolges geführt hätten, fing er sofort mit dem Heute an.

Er suchte ein kleines Buch hervor und machte die ersten Notizen, die bald dieses Heft und noch mehrere andere füllen sollten.

In einer Geheimschrift, die er sich selbst konstruiert hatte, und deren Schlüssel so raffiniert war, daß er keine Entdeckung zu fürchten brauchte, machte er seine ersten Aufzeichnungen. Im Auf und Nieder seines Abenteurerlebens war er oft auf diese Geheimschrift angewiesen gewesen. Sein glänzendes Gedächtnis ließ ihn nicht so leicht im Stich, und im Grunde legte er nicht gern etwas schriftlich fest. Aber in diesem Falle war das Feld zu groß, zu mannigfach. Er mußte sich Anhaltspunkte schaffen.

So stand auf der ersten Seite:

„W. spricht das weiche elegante Pariserisch der guten Gesellschaft Petersburgs mit einem leicht singenden Tonfall."

Und leise sagte sich Naydeck einige Sätze vor, in genau diesem Tonfall, den sein musikalisches Ohr so treu bewahrt hatte.

Dann folgte eine genaue Beschreibung der Man-

schettenknöpfe, die der Fürst getragen hatte. Er hatte sie gut im Gedächtnis: runde, in Platin gefaßte Perlmutterknöpfe, in der Mitte ein kleiner Brillant von schönem Feuer. Gleich morgen wollte er sie sich in Paris bestellen. Dann schrieb er sich noch den Namen des Barons Grotthus auf und einige Einzelheiten, die ihm an diesem kleinen, rundlichen Deutschrussen aufgefallen waren.

Naydeck fühlte jetzt plötzlich eine bleierne Müdigkeit. Trotzdem fürchtete er, keinen Schlaf zu finden. Jedenfalls mußte er es versuchen. Es galt, mit den Nerven hauszuhalten für die nächste Zeit.

Er warf die Zigarette fort, zog die schweren Vorhänge zu und mischte sich ein Brompulver. Dann entkleidete er sich schnell, ließ das kühle Wasser der Dusche in seinem Badezimmer über den heißen Körper rinnen und warf sich aufs Bett. Aber er lag noch lange wach. — Der erlösende Schlaf wollte und wollte nicht kommen. Die Gedanken stürmten auf ihn ein, ließen sich nicht bannen. Endlich forderte die Natur ihr Recht, er fiel in einen unruhigen Schlaf, aus dem ihn erst am späten Vormittag die schrille Glocke des Telephons weckte. Der Portier meldete ihm, Seine Durchlaucht, der Fürst Woronzeff, ließe ihn bitten, sich um elf Uhr zur Abfahrt bereit zu halten. Seine Durchlaucht würden den Herrn Grafen im Auto abholen.

Zweites Kapitel

Das Leben kann doch schön sein, dachte Ludwig Naydeck, als er an Bord der weißen Segeljacht „Verena" in der warmen Rivierasonne lag und durch das dunkelblaue Mittelmeer fuhr.

Wenige Tage nur war es her, daß das Leben ihm, wie schon so oft, eine Last gewesen, die von sich zu werfen ihm nicht allzu schwer gedünkt hatte. Er stand wohl unter dem Einfluß jener Gemütsdepressionen, unter denen er oft zu leiden hatte. Manchmal bedrückte ihn die Vergangenheit doch hart und schwer. Dann fluchte er dem Schicksal, das ihn zu dem gemacht hatte, was er war, und er sann auf Mittel und Wege, um wieder rein vor sich selbst und andern dazustehen. Aber wenn er sich dann klarmachte, daß dies ja nie mehr geschehen konnte, wenn alles hoffnungslos, grau in grau, vor ihm lag, dann packte ihn eine förmliche Angst vor der Zukunft. Würde er dies Leben des Scheins noch lange aufrechterhalten können? Er war es manchmal so müde. Aber heute war alles wie ausgelöscht. Das Leben zeigte ihm sein freundlichstes Gesicht, er fühlte sich jung und stark, die liebenswürdige Gegenwart ließ ihn die dunkle Vergangenheit vergessen. Die Lust am Abenteuer, die ihm so tief und verhängnisvoll im Blute saß und die ihn zu dem gemacht hatte, was er heute war, pochte ihm in den Adern und rann wie ein heißer, wohliger Strom durch seinen Körper. Lockend und schmeichelnd lag das Leben wieder vor ihm; er hatte nicht geglaubt, daß es

noch einmal so fein könnte. Einen Augenblick schloß er die Augen. Welch herrliches Gefühl, so sacht dahinzugleiten! Strahlendster Sonnenschein ergoß sein flimmerndes Gold in die tiefblauen Fluten des Meeres, auf dem die weiße Jacht mit sanft geschwellten Segeln stolz und geruhsam dahinzog. Ein wolkenloser Himmel spannte sich darüber wie blauer Atlas, der laue Wind brachte Erfrischung. Außer dem Fürsten und ihm waren noch mehrere Herren an Bord: Russen, Franzosen, ein Pole und der italienische Minister, Conte d'Aresa. Auch der kleine Baron Grotthus war mit von der Partie. Als einzige Dame die Geliebte des Fürsten, die schöne Tänzerin Rosaria Guerreira. In einem duftigen, blauweiß gestreiften Kleid und einem großen weißen Batisthut lehnte sie anmutig und graziös in einem Korbsessel unter dem Sonnenzelt, und ihre großen, wunderschönen, dunklen Augen sahen verträumt in die unendliche Ferne. Dieser sinnende, traumverlorene Ausdruck gab ihr einen eigenen Charme. Sie fühlte den bewundernden Blick des russischen Attachés, Graf Adam Ignatiew, und beharrte in der schönen Pose: Bewunderung war ihr immer und in jeder Form willkommen. Auch Naydeck betrachtete die Tänzerin. Doch lag weniger Bewunderung als Nachdenklichkeit in seinem Blick. Sie war in der Tat bildschön und überaus reizvoll. Schon oft hatte ihre auffallende Erscheinung seinen Blick im Kasino oder auf der Promenade angezogen. Aber heute galt seine Aufmerksamkeit weniger dem schönen Weibe als dem Menschen, den das Schicksal dazu ausersehen zu haben

schien, in der Komödie seiner problematischen Zukunft eine der Hauptrollen zu spielen. Das Leben hatte ihn zu einem scharfen Beobachter erzogen, und so war ihm die gewisse Höflichkeit nicht entgangen, mit der sich Woronzeff und die Guerreira begegneten. Das alles konnte ja vielleicht Berechnung sein, eine Art Maske, die man sich vor Dritten anlegte. Natürlich; möglich war das immerhin. Aber nicht wahrscheinlich, denn dazu spielten beide ihre Rollen doch allzu selbstverständlich. In den Augen des Fürsten lag eine gewisse Gleichgültigkeit, die sich gelegentlich bis zur Kälte steigern konnte, wenn er mit der Tänzerin sprach. Auch die Guerreira schien in der Höflichkeit, die sie Woronzeff gegenüber nie außer acht ließ, nicht die liebende Frau zu sein, die Herz oder auch nur die Sinne an den Mann fesselt, sondern man gewann den Eindruck, daß ihr Verhältnis zu dem Russen hauptsächlich das Ergebnis kluger Berechnung und einer gewissen Lebenskunst war. Auf jeden Fall beschloß Naydeck, sich mit der Tänzerin anzufreunden. Sie kannte den Fürsten durch und durch, wußte genau über die Verhältnisse Bescheid, in denen er lebte, und würde ihm, wenn er geschickt und vorsichtig zu Werke ging, von unberechenbarem Nutzen sein können. Später konnte sie allerdings lästig, ja zu einem gefährlichen Hindernis für seine Pläne werden. Aber dann würde sich ein Ausweg finden lassen. Irgendwie würde sich die Möglichkeit ergeben, sie dann zu entfernen. Man konnte nicht zu weit denken, nicht zu langfristige Pläne machen, mußte manches dem Zufall, den Umständen überlassen.

Jetzt galt es, auf jeden Fall sich der Tänzerin angenehm zu machen und sie für sich zu gewinnen.

Die kleine Schiffskapelle ließ die leisen, etwas schwermütigen Weisen der russischen Heimat erklingen; sie unterbrachen Naydecks Gedanken. Man ging zum Lunch. Das runde, lustige Gesicht des kleinen Grotthus trug den Ausdruck fast verklärter Zufriedenheit mit der Gegenwart. Die Dejeuners auf der Jacht Woronzeffs bildeten, mit der berühmt reichen Sakuska, dem wundervollen Kaviar, der nie dabei fehlte, und den vorzüglichen Weinen immer einen Höhepunkt seines Daseins. Wer ihn dabei beobachtete, mit welcher Andacht er sich den Tafelfreuden hingab, mußte ohne weiteres zu der Überzeugung kommen, einen Mann vor sich zu haben, dem nichts auf dieser Welt zu wünschen übrigblieb. Aus alten, silbernen Kannen floß herber Champagner in die Kristallkelche, schwere Südweine und leichte Tischweine wurden angeboten. Die Unterhaltung an der schön gedeckten Tafel war lebhaft und animiert, der Fürst der liebenswürdigste Gastgeber, den man sich denken konnte. Naydeck plauderte nach allen Seiten, amüsant und witzig, wobei ihm sein großes Sprachtalent sehr zustatten kam.

Nach dem Frühstück, als man an Deck den Kaffee nahm, sagte Woronzeff lächelnd:

„Sie sprechen ja russisch wie ein Vollblutrusse, verehrter Graf."

Nichts hätte Naydeck in diesem Augenblick lieber hören mögen.

„Ich liebe Rußland, mein Fürst, und ich habe mich immer gerne mit seiner klangreichen Sprache beschäftigt. Als Kind sprach ich sie fast fließend. Meine Großmutter unterhielt sich immer in ihrer Muttersprache mit mir."

Dann beugte er sich artig zu der schönen Guerreira herab:

„Ich war auch jahrelang in Petersburg und habe Sie dort in Ihrem berühmten Treppentanz bewundern dürfen. Es war ja damals die Sensation des Petersburger Winters."

Die Tänzerin lächelte geschmeichelt. Eine Handbewegung lud ihn ein, sich neben sie zu setzen. Sie dachte gerne an diese Zeit in Petersburg zurück. Der Treppentanz hatte sie berühmt gemacht. In einem enganliegenden Kostüm aus stahlblau schimmernden Pailletten und einer kleinen, fest an den Kopf sich schmiegenden Seidenkappe, auf der ein großer schwarzer Paradiesvogel wehte, hatte sie über die breiten, flachen Stufen einer weißen Marmortreppe einen einfachen Walzer getanzt. Das Publikum war verblüfft und jubelte ihr zu. Auch sonst verbanden sie mit Petersburg die angenehmsten Erinnerungen: unglaublich üppige Soupers in der Eremitage mit eleganten Gardeoffizieren, wilde Troikafahrten, lustige Abende auf den „Inseln". Wie leicht hatten die russischen Kavaliere die Tausendrubelscheine flattern lassen; herrlichen Schmuck, kostbarste Pelze legte man ihr zu Füßen. Dort hatte sie auch den Fürsten Woronzeff kennengelernt. Er hatte neben dem Zaren gesessen, als dieser zu einem der Regimentsabende

eines seiner Leibregimenter gekommen war und sie dort nach dem Diner tanzte. Es war nichts Seltenes, daß ein Sänger, eine Tänzerin oder sonst irgendeine Tagesberühmtheit zur Unterhaltung des Kaisers an solchen Abenden herangezogen wurde. Rosaria Guerreira erzählte amüsant und anschaulich, und Naydeck merkte bald, sie war klug und gewandt. Als er sich nach einiger Zeit erhob, um sich den andern Gästen an Bord, vor allem dem Fürsten zu widmen, wußte er bereits manches. Der Fürst lebte seit Jahren auf Reisen. Die Verwaltung seiner riesigen Besitzungen am Ural und im Kaukasus hatte ein Pole namens Stephan Trojaczky in Händen, der das unbeschränkte Vertrauen seines Herrn genoß. Die Ehe des Fürsten war wenig glücklich. Er lebte von seiner Frau getrennt. Seit Jahren schon war die Fürstin Mitglied einer religiösen Sekte, die in der Moskauer Gesellschaft aufgekommen war und in der sie völlig aufging. Sie mußte einst sehr schön gewesen sein, ja, war es wohl noch. Rosaria Guerreira hatte sie nie gesehen. Als sie den Fürsten kennenlernte, war er allein in Petersburg gewesen. Das riesige, ein wenig düstere Palais des Fürsten auf der Mochowaja stand leer. Die Guerreira hatte es nur einmal betreten, um seine berühmten Kunstsammlungen zu sehen. Früher, als das Ehepaar noch zusammen lebte, sollten dort wundervolle Feste stattgefunden haben. Der Zar und die Zarin waren in den prunkvollen Räumen gewesen, ganz Petersburg, viel internationale Welt. Damals hatte Sascha, der einzige Sohn des Fürsten, noch gelebt. Er

war Offizier bei der Leibgarde des Zaren gewesen, schön, jung, der Liebling der Fürstin, der Verzug der Damen. Als dann der Krieg mit Japan ausbrach, bat er den Kaiser, an die Front zu kommen. Widerstrebend erfüllte der Zar die Bitte des jungen Offiziers, der dann gleich in den ersten Wochen fiel. Die einzige Tochter des Fürsten war in einer Pension in England. Sie sollte dort bleiben, bis sie ganz erwachsen war.

„Ein Bild der Fürstin ist übrigens in der neuesten Nummer der ‚Revue de Moscou'", hatte die Tänzerin gesagt. „Wenn es Sie interessiert, so bekommen Sie vielleicht noch eine Nummer."

„Steht der Fürst noch mit seiner Frau in Verbindung?"

„Nein, ich glaube nicht. Der Pole, von dem ich Ihnen vorher sprach, ordnet alles Geschäftliche, und sonst habe ich nie bemerkt, daß der Fürst einen Brief aus Moskau erhalten hätte."

Die Tänzerin dämpfte ihre Stimme zum Flüsterton:

„Da der Fürst nie von seiner Frau spricht, ist es natürlich auch für alle andern unmöglich, die Fürstin zu erwähnen."

„Was mag wohl vorgefallen sein?"

Die Guerreira zuckte die Achseln:

„Man weiß es nicht. Es wird wohl mancherlei gesprochen. In Petersburg hieß es, sie hätten sich wegen des Sohnes entzweit, aber warum, weiß niemand. Genaues weiß man wohl überhaupt nicht. Es sind nur alles Vermutungen, auf die nicht viel zu geben ist."

Naydeck befriedigte diese Auskunft außerordentlich. Eine große Schwierigkeit war aus dem Wege geräumt. Nichts konnte ihm besser in seine Berechnung passen, als daß der Fürst in keinerlei Verbindung mehr mit der Fürstin stand. Obgleich es ihm lieb gewesen wäre, noch mehr zu erfahren, und er auch das Gefühl hatte, daß die schöne Tänzerin sich gerne noch weiter mit ihm unterhalten hätte, so brach er doch das Gespräch geschickt ab. Es hätte auffallen können, wenn er zu lange mit der Geliebten seines Gastgebers geplaudert hätte.

Als die „Verena" am Nachmittag wieder in Monte Carlo anlegte, ging er sofort zum Zeitungskiosk, und bekam wirklich noch das letzte Exemplar der „Revue de Moscou". Auf der zweiten Seite fand er das Bild der Fürstin. Darunter stand:

„Maria Annunciata, Fürstin Woronzeff, geb. Gräfin Orloff, steht an der Spitze des großen Wohltätigkeitsfestes für die Armen Moskaus."

Naydeck blickte in ein seltsam schönes Gesicht. Rein und regelmäßig die Züge. In den wundervollen Augen eine gewisse anziehende Schwermut, um den Mund mit den feingeschwungenen Lippen eine seltene Anmut und Güte. Naydeck glaubte, lange nicht in ein so schönes Frauenantlitz gesehen zu haben. Selbst nachher, als er sich für den Abend umzog, griff er immer wieder zu dem Blatte. Schließlich schnitt er das Bild heraus und legte es in seine Brieftasche.

Als er später in das lichtdurchflutete, menschendurchwogte Kasino trat, sah er an einem der Tische die schöne

Guerreira sitzen. Sie schien sich heute besonders schön gemacht zu haben. Die tief dekolletierte, schwarze Toilette und der große rote Samthut mit den schwarzen Straußenfedern wirkten etwas auffallend, aber doch sehr malerisch und elegant zugleich. Ihr Gesicht mit der elfenbeinfarbenen Haut und den großen schwarzen Augen hob sich reizvoll aus der roten Umrahmung, sie trug heute als einzigen Schmuck nur eine lange Kette ausgesucht schöner Perlen.

Naydeck schoß der Gedanke durch den Kopf: sie will wohl jene Frau in der „Revue de Moscou" schlagen, aber dann mußte er über diese Ideenverbindung lächeln. Du lieber Gott, wenn die Guerreira ahnte, wie fern sie einem Vergleich mit der Fürstin Maria Annunciata stand!

In diesem Augenblick sah die Guerreira auf, und beider Blicke trafen sich, ruhten für Sekunden ineinander, ehe die Tänzerin für seinen Gruß dankte. Ihr Gesicht, auf dem noch eben Gleichgültigkeit, fast Langeweile gelegen hatte, nahm wieder das ausdrucksvolle Mienenspiel an, das ihren Zügen so großen Reiz gab. Mit einer fast ungeduldigen Bewegung warf sie ein paar Goldstücke auf das grüne Tuch. Naydeck hatte das Gefühl, sie wäre am liebsten aufgestanden, um mit ihm zu plaudern. Er zögerte unwillkürlich. Im Weitergehen wandte er sich unvermutet um, da waren ihm ihre Blicke gefolgt, und auf einmal war es ihm klar, er hatte irgendwie Eindruck auf sie gemacht. Er kannte die Frauen in ihrer unberechenbaren Unergründlichkeit, hatte es auch immer wieder erfahren, wie leicht sie dem

Eindruck seiner Persönlichkeit erlagen. Sein elegantes Äußere, sein liebenswürdiges, gewandtes Wesen, die große Welt- und Menschenkenntnis, die er sich in der harten Schule des Lebens angeeignet hatte, und nicht zuletzt seine Abenteurernatur, in der doch etwas Kühnes, Sieghaftes lag, all dies gab ihm eine Macht über das ewig Weibliche, die ihm schon oft zum Verbündeten geworden war. Er, der ein so feines Gefühl für den Strom der Wechselwirkung zwischen Mann und Weib hatte, glaubte, in den letzten Augenblicken die Gewißheit erlangt zu haben, die Geliebte des Fürsten Woronzeff schenkte ihm mehr als ein nur flüchtiges Interesse. Gewohnt, alle Dinge sofort in Verbindung zu seinen Plänen zu bringen, stellte er sich auch schon die Frage: War dies günstig für ihn oder ungünstig? Er zuckte die Achseln. Wenn er kühles Blut bewahrte und geschickt vorging, so konnte die Tänzerin zum wertvollen Instrument in seiner Hand werden. Anderseits konnte sie aber auch eine ernstliche Gefahr bedeuten. Verliebte Frauen, immer bereit, den Verstand auszuschalten und nur der Stimme des Herzens zu folgen, sind an sich gefährlich, doppelt gefährlich aber, wenn es sich um Naturen handelt, die im Grunde kalt und berechnend, plötzlich von der Leidenschaft gepackt, die Herrschaft über Herz und Sinne verlieren. Nur zu leicht geht solchen Frauen dann jedes Urteil über das, was möglich und unmöglich ist, verloren, und sie lassen sich im Taumel ihrer Leidenschaft von einer Torheit zur andern hinreißen. Auf jeden Fall, sollte sich seine Ver-

mutung wirklich bestätigen, galt es große Vorsicht und klügste Überlegung, um die Guerreira einerseits für sich zu gewinnen, andrerseits nicht Dummheiten machen zu lassen, die ihm und ihr verhängnisvoll werden konnten.

Als er, seinen Gedanken folgend, unwillkürlich noch einmal zu der Tänzerin hinüberblickte, beugte sich der Fürst gerade über ihre schönen Schultern und sah mit größter Ruhe zu, wie sie mit lächelnder Grazie sein Geld verspielte. Naydeck beobachtete beide vorsichtig. In den Spielsälen war es voll, wie immer zu dieser Stunde, die grünen Tische waren dicht umlagert, so daß es ihm erst nach längerer Zeit gelang, sich einen Platz zu erobern. Übrigens war er kein leidenschaftlicher Spieler am grünen Tisch, so sehr er es auch immer im Spiel ums Leben war. Hohe Summen setzte er nie, und wenn er ein paar hundert Francs gewonnen oder verloren hatte, hörte er meist auf.

Heute lockte es ihn, den Fürsten beim Spiel zu beobachten. Über die enormen Summen, die Woronzeff umzusetzen pflegte, liefen die tollsten Gerüchte um. Naydeck begriff vollkommen, daß für den unermeßlich reichen Russen der Reiz des Spiels weder in den Chancen des Gewinns noch in der Gefahr des Verlustes, sondern nur im Kampfe selbst liegen konnte. Aber keine Gelegenheit schien ihm günstiger, über den Charakter Woronzeffs Studien zu machen, wie die, ihn während des Spiels zu studieren. —

Es dauerte auch nicht lange, und der Fürst nahm den Platz der Guerreira ein. Sie erhob sich mit einem

liebenswürdigen Lächeln; das Glück war ihr nicht hold gewesen, sie hatte stark verloren.

Naydeck saß dem Fürsten gerade gegenüber, sie begrüßten sich über den Tisch hinweg. Es fielen ein paar leise Bemerkungen über die Ähnlichkeit. Also selbst hier, beim Spiel, fiel sie auf.

„Doppelgänger", hörte Naydeck auf deutsch.

Seiner Gewohnheit entsprechend, fing der Fürst gleich an, hoch zu pointieren. Er hatte Glück, gewann, seine Einsätze wurden höher und höher. Auch Naydeck war im Gewinnen. Als er etwa tausend Francs vor sich liegen hatte, machte er Miene zu gehen. Es entstand eine Bewegung, andere drängten hinzu, aber der Fürst bat ihn durch eine Handbewegung, zu bleiben.

„Sie bringen mir anscheinend Glück", rief er halblaut in Russisch über den Tisch.

Man wurde aufmerksam, der Fürst gewann Schlag auf Schlag. Naydeck setzte weiter, aber nur kleine Summen, am liebsten wäre er gegangen. Hitze und Gedränge waren fast unerträglich geworden. In dichten Reihen umlagerten Menschen aller Nationen und aller Gesellschaftsschichten den grünen Tisch, auf eine Lücke wartend, durch die endlich durchzudringen war. Parfümwolken stiegen von all den Frauen der Welt und Halbwelt auf, kostbare Ringe, echte und unechte, glitzerten an schönen jungen und häßlichen alten Händen, die alle nach den Scheinen und Geldstücken griffen. Naydeck schräg gegenüber saßen zwei junge Deutsche, denen unschwer der preußische Offizier, trotz des gut

gearbeiteten Zivils, anzusehen war. Eine hübsche, blonde, junge Frau in einfacher, aber tadellos sitzender Toilette stand hinter den beiden; sicher die Frau des einen der Herren. Naydeck sah zufällig hinüber, dann sah er noch einmal hin: der eine der Herren kam ihm bekannt vor. Aber er konnte ihn nicht recht unterbringen. Wo hatte er ihn doch nur schon einmal gesehen? Wo war es nur gewesen? Richtig! Jetzt fiel es ihm ein!

Und plötzlich verschwand das Kasino, der Spieltisch, die Scheine vor ihm, die Menschen um ihn. Es wurde totenstill und leer, und er sah starr auf einen Haufen von Geldstücken, die auf Rouge lagen. Mit Blitzesschnelle und mit einer geradezu grausamen Deutlichkeit tauchte ein ganz anderes Bild vor ihm auf, das weit, weit zurücklag. Eine trübe, dunkle Erinnerung hatte ihn gepackt, wie ein Stich ging es ihm durchs Herz: Deutschland, ein kahles Regimentszimmer. Über dem Bücherschrank nur ein Bild des Kaisers in der Uniform des Gardekorps, sonst nichts an den Wänden. Am Schreibtisch der Kommandeur, und in dienstlicher Haltung, im Dienstanzug, dicht an der Tür, ein todblasser, junger Offizier.

Die scharfe Stimme des Kommandeurs:

„Es liegt ein vertrauliches Schreiben vor. In dem eingegatterten Revier des Grafen Blittersdorff wurde in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag ein Kapitalbock gewildert. Der Bock wurde in der Anwiese gegenüber von Jagen 2 gefunden. Der Verdacht des Oberförsters und des gesamten Forstpersonals fällt auf

Sie, Leutnant von Ostrau. Ich frage Sie hiermit auf Ehrenwort, besteht der Verdacht zu Recht oder zu Unrecht?"

Totenstille.

„Ich frage nochmals als Ihr Kommandeur und Vorgesetzter, Leutnant von Ostrau. Ich ersuche Sie, zu antworten." —

Ein Zucken in dem jungen Gesicht an der Tür. Dann die leise Antwort: „Er besteht zu Recht, Herr Oberstleutnant."

Wieder Totenstille.

Unten auf dem Kasernenhof wurde ein Pferd vorübergeführt. Das Klappern der Eisen auf dem Pflaster klang deutlich durch die Stille. Mit einem Ruck stieß der Kommandeur seinen Stuhl zurück, seine Stimme war heiser vor mühsam unterdrückter Erregung:

„Vor einem halben Jahre gaben Sie mir Ihr Ehrenwort, hier in diesem Zimmer, an dieser Stelle, nie wieder zu wildern! Damals haben der Oberförster Lückenau und ich die Angelegenheit im königlichen Revier zugedeckt. Jetzt tut es mir leid, daß ich es tat! Sie haben dem Regiment, dem anzugehören Sie die Ehre hatten, Schande gemacht, Leutnant von Ostrau! Sich selbst aber haben Sie ins Unglück gebracht! Sie haben Ihr Ehrenwort als Offizier gebrochen, nun tragen Sie die Folgen!" —

Das Gesicht des jungen Offiziers wurde beängstigend blaß. Der Ältere sah auf den Jüngeren, und fast wollte ihm etwas wie Mitleid ankommen, als er den, der

sein Sohn hätte sein können, so jung und schlank, gewachsen wie eine Tanne, in der kleidsamen Ulanka vor sich stehen sah, mit dieser grenzenlosen Verstörtheit in den jungen, hübschen Zügen. Aber er schüttelte die weiche Regung ab. Mitleid war hier nicht am Platze! Seine Stimme klang kalt und schroff:

„Haben Sie noch etwas zu sagen, Leutnant von Ostrau?"

„Nein, Herr Oberstleutnant."

Eine kurze Pause, dann wieder die Stimme des Kommandeurs:

„Ich suspendiere Sie vom Dienst. Sie haben Ihr Zimmer nicht zu verlassen. Das Weitere werden Sie hören."

Der junge Offizier machte eine rasche Bewegung, wie zu einem bittenden Einwurf, einem verzweifelten Versuch! Aber der Kommandeur hatte sich schon abgewandt, drehte ihm den Rücken, sah zum Fenster hinaus. Der junge, unglückliche Mensch, dessen Leben vernichtet war, brauchte nicht zu sehen, wie bitterschwer es dem alten, in Ehren ergrauten Soldaten geworden war, seine harte Pflicht zu erfüllen.

Ein Sporenklingen, ein Türschlagen! Der Abschluß eines jungen, zukunftsreichen Lebens.

Dann Ehrengericht — schlichter Abschied. Trübe, dunkle Zeiten, verschlossene Türen überall, Wege, die bergab gingen. Selbst das Elternhaus hatte er verloren, nirgends mehr eine Stätte der Zuflucht im Zusammenbruch seines Lebens.

Naydeck schrak zusammen.

Er wollte mechanisch ein Geldstück setzen. Aber der Croupier schob ihm einen ganzen Haufen Goldstücke zu. Er hatte, in Gedanken verloren, seinen Einsatz auf Rouge stehen lassen: die Farbe war fünfmal hintereinander herausgekommen. Die Versenkung in alte wehe Erinnerungen hatte ihm ein kleines Vermögen eingetragen, das ihm gerade jetzt gelegen kam. Vor Woronzeff häuften sich Goldstücke und Banknoten. Er spielte anscheinend mit großem Glück. Im Hintergrund sah Naydeck, wie durch einen Schleier, die schöne Guerreira stehen. Sie nippte an einer Larangade, und Graf d'Aresa hielt ihren großen, schwarzen Straußenfächer.

Die beiden Offiziere unten am Tisch lachten vergnügt, die junge blonde Frau steckte triumphierend ein paar Banknoten in ihr kleines Ledertäschchen. Ein Name klang herüber: „Dewitz", hatte einer der Herren den andern genannt.

Naydeck sah nicht mehr hin.

Ein Dewitz hatte damals auch in seinem Regiment gestanden, Fipps Dewitz, ein lieber, lustiger Kerl. Der hatte ihn noch am Abend vor jener verfluchten Mondscheinnacht gefragt: „Sie sehen so unternehmungslustig aus, Ostrau. Was haben Sie vor? Soll ich Ihnen helfen, die Nacht um die Ohren zu schlagen? Kommen Sie, wir fahren nach B.... und tanzen die Nacht durch." Aber er hatte abgelehnt. Er sei müde und wolle schlafen gehen. Und dann konnte er nicht widerstehen, die Leidenschaft hatte ihn gepackt, ihm jede Besinnung

geraubt. Auf heimlichen Pfaden war er in dieser Mondscheinnacht zum Walde geschlichen, und der Teufel hatte seine Hand im Spiel, der kapitale Bock, den er schon solange kannte, kam ihm und stellte sich wie eine Scheibe auf. Da war alle Überlegung wie weggeblasen, die Büchse flog zum Kopf, ein scharfer peitschender Knall, der Bock lag im Feuer!

Naydeck fuhr aus seinen Träumen auf. Ja, ja, der Bock war damals erledigt, aber er war es auch. Im grünen deutschen Wald hatte er auch seiner Ehre den Blattschuß gegeben.

Aber fort mit den Grillen. In die Vergangenheit führte kein Weg! Im Dunst der überfüllten Spielsäle sah er hundert gleichgültige, von Goldgier verzerrte Gesichter auf das grüne Tuch, die kleine rollende Kugel starren. Niemand beobachtete ihn. Er zog das Taschentuch, fuhr über die feuchte Stirn. Unerträglich heiß war ihm geworden. Er blickte um sich: Woronzeff, im Begriff fortzugehen, stand auf der andern Seite des großen Tisches und steckte nachlässig Gold und Banknoten zu sich. Naydeck atmete wie erlöst auf, der Stickluft der heißen Säle entrinnen zu können.

„Sie haben mir wirklich Glück gebracht, lieber Graf", der Fürst nickte ihm zu. Er schien befriedigt über sein Spielglück und in bester Stimmung zu sein.

„Kommen Sie mit uns essen, Graf Naydeck, wenn Sie den Abend frei haben. Wir haben unsern Tisch im Hotel de Paris. Sie treffen noch einige andere Gäste an."

Naydeck sagte gern zu. Die Gelegenheit, in heiterer,

angenehmer Gesellschaft alte Erinnerungen und törichte Gedanken loszuwerden, war ihm willkommen. Keinen Blick mehr warf er auf die beiden jungen Offiziere mit der hübschen, blonden Frau. Die Leute hatten unbewußt an eine alte Wunde gerührt.

Als dann die kleine Gesellschaft um den verschwenderisch mit Maiglöckchen geschmückten Tisch im Hotel de Paris saß, begann Naydeck scharf zu beobachten. Unauffällig prägte er sich alles fest ein. Wie der Fürst saß, aß und trank, wie er Gabel und Messer brauchte, wie er die Serviette benutzte. Wie er die Menükarte gedankenlos mit ein paar Griffen zu einem russischen Muschik kniffte, sich mit einer weichen, lässigen Bewegung ab und an über den Bart fuhr, wie er den Kopf leicht gesenkt hielt, wenn ihm jemand etwas erzählte, wie er mit einer gewissen, müden Gleichgültigkeit die dunklen Augen über seine Umgebung schweifen ließ, all dies machte er zum Gegenstand seiner heimlichen Beobachtung. Er studierte den Schnitt seines Fracks, seiner Wäsche, das Monogramm in dem weißen Taschentuch. Er suchte sich den Schmuck genau einzuprägen: die schönen Perlen im Frackhemd, die Manschettenknöpfe und den kostbaren Ring am kleinen Finger der rechten Hand, den er dort zusammen mit dem Trauring trug. Es war ein breiter Goldreif mit drei ausgesucht schönen Steinen, in der Mitte, eingefaßt von je einem herrlichen Brillanten, ein wundervoller Smaragd. Er mußte sich all dies zu verschaffen suchen, in unecht natürlich.

Jetzt lachte der Fürst, fuhr sich mit der Hand über den Scheitel. Naydeck begann, ihn unmerklich nachzuahmen. Dazwischen erzählte er lebhaft und amüsant, so daß alle lachten. Er hatte von jeher eine große Unterhaltungsgabe, die er jetzt geschickt ausnutzte. Die Klippen seiner Vergangenheit wußte er gewandt zu umschiffen: er war es ja so gewohnt, hatte reichlich Übung darin. In seinem sicheren Auftreten schien er durchaus ein Mann von tadelloser Vergangenheit, der in den behaglichsten, festbegründetsten Verhältnissen lebte.

„Meine Güter liegen in Deutschland", hatte er kurz auf eine interessierte Frage erwidert. „Aber ich reise viel in der Welt umher, weil mir das Klima zu Hause, besonders der rauhe Winter, nicht bekommt."

Im stillen machte er sich schon seinen Plan: sich dem Fürsten und seiner Umgebung nicht aufdrängen, das war die Hauptsache. Geschickt immer in einer gewissen Reserve bleiben und anderseits doch so etwas wie Befriedigung erkennen lassen über die Bevorzugung, die ihm Woronzeff offensichtlich entgegenbrachte. Er mußte versuchen, das Interesse des Russen an ihm wach zu halten, langsam vielleicht Einfluß auf ihn zu gewinnen suchen und sich ihm als Gesellschafter möglichst unentbehrlich zu machen. Woronzeff schien Gefallen an amüsanter Unterhaltung zu finden. Dies mußte ausgenutzt werden! Er glaubte, schon jetzt den Charakter dieses internationalen Grandseigneurs ein wenig beurteilen zu können; gutmütig bis zu einem gewissen Grade, durch Stellung und Reichtum sehr verwöhnt und an-

spruchsvoll. Alles an sich herankommen lassend, selbst wenig gebend und darum gern von andern nehmend. Er war zweifellos klug und ungewöhnlich weltgewandt. Gelegentlich konnte ein schneller Zug von Sarkasmus um seine Lippen huschen, bei irgendeinem Gespräch, einer stark verfochtenen Meinung, der von einer gewissen Weltverachtung zeugte. Aber der liebenswürdige Ausdruck seiner Züge gewann dann doch wieder rasch die Oberhand. Sicherlich war es möglich, Einfluß auf ihn zu gewinnen, aber Vorsicht war geboten. Merkte der Fürst auch nur im geringsten die Absicht, würde sich seine Herrennatur sofort energisch auflehnen, und er würde rücksichtslos jeden Verkehr abbrechen.

Die schöne Guerreira schien ihn ausgezeichnet nehmen zu können. Naydeck beobachtete sie scharf dabei. Sie sprach nicht mehr mit ihm als mit seinen Gästen, warf ihm aber oft ein witziges Wort zu, erkannte ihn immer als den Mittelpunkt des Kreises an, widersprach nie, erlaubte sich nicht die kleinste Vertraulichkeit. Naydeck nahm sich vor, von ihr zu lernen. Er saß neben ihr und brachte sie geschickt auf Dinge, die von Interesse für ihn waren. Dabei machte er, der große Frauenkenner, wieder die Wahrnehmung, wie gerne die Tänzerin sich mit ihm unterhielt, wie liebenswürdig sie sich ihm gegenüber gab. Während sie ihren Nachbarn zur Rechten kaum beachtete, suchte sie die Unterhaltung mit ihm, ja, sie ging mit sichtbarer Bereitwilligkeit auf seinen Wunsch, etwas über Woronzeffs Besitzungen in Rußland zu hören, ein.

„Baltschara heißt die Herrschaft des Fürsten im Gouvernement Perm im Ural. Ich sollte im vorigen Jahre hinfahren. Der Fürst wollte es gern. Aber ich hatte Angst vor der Einsamkeit. Auch die Kälte fürchtete ich. Es war nicht die Zeit der Jagden, und man wäre ganz allein gewesen. Man soll fast einen Monat brauchen, um auf schnellem Pferde rund um den Besitz zu reiten, und die Eisenbahn fährt sechs Stunden hindurch. Nein, ich habe gar keine Neigungen für solche Gewalttouren! Aber ich war zur Bärenjagd im Kaukasus. Dort hat der Fürst große Wälder, wie groß, weiß ich nicht, aber sie sollen kaum kleiner sein als ein deutsches Herzogtum. ‚Pawlador' heißt das alte Jagdschloß. Das klingt romantisch, nicht wahr? Und das war es auch. Es liegt hoch oben im Gebirge. Vier kurze, gewaltig dicke Türme flankieren einen mächtigen, grauen Kasten. Treppen über Treppen, Säle über Säle. Überall mächtige Feuer in gewaltigen Kaminen. Dicke Felle, Fensternischen, wie kleine Zimmer, Türen so schwer, daß man sie kaum öffnen kann. Aber das war auch nie nötig. Lautlos, wie aus der Versenkung, aus irgendeiner Ecke oder hinter irgendeinem Vorhang tauchte zu jeder Zeit und allüberall die malerische Gestalt eines Ostjaken auf und öffnete die Türen unter tiefer Verbeugung. Groß und schlank sind diese Ostjakengestalten, wie die Bäume, aber die Gesichter sind häßlich, breit und gewöhnlich, und die geschlitzten Augen blicken falsch und listig. Es war damals bitterkalt, 28° unter Null! Unglaubliche Schneemassen, ich

habe es nicht geahnt, daß der Schnee in solchen gewaltigen Mengen liegen kann. Ringsumher nur Wald und eine Einsamkeit, von der man sich kaum eine richtige Vorstellung machen kann. Ich habe nie in meinem Leben wieder so gefroren wie damals in Pawlador. Aus meinen Pelzen kam ich gar nicht heraus. Aber abends war es wirklich hübsch und romantisch. Der Fürst hatte viele Gäste geladen, Offiziere, Diplomaten, Großgrundbesitzer, fast nur Russen. Ich glaube, der einzige Ausländer war ein Franzose, ein Marquis de Lorraine, der damals der französischen Botschaft in Petersburg attachiert war. Ich habe ihn in der Erinnerung behalten, weil er an einem Abend als Jagdkönig gefeiert wurde. Er hatte das seltene Glück, an einem Tag drei mächtige Bären zu schießen. —

In dem riesigen alten Jagdsaal war dann abends Tafel. Ich war die einzige Dame. Der Tisch war mit dem schönsten Silber geschmückt, das ich je gesehen habe. Bestecke, so schwer, daß es fast unbequem war, damit zu essen. In alten, schönen Silberschalen standen wahre Fluten von Blumen — zarte Frühlingsblumen in dieser weißen Einöde! Sie kamen aus den großen Gewächshäusern, die man das ganze Jahr, denken Sie, Graf, welcher Luxus, für diese kurze Jagdzeit heizte. Manche Jahre ist der Fürst nicht einmal gekommen, dann verblühten die Blumen eben so. Zwei riesige Kamine brannten dann abends in dem Saal, und trotzdem konnte ich nie recht warm werden. Aber das Ganze war doch wunderschön. Vier gewaltige, ausgestopfte Bären standen

in den Ecken des Saales, in jeder Pranke einen zwölfarmigen silbernen Leuchter, in denen Wachskerzen brannten. Hinter jedem Stuhl stand ein Ostjak in der fürstlichen Jagdlivree, grünrot, mit Silber. Auf meinem Teller, in einem Strauß von Rosen, lag immer eine reizende Aufmerksamkeit: ein kleiner Bär von Brillanten, mit Augen aus Smaragden, als Gürtelschloß gedacht, oder etwas Ähnliches. Nach Tisch, während man in der Halle Kaffee trank, wurden die Insassen des berühmten Barsoizwingers paarweise von den Jägern und Dienern langsam durch die Halle geführt. An die sechzig Windhunde edelsten Blutes paradierten vor uns. Wie ein Feldherr stand der Zwingermeister dabei, und der Stolz leuchtete ihm aus den Augen, wenn der Fürst einen besonders schönen Hund lobte und streichelte. Dann wurden wir an die großen Flügeltüren gerufen, die auf den Schloßhof gingen. Dort bot sich uns ein eigenartiges, höchst romantisches Bild. Der ganze große Hof war von Fackeln taghell erleuchtet, in riesigen Pfannen loderte Pech. Im weiten Halbkreis standen Jäger, Treiber, viel Volk aus der Umgebung mit Fackeln in den Händen, die eine Seite flankierte eine Abteilung Infanterie, die als Treiber kommandiert war. In der Mitte, auf Schneesockeln, standen die erlegten Bären. Man hatte sie kunstvoll mit geschickt versteckten Holzpfählen aufgerichtet: sie sahen wie lebend aus. Die Rachen hatte man ihnen mit eisernen Stäben aufgesperrt, die schneeweißen, mächtigen Gebisse leuchteten. Vor der Strecke stand der Bläserchor der Jägerei. In der flak-

kernden Beleuchtung und auf den hohen Schneesockeln erschienen die Bären wie etwas ganz Riesenhaftes, viel gewaltiger noch, als sie in Wirklichkeit waren. Sobald der Fürst in der Tür sichtbar wurde, ertönte aus vielen Waldhörnern vierstimmig der Fürstengruß, dann wurde die Strecke verblasen, und endlich erklang das Halali. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie wunderhübsch das alles war.

Später musizierte dann die Balalaika-Kapelle: eine immer etwas wehmütige, aber sehr melodienreiche und eigenartige Musik. Diese Abende sind mir in reizender Erinnerung geblieben", schloß die Tänzerin. „Aber sonst, ich liebe Rußland nicht sehr. Es ist mir zu groß und zu einsam," und plötzlich beugte sie sich näher zu Naydeck, „und dann, unter uns, diese Russen sind langweilig — genau wie ihre Steppen in ihrer endlosen Einförmigkeit."

Naydeck stutzte. Die Tänzerin hatte den letzten Worten eine Bedeutung gegeben, die über die Art leichter Konversation hinausging. Es hatte spöttisch geklungen, und dann hatten ihre Worte plötzlich eine Art Vertraulichkeit zwischen ihm und ihr geschaffen, eine Vertraulichkeit, die noch durch das Senken ihrer Stimme bis zum Flüstern betont wurde. Was wollte seine schöne Nachbarin? Bestätigte sich seine Vermutung? War sie Woronzeffs wirklich überdrüssig und suchte nach neuen Abenteuern? Rasch und ohne sich zu besinnen sah Naydeck die Tänzerin an, und wieder, wie vorhin im Spielsaal, ruhten beider Augen für Sekunden ineinander. Aber diesmal hielt Naydeck den Blick seiner Nachbarin

fest und legte eine leise Frage in seinen Ausdruck. Die Guerreira sah zuerst fort, warf den Kopf zurück an die hohe Lehne ihres Sessels, eine leichte Verlegenheit glitt über ihre Züge.

Naydeck wußte genug, zwang sich aber zu größter Aufmerksamkeit. Gewohnt, seine Gedanken schnell und präzise arbeiten zu lassen, wollte er gleich die Probe aufs Exempel machen.

Er lachte amüsiert:

„Also so schlecht bestehen die armen Russen letzten Endes vor Ihren schönen Augen, Madame, und haben Ihnen doch in Petersburg so begeistert zugejubelt. Hat selbst das nicht Ihr Herz gewinnen können? Aber haben Sie eigentlich nur in Rußland getanzt? Niemals in andern Ländern? Haben Sie zum Beispiel nie an eine Tournee durch Amerika gedacht? Nur in Amerika weiß man Schönheit und Kunst ganz zu schätzen."

Über das Gesicht der Guerreira zog der Schatten einer leichten Enttäuschung. Sah sie doch das Gespräch eine ganz andere Richtung nehmen, als sie vielleicht gehofft hatte. Sie hob die schönen Schultern:

„Ich wäre gern einmal hinübergegangen. Leider war bis jetzt nie so recht Gelegenheit. Nun, vielleicht später einmal. Ich arbeite jetzt an neuen Tänzen. Ich dachte daran, sie in Wien, dann auch in Berlin zu zeigen. Das heißt," und sie sah flüchtig zum Fursten hinüber, „wenn man es erlaubt. Das letzte Jahr habe ich überhaupt nicht getanzt, und es hat mir oft doch recht gefehlt. Es ist nun mal mein Element. Und Sie bringen

mich eigentlich da auf eine gute Idee: mit meinen neuen Tänzen müßte ich wirklich nach Amerika gehen. Es gibt eigentlich nichts, was mich hier zurückhalten könnte, wenigstens vorläufig nicht."

Naydeck tat völlig unbefangen, wollte aber vorsichtig weitersondieren:

„Oh, Sie werden doch den Fürsten nicht einsam zurücklassen? Er wäre sicherlich untröstlich. Ich könnte mir das wenigstens sehr gut denken."

„So, lieber Graf, können Sie sich das wirklich denken? Aber wissen Sie, einen Trost findet man schließlich immer im Leben, und auch der Fürst würde ihn finden. Aber vorläufig denke ich nicht daran. Es war mehr so hingesprochen. Vielleicht, daß ich doch in Europa neue Reize entdecke. Kennen Sie übrigens die Neue Welt?"

„Jawohl, Madame, ich war einige Male drüben. Das Leben ist gar nicht so übel dort. Ich habe eigentlich recht hübsche Zeiten gehabt. Übrigens, da fällt mir ein, ich kenne ganz gut einen der berühmtesten Impresarios Neuyorks. Ich sing gelegentlich in Kanada Lachse mit ihm. Ein netter, amüsanter Kerl. Wenn Sie wirklich einmal ernstlich daran denken sollten, hinüberzugehen, würde ich mir eine ganz besondere Freude daraus machen, Ihnen vielleicht nützlich sein zu können."

Die Tänzerin sah ihn prüfend an.

„Sie zeigen so liebenswürdiges Interesse für meine künstlerische Zukunft. Ich weiß aber nicht recht, ob es sehr schmeichelhaft für mich ist, daß Sie durchaus den Ozean zwischen uns legen wollen."

„Aber, meine gnädige Frau, wie können Sie das nur sagen? Wer Sie je tanzen sah, muß es beklagen, Sie nicht mehr in Ihrer wundervollen Kunst zu sehen. Mein Leben steht außerdem sowieso im Zeichen der ewigen Veränderung. Warum sollte es denn unbedingt Trennung bedeuten, wenn Sie über das große Wasser gehen? Ich war immer mal gern einige Zeit drüben. Und wenn Sie mir Ihre Gnade erhalten, warum sollte ich nicht dort ebensogut Ihr getreuer Ritter sein dürfen?"

Naydeck hatte in leicht scherzhaftem Ton gesprochen; aber ihm entging nicht das Interesse, mit dem seine Worte aufgenommen wurden. Für jetzt war es jedenfalls genug. Weiter wollte er nicht gehen. Mochte sie nun seine Worte deuten, wie sie wollte; sie verpflichteten zu nichts, waren schließlich weiter nichts als eine Liebenswürdigkeit der schönen Frau gegenüber. Aber die Tänzerin konnte auch mehr darin sehen, wenn sie wollte, und das schien ihm für den Augenblick zu genügen, paßte in seinen Plan. — Noch war alles viel zu neu, zu mannigfaltig, zu schwer zu übersehen; er konnte sich über seine Stellungnahme zu der Geliebten des Fürsten Woronzeff noch nicht ganz klar sein. Was er in den letzten Stunden wahrgenommen hatte, das offenbare Interesse der Tänzerin an seiner Person, forderte überdies eine ganz besonders scharfe Überlegung. Die kleine Eitelkeit, das Wohlwollen dieser Frau, deren Schönheit selbst in Monte Carlo überall auffiel, errungen zu haben, unterdrückte er schnell. Solche Dinge hatten jetzt

völlig in den Hintergrund zu treten. Aber vielleicht konnte er sich — wie schon öfters — eine schöne Frau zu seinem Werkzeug machen, sie als wesentlichen Faktor klug und berechnend in seine Pläne einreihen. Im Augenblick hieß es aber vorsichtig sein, ihr nicht weiter entgegenkommen. Mit gut gespielter Gleichgültigkeit griff er zum Glase und trank es langsam aus. Dann wandte er sich an seinen Nachbar, einen jungen Franzosen, mit dem er sich in eine angeregte Unterhaltung über Paris vertiefte.

Bald darauf hob der Fürst die Tafel auf.

„Die Autos stehen vor der Tür. Wer von Ihnen Lust hat, meine Herren, mit nach Nizza hinüberzufahren, ist bestens eingeladen. Im Jetée spielt eine russische Kapelle und wird glücklich sein," er machte eine ritterliche Verbeugung zu der Guerreira hin, „mit ihrer Kunst vor Ihnen zu exzellieren."

Die Guerreira sah flüchtig zu Naydeck hinüber. Aber wenn auch eine Fahrt durch die herrliche, warme Nacht an der Seite dieses schönen Weibes viel Verlockendes für ihn hatte, so hielt er es doch für richtiger, abzulehnen. Sich rar machen, war jetzt die klügere Politik. Unter einem Vorwand entschuldigte er sich.

In seinem Hotel trat der Portier auf ihn zu:

„Ein Herr hat eben nach Ihnen gefragt, Herr Graf. Er ist mit dem Zehn-Uhr-Zug gekommen und wartet in der Halle."

Immer auf dem „Qui vive", stets mißtrauisch, stutzte Naydeck.

„Hat er nicht seinen Namen genannt oder seine Karte abgegeben?"

„Nein, der Herr fragte, wann Herr Graf gewöhnlich nach Hause käme, und sagte dann, er würde warten."

„Wo sitzt er?"

„Am Kaminplatz, Herr Graf."

Der Portier machte Miene, ihm die Tür zur Halle zu öffnen.

Naydeck warf einen Blick durch die Glasscheibe. Viele Menschen saßen dort herum, auch die Tische vor dem Kamin waren besetzt; doch kannte er niemand.

„Ich habe noch eine Verabredung, Portier, und möchte mich nicht gern aufhalten lassen. Bitte, fragen Sie den Herrn nach seinem Namen und sagen Sie ihm, ich hätte eben angerufen, ob irgend etwas für mich im Hotel vorläge. Ich warte dort im Schreibzimmer."

„Sehr wohl, Herr Graf."

Der Portier verschwand in der Halle, und Naydeck ging unmutig im Zimmer auf und ab. Wer mochte es nur sein? Er wußte keinen Bekannten, dessen Besuch ihm gerade jetzt hätte erwünscht sein können. In Gedanken machte er sich darauf gefaßt, Monte Carlo schleunigst für einige Zeit verlassen zu müssen. Da kam der Portier auch schon zurück."

„Es ist ein Herr Balling, Herr Graf."

Über Naydecks Gesicht flog ein Schatten. Unangenehm, dachte er, aber nicht so unangenehm, wie ich fürchtete. Er ließ ein paar Minuten verstreichen, dann betrat er die Halle. Der Portier deutete auf ein Tisch-

chen, an dem ein gut angezogener Mann, Mitte der vierzig, saß. Was das Äußere anbetraf, so brauchte man sich dieser Bekanntschaft nicht zu schämen. Näher betrachtet, lag aber in den graugrünen, unsteten Augen etwas unangenehm Lauerndes.

Naydeck begrüßte den sich rasch Erhebenden kühl.

„Was wünschest du von mir, Alfred?"

„Nichts Besonderes. Ich wollte dir nur mal guten Tag sagen und sehe zu meiner Freude, daß es dir ausgezeichnet zu gehen scheint." Der prüfende Blick, den er über Naydeck gleiten ließ, hatte alles erfaßt: den eleganten Frack, das tadellose Plätthemd mit den schönen Perlenbutons, die gutsitzenden Pumps.

„Alles erster Klasse, mein Bester. Ich gratuliere aufrichtig."

Eine etwas ungeduldige Handbewegung Naydecks:

„Bitte, keine Redensarten. Sag' mir lieber gleich, was du von mir willst. Wie ich dich kenne, hat dein Besuch einen bestimmten Zweck."

Balling lächelte ein wenig spöttisch.

„Da hast du allerdings recht. Ich habe einiges auf dem Herzen. Kann man hier ungestört sprechen?"

„Ja, es braucht ja nicht allzu laut zu sein. Kann ich dir etwas anbieten? Hast du schon gegessen?"

Balling verbeugte sich leicht. „Danke vielmals. Es langte noch gerade zu einer Tasse Mokka und einer Zigarette." Er bot Naydeck sein silbernes Etui an: „Rauchst du? Harmloses Kraut, gänzlich unpräpariert."

Naydeck zuckte mit leiser Ungeduld die Schultern.

Dies Zusammentreffen war ihm mehr als unangenehm. Er saß wie auf Kohlen.

„Zur Sache, wenn ich bitten darf."

„Wie du willst." Balling rückte näher, dämpfte seine Stimme zum Flüstern:

„Was hast du jetzt vor? Bist du frei?"

„Nein, für die ganze nächste Zeit nicht."

„Wie schade!" Bedauernd, nachdenklich wiegte Balling den Kopf.

„Warum schade?"

„Ich wüßte eine glänzende Sache in Paris. Fred Fervier und Alexander Raczenski schicken mich."

„Woher wißt ihr denn, daß ich hier bin?"

Um Ballings Lippen spielte ein spöttisches Lächeln. Er legte seine Hand auf den Arm des andern:

„Ich denke, wir haben schon schwierigere Dinge gemacht, als einen alten Freund und Kampfgenossen aufzufinden, sei es auch, wo immer es sei. — Aber, sag' mal, ich habe so das Gefühl, nicht gerade sehr gelegen zu kommen?"

Naydeck zögerte. Dann sagte er schnell:

„Eine offene Frage ist eine ebensolche Antwort wert: also, ganz ehrlich, nein, du kommst mir nicht sehr zupaß."

Es fiel Balling schwer, seine Enttäuschung zu verbergen.

„Wir hatten bestimmt mit dir gerechnet. Alles ist schon soweit fertig. Es fehlt nur jemand von deinem Aussehen. Vor allem sind wir auch auf deine Sprach-

kenntnisse angewiesen. Luiz Brons aus Rotterdam wollte uns decken. Vielleicht überlegst du es dir doch noch?"

Naydeck fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Ich muß diesmal wirklich passen. Es geht beim besten Willen nicht."

„Was hast du vor?"

„Vorläufig möchte ich nicht darüber sprechen. Gelingt es, so wißt ihr, daß ich nicht knauserig bin."

„Brauchst du Hilfe?"

„Nein."

„Dann ist es dir sicher lieber, ich verschwinde bald wieder?" Ein lauernder Blick der graugrünen Augen traf Naydeck von unten herauf. Dieser sah dem andern voll ins Gesicht:

„Ich kann nicht widersprechen, es wäre mir allerdings lieber."

„Gut. Ich verschwinde. Wir sind ja einander nie lästig, das ist so ausgemacht. Vielleicht hast du dann die Freundlichkeit, mir das Verschwinden zu ermöglichen. Ich habe allerlei Unkosten gehabt, die Reise, ein neuer Anzug, und noch so dies und das."

„Schon gut!" Naydeck stand ohne weiteres auf. „Was brauchst du?"

Balling überlegte schnell. Der andere wollte ihn los sein, er war ihm unbequem, er würde es sich etwas kosten lassen. So nannte er eine ziemlich hohe Summe. Naydeck zuckte nicht mit der Wimper. „Einen Augenblick, ich bin gleich wieder da."

Nach wenigen Minuten war Balling im Besitze des Kuverts, das die Kassenscheine enthielt. Nur ein flüchtiger Blick aus den unangenehmen, grünlichen Augen deutete seinen Dank an:

„Übrigens soll ich dir Grüße ausrichten von Dolly Vandervehn. Sie hat den Bankier Barley in Amsterdam geheiratet, schwimmt in Gold und spielt die große Dame."

Naydeck lächelte. Er hatte diese blonde Dolly Vandervehn als auffallend hübsch, gut gewachsen und ungewöhnlich teuer in nicht ganz ungetrübter Erinnerung!

„Sage ihr meinen Glückwunsch, Alfred. Sie hat entschieden Karriere gemacht."

„Du möchtest sie ja besuchen, wenn dich dein Weg nach Amsterdam führt. Barley hat sich mit den alten Verehrern seiner reizenden Gebieterin — nolens volens — abgefunden und soll nicht eifersüchtig sein. Richtig, dann läßt dich auch Moczigay grüßen. Er ist bei der Bank für Handel und Industrie in Brüssel angestellt, es scheint ihm ausgezeichnet zu gehen. Wie er es fertiggebracht hat, da hineinzukommen, ist uns allen rätselhaft. Falls du mal größere Geldgeschäfte hättest, möchtest du sie doch über seine Bank laufen lassen, es würde seine Stellung festigen. Er hofft im Laufe des Jahres dort einen großen Coup zu landen, und dann will er endgültig nach Schweden zu Lundtblatt übersiedeln."

„Wie habt ihr eigentlich erfahren, wie ich mich jetzt nenne?" fragte Naydeck, der zuletzt schon nicht mehr zugehört hatte.

Balling zog einen Zettel aus der Tasche, auf dem eine ganze Reihe von Namen stand:

„Wir sind alle deine Namen durchgegangen und fanden heraus, daß momentan keiner mehr für dich zu brauchen sei als Naydeck. Bei unserer Erfahrung war es nicht allzu schwer, dahinterzukommen. Doch ich will dich nicht länger aufhalten. Lebewohl, und Hals- und Beinbruch!"

„Behalte noch einen Augenblick Platz, Alfred."

Es war Naydeck darum zu tun, die Spürhunde von seiner Fährte abzulenken:

„Ich habe etwas vor, was mir das Genick brechen kann, wenn es vorbeigelingt. Andernfalls bin ich ein gemachter Mann. Immerhin, man kann ja nie wissen, wie so was abläuft. Jedenfalls habe ich Vorsorge getroffen für den Fall meines Todes. Das, was ich dann zurücklasse, wird Ferrier überwiesen werden. Ihr sollt es euch brüderlich teilen. Ihr wißt also nun Bescheid, falls ihr eines Tages Geld bekommt. Aber ich denke doch," Naydeck lächelte ein wenig ironisch, „wir sehen uns noch einmal wieder. Vielleicht komme ich doch noch mal nach Amsterdam. Grüße Dolly recht schön von mir."

In Ballings Augen stand ein begehrliches Licht. Wo es Geld gab, war er dabei:

„Und wenn dir dein Vorhaben, wie ich dir herzlich wünschen will, glückt, wo und wann sehen wir uns dann wieder?"

Naydeck überlegte schnell. Eine Absage durfte er

nicht geben. Wer zu dieser Gesellschaft gehört, war ihr verfallen, das wußte er. Es galt auf der Hut zu sein.

„Wenn es gelingt, heute in einem Jahr in Amsterdam, im Niederländischen Hof unter dem Namen Strecker aus Budapest."

„Topp! Also Strecker, Budapest, Niederländischer Hof in Amsterdam." Balling machte sich eine kurze Notiz. Dann reichte er Naydeck die Hand. „Also laß es dir gut gehn, und Weidmannsheil!"

Ruhig, ganz und gar Gentleman, verließ er das Hotel.

Naydeck mußte sich sammeln. Das Wiedersehen war ihm höchst fatal gewesen. Ein Glück, daß er diesen unangenehmen und gefährlichen Menschen auf leidliche Art losgeworden war! Aber das unverhoffte Auftauchen dieses Genossen früherer Zeiten hatte ihn erregt. Er ging auf sein Zimmer und versuchte ruhig zu werden. Es war ja schließlich noch alles gut abgelaufen. Unmittelbare Gefahr lag kaum mehr vor, die Angelegenheit war wohl auch auf das rechte Geleis geschoben. Balling fuhr heute nacht nach Genua. Naydeck sah nach der Uhr, in einer kleinen halben Stunde ging der Zug. Er würde also nur Zeit haben, zum Bahnhof zu gehen, höchstens schnell noch irgendwo ein Glas Bier trinken oder einmal durch die Spielsäle bummeln. Aber um sich nach ihm, seinem Leben, seinem Umgang zu erkundigen, dazu war die Zeit viel zu kurz. Zudem galt es als Regel in diesen Kreisen, dem andern nicht ins Gehege zu kommen. Aber immerhin! Diesem Balling war nicht recht zu trauen! Er war selbst keiner von den

„Großen", und darum fischte er gern im trüben Wasser anderer. Aber seine Beziehungen zu Woronzeff waren auch noch zu neu. Selbst wenn Balling sich erkundigen sollte, so wäre es ein Zufall, wenn er von ihm hören würde.

Naydeck fühlte, er würde doch noch keinen Schlaf finden. Das Hotel wollte er nicht mehr verlassen, die heimkehrende Gesellschaft aus Nizza hätte ihm begegnen können, und daran lag ihm nichts. So füllte er den Abend mit einem Brief an seinen Neuyorker Bekannten, den Impresario George Macley, aus. Er kannte den Mann von einer Überfahrt von Bremen nach den Staaten her, hatte sich mit ihm angefreundet, war dann einige Tage Gast in seiner komfortablen Wohnung gewesen. Man konnte schließlich nicht wissen, wie sich alles entwickeln würde. Auf jeden Fall schien es ihm richtig, ein wenig vorzuarbeiten.

„Lieber Maclay", schrieb er. „Sie baten mich, Sie zu orientieren, falls ich einmal einen guten Coup für Sie wüßte. Nun wohl, ich habe jetzt nicht nur einen guten, sondern einen glänzenden Coup für Sie. Es handelt sich um eine Tänzerin, die ich hier in Monte Carlo kennenlernte. Sie reist seit etwa einem Jahre mit einem Fürsten W. in der Welt herum und ist seitdem nicht mehr aufgetreten. Ich sah sie in Petersburg, vor ihrer Alliance mit dem Fürsten, und ihr Auftreten war dort ein großer Erfolg. Sie hat wochenlang ein ausverkauftes Haus gehabt. Seit Petersburg und ihrer Bekanntschaft mit dem Fürsten hat ihre ganze Erscheinung noch

sehr gewonnen, sie ist eine ungemein aparte und schöne Frau. Ich glaube, sie wäre unter Umständen für eine Tournee durch die Vereinigten Staaten zu gewinnen. Da der Fürst sehr generös ist, müßte allerdings die materielle Seite verlockend sein, aber ich bin sicher, daß Sie in diesem Falle etwas riskieren dürfen. Sie ist ganz erster Klasse in jeder Beziehung, und Sie würden Sensation mit ihr machen.

Geben Sie mir, bitte, Nachricht, falls Sie in absehbarer Zeit einmal nach Europa kommen. Für Sie gibt es ja keine Entfernungen, und so hoffe ich, Sie früher oder später in diesen südlichen Gefilden zu sehen. Sie würden das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden; ich kann mir nicht gut etwas Schöneres denken, als diese warmen, sonnigen Riviera-tage, oder später das Osterfest in Rom. Meine Adresse ist: Graf Ludwig Naydeck, Hotel de L'Europe, Monte Carlo. Briefe werden mir nachgeschickt und erreichen mich zuverlässig.

Übrigens muß ich Ihnen noch schnell meine Namensänderung erklären: Ich habe inzwischen mit dem Besitz meines verstorbenen Onkels Woldemar Naydeck auch dessen Namen und damit den Grafentitel geerbt. Ich grüße Sie in Erinnerung unserer gemeinsam verlebten Zeiten und der reizenden Tage in Ihrem gastfreien Hause und bin in alter Gesinnung

Ihr
ergebenster
Ludwig Graf Naydeck
früher: von Haldenstedt."

Drittes Kapitel

An dem Tage, an dem sich Fürst Woronzeff und Naydeck kennenlernten, fand folgende Unterredung auf dem Kopenhagener Polizeipräsidium statt:

„Ich habe die Spur von ‚Lindeby' oder, wie er sich auch nannte, ‚Holbek' bis München verfolgen können, Herr Kommissar, dann hörte sie — wie von der Erde verschluckt — auf." Der Kriminalbeamte blickte etwas betreten auf seinen Chef. Der zuckte mit den Achseln:

„Sie müssen unbedingt noch einmal nach München fahren, Kjoege. Die Spur darf nicht verlorengehen! Sie darf unter keinen Umständen verlorengehen!" Der Kommissar schlug ungeduldig auf den Tisch.

„Ich habe das möglichste getan, Herr Kommissar. Die ganze Münchener Kriminalpolizei ist für den Fall interessiert und hat jede Unterstützung zugesagt. Doktor Ring hat meinen Rapport persönlich entgegengenommen. Er hat sich die Akten vorlegen lassen und will sich selbst energisch des Falles annehmen. Aber ich fürchte, es wird alles nichts nützen. Wir haben es mit dem geriebensten Kunden zu tun, der mir je vorgekommen ist."

Mit angespannter Aufmerksamkeit hatte der Kommissar gelauscht. Jetzt lehnte er sich unmutig zurück:

„Ihren Rapport, bitte."

Schweigend reichte ihm der Beamte das Blatt. Die genauen Aufzeichnungen lauteten:

„Von hier aus mit Dampfer ‚Lille Klint' nach Lü-

beck gefahren. Am selben Abend weiter nach Berlin. Im Hotel Bristol, Unter den Linden, unter dem Namen ‚Baron Gießmann' abgestiegen, auf der Diskontobank ein Guthaben von 80 000 M., auf den Namen Alexander Kreutz lautend, abgehoben. In verschiedenen Theatern, auch einmal im Wintergarten, gewesen, teils allein, teils in Begleitung. Unter den Linden bei Bothmer und Duenzer, dem großen Schneideratelier für Herrensachen, einen bestellten Anzug abgenommen, ebenfalls auf den Namen Alexander Kreutz lautend. Der Anzug lag seit drei Monaten zur Abholung bereit. Bei Mitscher und im Hotel Esplanade gegessen, einmal auch im Bristol. Einige Male in Gesellschaft einer Dame gesehen worden, die niemand kannte, und die auch in keinem Hotel und in keiner Pension Berlins aufzutreiben war. Sie muß privat gewohnt haben. Sie soll groß und schlank gewesen sein, die einen sagen mit blauen, die andern mit grauen Augen, elegant gekleidet. Sie soll durchaus den Eindruck einer Dame gemacht haben. Am 11. Dezember nach München gereist, mit drei Koffern und einer ledernen Hutschachtel. Von hier aus fehlt jede Spur."

Der Kommissar legte das Blatt auf seinen Schreibtisch, fuhr sich ärgerlich mit der Hand übers Haar. Dieser kurze Bericht sagte nicht viel, half nicht vorwärts.

„Haben Sie sich bei Bothmer und Duenzer genau nach der Beschaffenheit des Anzugs erkundigt?" fragte er kurz.

„Jawohl, Herr Kommissar. Dunkelblauer Cheviot,

moderner Sakkoschnitt, unten abgerundete Ecken, einreihig gearbeitet, schwarzes Seidenfutter. Alle Anzüge der Firma tragen ihr Abzeichen. Das ist aber unter dem Kragen angeheftet und leicht zu entfernen."

Der Kommissar wurde nervös:

„Solche Anzüge laufen zu Tausenden herum, mein Lieber. Damit ist nicht viel anzufangen! Weiter. Haben Sie denn im Hotel Bristol absolut nichts feststellen können?"

„Leider nichts, Herr Kommissar. Er ist dort aus und ein gegangen wie jeder Fremde. Der Portier und einer der Herren im Office konnten sich seiner sehr wohl erinnern: ein großer, schlanker, gut aussehender Mann, Monokel, graues Haar. Er muß also eine Perücke getragen haben. Unauffällig, aber sehr gut angezogen. Sonst wußten sie nichts Besonderes auszusagen."

Der Kommissar schien angestrengt nachzudenken.

„Ich werde in Stockholm um sämtliche Unterlagen bitten, die überhaupt in Sachen — wie nannte er sich doch dort?"

„Graf Angelholm."

„Ganz recht, Graf Angelholm. Also um die Unterlagen des Falles Angelholm werde ich bitten. In acht Tagen etwa kann ich sie frühestens haben. Vielleicht gelingt es Ihnen, bis dahin mehr Licht in die Angelegenheit zu bringen. Frau Ikjelskoer hat eine Belohnung von zweihunderttausend Kronen auf die Wiederbeschaffung ihrer Papiere gesetzt. Sie fragte mich um Rat, ob sie die Belohnung ausschreiben solle. Ich riet davon ab, wenigstens fürs erste. Und nun fahren Sie sofort noch

einmal nach Berlin und München. Damit Sie sich nicht mit Nebensächlichem abzugeben brauchen, kann Ruigstedt Sie begleiten. Er ist zuverlässig und umsichtig, ich denke, er wird Ihnen von Nutzen sein. In drei Wochen erwarte ich Sie zurück, falls Sie nicht durch unvorhergesehene Umstände aufgehalten werden. Ausweise und Empfehlungen gehen Ihnen noch heute durch Büro V zu. An Herrn Kommissar Brand schreibe ich persönlich, und Sie geben den Brief in Hamburg ab. Er wird Sie dann zu sich rufen lassen. Sie wissen, wie außerordentlich wichtig es ist, Licht in die Angelegenheit zu bringen. Ich verlasse mich auf Sie! Tun Sie Ihr Bestes!"

Als der Beamte gegangen war, griff Kriminalkommissar Darhusen zur Feder:

„Lieber Kollege Brand!" schrieb er, „Ihre Hilfe erbitte ich in einer Angelegenheit, die auch für Sie Interesse haben dürfte. Es handelt sich um den seinerzeit auch von Ihnen gesuchten Lindeby. Da ich Ihnen aber nicht zumuten möchte, Ihre Zeit mit ‚Aktenwälzen' zu verschwenden, darf ich vielleicht, auch auf die Gefahr hin, Eulen nach Athen zu tragen, Ihrem Gedächtnis ein paar Daten in Erinnerung rufen, und glaube das am einfachsten zu tun, wenn ich Ihnen anliegend

a) Kopie eines Zeitungsberichtes über den Fall ‚István von Fáy — Jonkheer Pieter van der Goes',

b) das aktenmäßig festgestellte Geständnis der Pariser Sängerin ‚Angèle Fleurie' in Sachen ‚Graf Wildberg-Messojedow' in genauester Kopie zuschicke.

Zu Fall b darf ich kurz bemerken, daß die auffallend hübsche Fleurie in der Pariser Lebewelt sehr bekannt und beliebt war. Ihr restloses Geständnis war wohl die Folge ihrer vollkommen zusammengebrochenen Nerven. Endlich füge ich als Anlage einen Zeitungsausschnitt bei, aus dem Sie ersehen, daß einer hiesigen Dame überaus wertvolle Papiere gestohlen worden sind, und zwar unter so eigenartigen Umständen und auf eine so überaus raffinierte Art und Weise, daß nur — wenn ich mich so ausdrücken darf — ein Künstler seines Metiers in Frage kommt. Ich habe nun den stärksten Verdacht, daß dieser Künstler Lindeby, alias Holbek, Graf Angelholm, Georg Petersen, Graf Wildberg, ist. Auch glaube ich, daß ein gewisser Frédéric Villier, der, wie Sie sich erinnern werden, den jahrelang auf das feinste ausgeklügelten Bilderdiebstahl im Staatsmuseum in Petersburg verübte, mit dem Gesuchten identisch ist. Dieser Mann versteht es meisterlich, von Fall zu Fall alle Brücken hinter sich abzubrechen und jede Spur zu verwischen. Noch nie ist seine Herkunft authentisch festgestellt worden. Bei Ihnen in Hamburg ist man ja der Ansicht, es handle sich um einen Deutschen, um den Sohn eines schlesischen Gutsbesitzers, der als junger Offizier den Abschied bekam. Jedenfalls spricht dieser Deutsche dann Französisch, Englisch, Russisch und Schwedisch genau so gut wie seine Muttersprache. Wo immer er auch war, man hat ihn stets für einen Einheimischen gehalten. Er hat seinen Weg über Lübeck nach Berlin genommen, dann angeblich weiter nach

München. Dort ist seine Spur verlorengegangen. Ich schicke Ihnen mit diesen Zeilen unsern Kriminalbeamten Kjoege, der Ihnen auch mit allen weiteren Unterlagen dienen kann. Meine Bitte an Sie geht nun dahin: Gewähren Sie Kjoege Ihre wertvolle Unterstützung.

Ich hoffe zuversichtlich, bald von Ihnen zu hören, und verbleibe bis dahin in alter Freundschaft

Ihr stets ergebener Kollege

Darhusen."

Diesem Brief legte der Kommissar die erwähnten Schriftstücke bei. Sie hatten folgenden Wortlaut:

„Bei dem berühmten Budapester Frauenmaler István von Fáy erschien vorgestern ein eleganter Herr mittleren Alters, der sich dem Künstler als Jonkheer van der Goes aus dem Haag vorstellte. Er überbrachte Grüße des Grafen Rechteren aus Amsterdam, dessen Gemahlin Herr von Fáy vor einigen Jahren gemalt hatte. Dies herrliche Bild sei der Grund seines Hierseins. Er sei von dem in der Vollendung gemalten Frauenporträt so entzückt, daß er auch seine Frau von derselben genialen Künstlerhand malen lassen wolle. Sollte er mit Herrn von Fáy übereinkommen, Frau van der Goes, die im Haag weile, zu malen, so würde diese gern nach Budapest kommen. Der Jonkheer erwähnte kurz, durch seinen großen Plantagenbesitz auf Java dort meist festgehalten zu werden, immerhin aber finde er doch die Zeit, alljährlich einige Monate in Europa zu verleben.

Herr von Fáy, dem der Holländer gefiel, nahm den

Auftrag gern an, und man einigte sich gleich auf den Tag der ersten Sitzung. Nach der Photographie mußte Frau van der Goes eine auffallend schöne Frau sein, so daß Herr von Fáy sich darauf freute, sie malen zu können.

Nun bat der Holländer den Künstler noch um eine Gefälligkeit: er habe zufällig von einem Gelegenheitskauf bei dem Juwelier Olivier gehört, und da er sich für schönen Schmuck interessiere, so hätte er sich das Kleinod heute früh angesehen. Es scheine sich in der Tat um eine Gelegenheit zu handeln. Da das Objekt aber einen immerhin beträchtlichen Wert habe, so lege er auf das Urteil eines anerkannten Kunstkenners großen Wert, ehe er sich zum Ankauf entschließen wolle.

Herr von Fáy sagte gern zu, und dies um so bereitwilliger, als der Fremde einen nach jeder Richtung hin vorzüglichen Eindruck machte. Es wurde verabredet, daß der Holländer am nächsten Nachmittag zusammen mit dem Juwelier wieder bei dem Künstler vorsprechen sollte, wo dann über die Frage des Ankaufs entschieden werden würde. Der Jonkheer besichtigte nunmehr das Atelier des Malers, und sein offen zur Schau getragener Enthusiasmus, die gewandt angebrachten Schmeicheleien, die nie die Grenze des Abgeschmackten streiften, gewannen ihm die Sympathie des Künstlers. Als Herr von Fáy ihn dann seiner Frau vorstellte, verstand es der Fremde, sich auch bei ihr angenehm zu machen.

Am nächsten Tage fuhr Jonkheer van der Goes wieder bei Olivier vor. Der Juwelier packte den Schmuck

vor den Augen des Holländers sorgsam ein. Er hüllte das lange, ziemlich breite Etui erst in ein Stück Seidenpapier, dann in einen Bogen gelbliches, festes Packpapier, das er mit zwei Gummiringen kreuzweise befestigte. Der Jonkheer kaufte dann noch einen schönen Perlring, angeblich für seine Tochter, und bezahlte den Ring sofort mit 900 Kronen aus seiner Brieftasche. Das Portefeuille war anscheinend wohlgefüllt.

Darauf fuhren die Herren zu dem Maler. Unterwegs ließ der Holländer an seinem Hotel halten: er wolle nur schnell eine Aktentasche holen, da er gegen Abend noch einen Geschäftsfreund aufzusuchen hätte. Nach kurzer Zeit erschien der Jonkheer wieder, mit einer braunen, gut gearbeiteten Ledertasche unter dem Arm. Die Herren fuhren nun direkt zu dem Künstler, wo der Schmuck sofort besichtigt wurde. Auch Frau von Fáy war zugegen. Es war ein wahrhaft königlicher Schmuck, der vom tiefblauen Samt dem Beschauer entgegenblitzte. Ein breites Diamantdiadem, mit herrlichen mattrosa Perlen durchsetzt, trug in der Mitte einen bläulichen Brillanten von besonderer Größe und fabelhaftem Feuer. Dazu gehörten zwei Ohrgehänge, die nicht minder schön waren: große, mattrosa Perlen, über denen ein wasserklarer Brillant funkelte. Herr von Fáy war ehrlich entzückt, und Jonkheer van der Goes erklärte, den Schmuck kaufen zu wollen. Natürlich habe er den Preis — 80 000 Kronen — nicht in bar bei sich, würde aber heute noch um das Geld telegraphieren und hoffe, morgen bestimmt die Summe da zu haben. Aus

seiner Brieftasche leistete er aber gleich eine Anzahlung von 5000 Kronen. Der Juwelier, sicher gemacht durch die Anwesenheit des Fremden im Hause des schwerreichen Malers und durch die mit einer gewissen gleichgültigen Selbstverständlichkeit geleistete Anzahlung, ließ in der Aufmerksamkeit, die zu seinem Geschäft gehörte, nach und akzeptierte ohne weiteres den Vorschlag des Holländers, nach dem Herr Olivier nun mit ihm nach seinem Hotel fahren sollte, wo man den Schmuck im Safe einschließen würde. Den Schlüssel zum Safe sollte der Juwelier behalten, bis das Geschmeide bezahlt sei. Daß in dem erstklassigen Hotel der Schmuck genau so sicher lag wie in seinem Geschäft, war klar. Außerdem wollte der Juwelier ja kein Mißtrauen zeigen, um den erwünschten Käufer nicht etwa zu vergrämen: schon viel zu lange fraß das schwer verkäufliche Schmuckstück Zinsen bei ihm.

Nachdem der Jonkheer das wieder sorgsam verpackte Etui nun in seine Aktentasche gelegt hatte, besprach er mit dem Maler noch einmal ausführlich die erste Sitzung seiner Frau und fuhr dann mit Herrn Olivier zu seinem Hotel, wo der Schmuck im Beisein beider Beteiligten vor den Augen des ersten Hoteldirektors im Safe Nr. 155 deponiert wurde. Herr Olivier schloß selbst das Safe ab und hakte den Schlüssel sorgfältig in sein Schlüsselbund ein, worauf er dem Holländer im Büro des Hotels eine Quittung über fünftausend Kronen schrieb.

Herr van der Goes schlug dem Juwelier nun vor,

gemeinsam zu essen, da es ihm für seinen geplanten Besuch doch etwas spät geworden sei. Auf dem Wege zu einem bekannten Restaurant ließ der Jonkheer am Telegraphenamt halten: er wolle seinem Bankier depeschieren. Als ihn Herr Olivier wieder in der Tür des Amtes erblickte, legte er die Empfangsbestätigung für das Telegramm gerade in sein Portefeuille. Die Herren aßen vorzüglich, tranken scharf, unterhielten sich ausgezeichnet, und es war spät geworden, als man sich endlich trennte. Die kurze Strecke zu seiner Wohnung legte der Juwelier zu Fuß zurück. Er war in bester Stimmung! Das wertvolle Schmuckstück, dessen Besitz ihm einige Sorgen gemacht hatte, war gut verkauft, der Ausländer hatte ihn amüsant und anregend unterhalten, die Stunden waren wie im Fluge dahingegangen.

Am nächsten Tage war Jonkheer van der Goes verschwunden. Man stürzte zum Safe 155! Das Paket lag genau an derselben Stelle, aber das Etui war leer! Erst nach einigen Minuten sah der beklagenswerte Juwelier, daß das Etui ein ganz anderes war, dem seinen nur ähnlich durch Größe, Format und Art der Verpackung.

Die Koffer, die der Fremde im Hotel zurückgelassen hatte, trugen keinerlei Merkmale, noch bargen sie irgendwelche Anhaltspunkte. Die Spur des Flüchtigen ging nach Paris, man glaubte ihm auch des öfteren auf der Spur zu sein, aber gefaßt hat man ihn bis jetzt nicht."

Die zweite Anlage, das Geständnis der bekannt hübschen Soubrette Angèle Fleurie von der Opéra Comique, lautete folgendermaßen:

„Ich war liiert mit dem russischen Diplomaten, Herrn von Messojedow. Er war nach Ausbruch des russisch-japanischen Krieges nach Paris versetzt, und ich lernte ihn auf einer Soiree bei dem Vicomte Ribaut de Chantilly kennen. Herr von Messojedow bewohnte eine schöne Wohnung in der Rue Directoire, die groß genug war, auch mir zwei hübsche Zimmer abzutreten. Meine Wohnung in der Rue de l'Amitié behielt ich bei. Etwa vor drei Monaten lernte ich den Grafen Adalbert Wildberg kennen. Ich frühstückte mit Herrn von Messojedow bei Prunier in der Rue de la Fôte, als ein sehr gut aussehender Herr, Ende der Dreißig, Platz suchend durch das Lokal ging. Er fiel nicht nur mir auf, auch an anderen Tischen wandte man sich nach der vornehmen Erscheinung um. Er grüßte meinen Begleiter. — Für mein Leben gern hätte ich mich gleich näher nach ihm erkundigt, unterließ es aber, da Herr von Messojedow solche Fragen nicht sehr liebte. Die kleinen Zimmer bei Prunier waren, wie immer zu dieser Zeit, sehr überfüllt. Der interessante Fremde fand keinen Platz, sah sich suchend um und trat dann nach kurzem Zögern auf unseren Tisch zu. Er wurde mir als Graf Wildberg vorgestellt. Die Herren kannten sich schon länger von einem der vielen Salons her, in dem die Mitglieder der russischen Botschaft verkehrten. Zur Zeit des Feldzuges der Russen gegen Japan standen die Deutschen bei den Russen hoch im Kurs, und somit war es natürlich, daß Herr von Messojedow dem Grafen mit Zuvorkommenheit begegnete.

Für mich begannen seit jenem Tage bei Prunier Monate, die ich niemals vergessen werde.

Schon gleich beim ersten Sehen war der Eindruck dieses Mannes auf mich ein seltsamer. Hätte er mich damals aufgefordert, aufzustehen und mit ihm zu gehen, ich glaube, ich wäre ihm, ohne mich auch nur einen Augenblick zu besinnen, ohne weiteres gefolgt.

Aber er tat nichts, was auch nur im geringsten an die Rechte des Russen gerührt hätte. Mir schien es nur, als streife sein Blick mich manchmal nachdenklich. Der Blick dieser dunklen Augen in dem rassigen Männergesicht ist mir immer noch in lebhafter Erinnerung. Damals ahnte ich nicht, was hinter dieser Stirn vorging, heute weiß ich es nur zu gut! Ich war diesem Grafen Wildberg verfallen von der ersten Minute des Sehens an. Mir ist es noch nie im Leben so ergangen, und bis heute fehlt mir jede Erklärung für den geradezu unerklärlichen Einfluß, den er über mich gewann. Ich sah Graf Wildberg im Laufe der nächsten Wochen jetzt öfter, teils im Beisein des Herrn von Messojedow, teils auf der Straße, dann wieder hinter den Kulissen der Oper. Er schien mich mehr und mehr zu suchen, und diese Erkenntnis erfüllte mich mit dem Gefühl einer unbeschreiblichen Glückseligkeit. Wochen des reinsten Glückes kamen für mich. Manchmal glaubte ich aus den Andeutungen des Grafen entnehmen zu dürfen, daß er ernstlich daran dachte, mich zu heiraten. Heute begreife ich nicht, wie ich daran glauben konnte. Aber ich hätte diesem Manne alles geglaubt! Er forderte nun einen

Beweis meiner Liebe, und indem er mir anvertraute, von seiner Regierung in geheimer Mission nach Paris geschickt zu sein, von deren Gelingen seine ganze Zukunft abhinge, bat er mich, ihm die Schlüssel zu dem Schreibtisch und Geheimfach des Russen zu verschaffen.

Ich überlegte damals keinen Augenblick. Und hätte er noch viel mehr gefordert, ich wäre unfähig gewesen, es ihm abzuschlagen. Das, was er wollte, war verhältnismäßig nicht schwer auszuführen, und ich erbot mich sogar, die Papiere selbst aus dem Schreibtisch zu nehmen. Wildberg küßte mich dankbar, und wir verabredeten nun, unter irgendeinem Vorwand mit Messojedow zusammen zu soupieren. Um zwei Uhr morgens wollte er dann unter einem bestimmten Fenster der Messojedowschen Wohnung stehen, um die Schriftstücke in Empfang zu nehmen.

Es war nicht leicht, den Russen zu dem Souper zu dritt zu bekommen. Er hatte wohl bemerkt, wie ich mich in den letzten Wochen verändert hatte, war es mir doch nicht immer gelungen, den Taumel, in dem ich mich befand, zu verbergen. Zudem hatte er mich mit Wildberg zufällig im Bois gesehen, und seine Eifersucht war rege geworden. Ich verabredete mit dem Grafen ein zufälliges Zusammentreffen bei Voisin, wo Messojedow oft mit mir aß. Das glückte denn auch. Der Russe holte mich an dem betreffenden Abend, wie sehr häufig schon, aus meiner Garderobe im Theater ab, und wir fuhren zu Voisin. Wildberg betrat das volle Lokal zu später Stunde, schien längere Zeit nach einem Platz zu suchen,

trat schließlich mit liebenswürdiger Anfrage an unsern Tisch und nahm auf Bitte Messojedows Platz. Der Russe war wohlerzogen genug, um von seiner Verstimmung nichts merken zu lassen, bald waren wir in angeregtester Unterhaltung, und mir fiel nichts weiter auf, als daß Graf Wildberg seine rechte Hand längere Zeit festgeschlossen neben seinem Teller liegen hatte. Er ließ sogar einen Gang unberührt vorübergehen. Da machte er den Russen plötzlich auf eintretende Gäste, halb rechts hinter seinem Rücken, aufmerksam, und in dem Moment, in dem Messojedow sich umdrehte, griff seine Hand blitzschnell über die Gläser des Russen hinweg nach der Menükarte. Ich sah eine kleine, weiße Tablette in das Champagnerglas fallen, die sich mit einem kaum wahrnehmbaren Zischen sofort auflöste. Als Messojedow sich umwandte, machte ihn der Graf auf einen Gang im Menü aufmerksam, das er in der rechten Hand hielt. Bald darauf goß der Russe, der immer in langen Zügen trank, sein Glas Champagner hinunter. Gegen Ende der Tafel wurde er merklich müde, klagte über leichtes Kopfweh, und wir brachen bald auf. Wildberg verabschiedete sich vor dem Restaurant von uns, und wir fuhren in die Wohnung Messojedows. Dort war alles, wie an jedem Abend, matt erleuchtet: das große Schreibzimmer, die Schlafzimmer, die Ankleideräume. Der Diener war längst schlafen gegangen. Auf dem runden Tisch im Schreibzimmer standen Obst und Wein, aber Messojedow nahm an diesem Abend nichts mehr zu sich. Er sei sehr müde und wolle gleich zu Bett gehen, sagte

er. Nachdem er mir den neuesten Roman vom Schreibtisch gegeben hatte, schob er mir eine Schachtel Zigaretten hin und ging in sein Schlafzimmer, das gleich neben dem Schreibzimmer lag. Nach einiger Zeit hörte ich, wie er sich niederlegte, und auch ich entkleidete mich nun in meinem Toilettezimmer und ließ im Baderaum das Wasser ins Bassin laufen. Ehe ich badete, warf ich einen Blick in das Schlafzimmer Messojedows. Die kleine, mattblaubeschirmte Lampe auf dem Nachttisch hüllte den Raum in unbestimmte Dämmerung, Messojedow schlief schon fest. Selbst das Plätschern des Wassers im Badezimmer hatte ihn nicht gestört. Ich badete und warf dann ein Negligé über. Um kein Geräusch zu machen, ging ich auf bloßen Füßen in Messojedows Schlafzimmer: er schlief ganz fest. Die Steppdecke war ihm von der Brust geglitten, und ich sah, wie seine Atemzüge das dünne Leinen des Pyjamas hoben und senkten. Trotzdem wartete ich noch eine halbe Stunde, ehe ich mich sicher genug glaubte, um den Schlüssel zu holen. Zuvor rüttelte ich Messojedow vorsichtig an der Schulter: er schlief ruhig weiter. Jetzt endlich öffnete ich leise die Nachttischschublade: — aber welch Schreck — sie war leer! Schnell ging ich ins Toilettezimmer des Russen, wo seine Kleider lagen, ich durchsuchte alle Taschen, die Schlüssel waren nicht zu finden! Noch einmal ging ich ins Schlafzimmer zurück, mein Blick fiel auf die herabgeglittene Steppdecke: dort am Boden lag das Schlüsselbund! Die furchtbare Aufregung, die mich ergriffen hatte, entspannte sich, ich

nahm die Schlüssel vom Teppich auf und ging zu dem Schreibtisch. Die Tür zum Schlafzimmer ließ ich offen, um den Russen im Auge behalten zu können. Ich kannte den Schlüssel genau, der große Diplomatenschreibtisch war schnell geöffnet. Im mittleren Fach war eine längliche Stahlkassette eingelassen. Auch diesen Schlüssel fand ich, aber — er paßte nicht! Endlich sah ich, daß über den Schlüsselbart zum Schutze der überaus feinen Konstruktion eine kleine Metallhülse gezogen war. Ich zog sie herunter, jetzt ging es, die Kassette öffnete sich wie von selbst. Rasch nahm ich die bewußten Papiere an mich. Das eine Schriftstück kannte ich; Herr von Mesjojedow pflegte oft zu Hause seine Arbeiten zu erledigen, und ich hatte einmal flüchtig den Titel gelesen: ‚Geheimakten der russischen Botschaft — Japanischer Krieg.' Dann suchte ich nach dem Schlüssel zu dem Geheimcode. Zwei Exemplare lagen da; ich nahm das eine an mich. Darauf verschloß ich alles sorgsam und legte die Schlüssel leise in die Nachttischschublade zurück. Ich machte nun rasch mit Zeitungspapier ein Paket aus den Akten, verschnürte es sorgfältig mit einem langen, festen Bindfaden, drehte die Stehlampe auf dem Schreibtisch aus, so daß das Zimmer ganz im Dunkeln lag, und ging zu dem betreffenden Eckfenster. Die Uhr zeigte noch nicht ganz auf zwei, aber ich öffnete doch schon den einen Flügel und sah hinab. Es regnete fein, und die Luft war mild. Unten ging eine Gestalt in dunklem langen Mantel vorüber, hielt aber nicht an. Jetzt bog aus einer Seitenstraße eine verspätete Nachtgesellschaft.

Sie ging laut schwatzend und lachend auf dem jenseitigen Trottoir vorüber. Die dunkle Gestalt ließ die Leute vorbei und drehte dann um. Noch einmal ging sie vorüber, ohne anzuhalten, beim dritten Male aber sah sie schnell zum Fenster hinauf.

Ich erkannte den Grafen Wildberg.

Ohne zu zögern, ließ ich das Paket an der langen Schnur herab. Unten blitzte ein Messer auf, der Faden wurde schnell durchschnitten, im nächsten Moment barg der dunkle Mantel das Paket. —

Dies Aufblitzen des Messers im trüben Laternenschein der Regennacht und das Wehen eines dunklen Mantels an der nächsten Straßenecke war das Letzte, was ich von dem Grafen Wildberg in meinem Leben gesehen habe.

Ich stand am nächsten Tage reisefertig in meiner Wohnung in der Rue de l'Amitié. Er wollte mich ja abholen, um mit mir zu fliehen. Ich wartete vergeblich; er kam nicht, ich habe den Grafen Wildberg nie wiedergesehen.

Alles übrige wissen Sie, meine Herren. Ich kann mich kurz fassen. Jetzt galt es, mich selbst zu sichern, keinen Verdacht aufkommen zu lassen. Ich kehrte zu Herrn von Messojedow zurück. Es sind furchtbare Wochen in jeder Beziehung, die ich hinter mir habe, Sie können es mir glauben!

Am zweiten Tage erst bemerkte Herr von Messojedow den Diebstahl. Er stürzte fassungslos zu seinem Botschafter, die Kriminalpolizei setzte sofort mit allen

Mitteln ein, der Kreis zog sich enger und enger, der Verdacht, der bald auf mich fiel, verdichtete sich mehr und mehr, bis er mich schließlich in die Untersuchungshaft führte. Meine Nerven hielten nicht mehr stand, ich brach seelisch zusammen und entschloß mich zum Geständnis. Ich habe es abgelegt in der Hoffnung, meine Strafe zu mildern. Da ich aber ganz bei der Wahrheit bleiben will, gestehe ich, es nicht abgelegt zu haben, um den Grafen Wildberg vor seine Richter zu bringen.

Es wäre mir noch heute ein schrecklicher Gedanke, diesen Mann in einer demütigenden Lage vor mir zu sehen."

Viertes Kapitel

Während sich die geschicktesten Detektivs Europas umsonst bemühten, seine Spur zu finden, verfolgte Naydeck mit bewundernswerter Energie seinen unerhört kühnen Plan. Das Verhältnis zum Fürsten hatte sich sehr angenehm gestaltet, er war viel mit ihm zusammen, Woronzeff bevorzugte seine Gesellschaft, und Naydeck verstand es immer wieder, ihn zu unterhalten und auf seine Interessen einzugehen. So wurde ihm Naydeck immer unentbehrlicher, und dieser hatte die beste Gelegenheit, den Russen bis in alle Einzelheiten zu studieren. In erster Linie dachte er an das Äußere. Den Schnurrbart trug er jetzt genau wie der Fürst. Damit es in keiner Weise

auffallen sollte, hatte er den Übergang nur ganz allmählich vorgenommen. Das Haar hatte er sich etwas länger wachsen lassen und ließ es glatt am Kopf anliegen. Er brauchte dasselbe Kopfwasser, dieselbe Seife wie Woronzeff, auf seinem Toilettentisch stand russische Eau de Cologne. Er nahm die ein wenig lässige, leicht nach vorn geneigte Haltung an, die Gregor Antonowitsch eigen war, brauchte dessen Redewendungen und Gesten, gewöhnte sich seine Manier zu essen an, am Spieltisch zu sitzen, die Zeitung zu halten, über die Promenade zu schlendern. Er gab sich mit Eifer dem Tontaubenschießen hin, in dem der Fürst Meister war, verschaffte sich dieselben Hüte, Anzüge, Krawatten, dieselbe Wäsche und verwahrte alles dies in seinen Koffern. Die Schmucksachen, die der Russe täglich zu tragen pflegte, hatte er sich in unecht nacharbeiten lassen. Nur die Manschettenknöpfe, die er sich damals in Paris bestellt hatte, waren echt. Schwer war es gewesen, dieselbe Uhr zu erlangen; es war eine eigenartige russische Arbeit in Platin, mit eingelassenen schwarzen Emaillearabesken. Naydeck hatte erst nach einigen Wochen das Muster so weit im Kopf, daß er sich die Uhr nacharbeiten lassen konnte.

Er ließ nichts außer acht. Es gab keine noch so geringfügige Kleinigkeit, über die er hinweggegangen wäre. Er ging sogar so weit, sich die Nägel genau nach denen des Fürsten zu pflegen. Am schwierigsten war es, seine Stimme der des Russen anzupassen. Sein außerordentlich gutes Gehör erleichterte ihm auch dies. Mit unend-

licher Ausdauer übte er sich immer und immer wieder darin, sein Organ nach dem des Fürsten zu modulieren, das weiche Timbre des Russen nachzuahmen. Durch geschickte Fragen brachte er ihn auf Worte, deren Klang er noch nicht ganz im Ohr hatte, jede feine Nuance ahmte er in seinem Zimmer Hunderte von Malen nach.

Durch all dies war er Woronzeff noch ähnlicher geworden. Immer öfter kam es zu Verwechslungen, die beide zu amüsieren schienen. Wenn Naydeck nicht das Einglas im Auge getragen hätte, wären die Verwechslungen sicherlich noch häufiger gewesen. Auch das Notizbuch füllte sich zusehends mit Aufzeichnungen in seiner Geheimschrift. Über die Besitzungen Woronzeffs wußte er bald gut Bescheid, der Fürst sprach gern von seiner Heimat. Manches Wertvolle erfuhr er auch von den näheren Bekannten Woronzeffs und namentlich von der schönen Guerreira, die ihn in ihrer mitteilsamen Art auch über die pekuniären Verhältnisse des Fürsten aufklärte, ohne es selbst zu merken. Danach hatte er sein Vermögen auf verschiedenen Banken liegen, teils in Papieren, teils in Bargeld. Große Summen steckten auch in industriellen Unternehmungen. Die riesigen Bareinnahmen, die seine Besitzungen abwarfen, wurden der Nationalbank in Petersburg überwiesen. Auch über die Familienverhältnisse hatte Naydeck vieles erfahren. Nichts war ihm zu unwichtig, um es nicht sorgsam seinem Gedächtnis einzuprägen. Manches hatte er auch von dem alten Kammerdiener Woronzeffs, dem braven Iwan, erfahren, mit dem er sich hie und da in der her-

ablassenden, leutseligen Art des großen Herrn unterhielt. Dann hatte er sich eine Generalstabskarte vom Gouvernement Perm und den Teilen des Kaukasus, in denen die Besitzungen Woronzeffs lagen, besorgt. Jede Stadt, jedes Dorf lernte er auswendig. Er versuchte, sämtliche Hotels, in denen der Fürst je abgestiegen war, in Erfahrung zu bringen, um sie einst aufsuchen oder meiden zu können. Heimlich nahm er sich die Monogramme von den Koffern, um sie später auf seinen eigenen anbringen zu können. Manche Stunde der Nacht benutzte er, um seine russischen Sprachkenntnisse zu erweitern. Er beherrschte die leichte Salonkonversation zwar vollkommen, aber jetzt war es ihm vor allem um die russische Geschäftssprache zu tun, da der Fürst alle seine Geldgeschäfte selbst zu führen pflegte.

Über Ende und Ziel seiner Pläne kamen ihm oft genug Gedanken, aber keiner nahm feste Gestalt an. Alles Gute in ihm sträubte sich, an einen eventuellen Tod Woronzeffs zu denken. Hatte er auch viel in seinem Leben gewagt, war er auch zu einem Abenteurer durch und durch geworden, an einem Menschenleben hatte er sich nie vergriffen. Er wies diesen Gedanken auch immer wieder weit von sich. — Vielleicht war es möglich, den Fürsten zu zwingen, irgendwo unterzutauchen, unter einem andern Namen unerkannt zu leben? Aber er verwarf diesen Gedanken schnell. Das war ja ganz unmöglich, konnte nie sein! Den Fürsten zwingen, unter dem Namen Naydeck weiterzuleben? Alles Hirngespinste, müßige Phantasien! Aber noch war er nicht

so weit, noch stand diese Frage nicht zur Beantwortung, war keine brennende. Inzwischen gab es noch vieles andere zu tun. Da war zum Beispiel der alte Diener Woronzeffs, Iwan Trussewitsch. Nie konnte Naydeck seinen Plan durchführen, solange der alte Iwan im Dienste des Fürsten stand. Er, der tausend Eigenheiten und Gewohnheiten seines Herrn aus all den Jahren, die er ihm diente, kannte, der den Fürsten als Kind auf den Armen getragen hatte, war nicht zu täuschen. Er würde den falschen Fürsten sofort erkennen!

Durch kein Geld würde der alte Iwan zu bewegen sein, eine andere Stellung anzunehmen. Woronzeff würde ihn auch nie entlassen. Naydeck hatte flüchtig an einen fingierten Diebstahl gedacht, der dem Diener leicht zur Last zu legen gewesen wäre. Aber das Leben des Alten wäre damit vernichtet worden, und dagegen sträubte sich sein Empfinden.

So faßte er einen andern Plan, durch den er mehrere Fliegen mit einer Klappe zu schlagen gedachte. Indem er geschäftliche Angelegenheiten in Deutschland vorschützte, verabschiedete er sich von Woronzeff und seinen Bekannten.

„Wo treffen wir Sie wieder, lieber Naydeck?" fragte Gregor Woronzeff. „Wir gehen im Mai nach Trouville."

„Meine Geschäfte werden bis dahin erledigt sein, verehrter Fürst. Wir sehen uns also bestimmt im Mai in Trouville wieder."

Der Abschied von Woronzeff war ein herzlicher: sie waren fast Freunde geworden.

Die Guerreira verriet durch nichts ihre wahren Gefühle. Mit gleichgültiger Liebenswürdigkeit verabschiedete sie sich in Gegenwart Woronzeffs von Naydeck. Aber ihm konnte es trotzdem nicht entgehen, ihr war die Trennung nicht recht. Niemals seit jenem ersten Abend war ihm die Tänzerin je wieder so entgegengekommen; aber er fühlte es trotzdem ganz deutlich, er war ihr nach wie vor durchaus nicht gleichgültig. Er hatte Zeit genug gehabt, über den eigentümlichen Zufall nachzudenken, daß die Geliebte des Mannes, den das Schicksal ihm in den Lebensweg geführt hatte, ein offenbares Interesse — wenn nicht mehr — für ihn hatte. Jedenfalls war es ihm klarer denn je geworden, daß dieser Zufall ihm einerseits gelegen kam, andererseits aber auch ein ungewöhnlich großes Maß feinster Taktik und klügster Vorsicht forderte. Vorläufig konnte es seinen Plänen nur vorteilhaft sein, die Sympathie der Tänzerin für sich zu haben. Die kurze Trennung — so rechnete er — würde ihre Gefühle für ihn nur wärmer werden lassen. Er verabschiedete sich von ihr mit jener ritterlichen Höflichkeit, die er ihr gegenüber immer beobachtet hatte, und die ihr die Möglichkeit nahm, auch nur den leisesten Blick in sein Inneres zu tun. Vorläufig wollte er für sie ein unbeschriebenes Blatt bleiben, alles andere würde sich dann aus den Verhältnissen ergeben. — —

Als Naydeck Ende Mai in Trouville eintraf, lagen anstrengende Wochen hinter ihm. Er war in Rußland gewesen, das Schicksal Iwans war schon unterwegs,

und er hatte zugleich wertvolle Kenntnisse gesammelt, die ihm für seine Pläne überaus wichtig waren. Auf der endlos langen Fahrt, quer durch Rußland in das Gouvernement Perm, hatte er Muße genug gehabt, sich in der Handschrift Woronzeffs zu üben. Jeden Federstrich von der Hand des Fürsten hatte sich Naydeck in der letzten Zeit sorgfältig gesammelt, Karten, schnell hingeworfene Zeilen, für seinen Diener oder Chauffeur bestimmt, eine Aufforderung, mit ihm zu essen, auf der Rückseite einer Visitenkarte. Er hatte sich vom Schreibtisch einige Notizen, vor allen Dingen die große deutliche Unterschrift unter einem Geschäftspapier, unauffällig aneignen können. Alles dies benutzte er zu seinen Studien.

In Perm ging er in eine einfache Herberge. Bei einem jüdischen Trödler beschaffte er sich verschiedene Gegenstände, die er für eine Verkleidung nötig hatte. Mit falschem Bart, einer Perücke und in den alten, schäbigen Sachen, die er bei dem Juden gekauft hatte, verließ er heimlich das Gasthaus und erhandelte sich noch einen Hausiererkasten mit allerlei billigem Tand. Dann suchte er nach Fahrgelegenheit. Nach langem Feilschen erstand er einen Platz im Postschlitten. Die entsetzliche Fahrt durch Eis, Schnee und die unbeschreibliche Einöde, auf schnurgerader Straße, schien kein Ende zu nehmen. In einem alten Schafpelz, eine schäbige Pelzmütze auf dem Kopf, saß er auf dem Gefährt. Das eintönige Klingeln der Schellen wurde nur von den wilden Flüchen oder freundlichen Liebesworten unter-

brochen, mit denen der Kutscher die abgetriebenen Gäule in stetem Wechsel bedachte.

Endlich war er am Ziel, nachdem er die Hoffnung, überhaupt jemals anzukommen, schon fast aufgegeben hatte! In dem kleinen Dörfchen Recze fragte er nach der alten Trussewitsch. Man wies ihn zu einer winzigen Baracke aus Lehm und Birkenstämmen, blieb neugierig vor der Hütte stehen: ein Besuch bei der alten Dusha! Das war ja ein Wunder, selbst wenn es nur ein armer Hausierer war.

Als die Alte hörte, daß er der Freund ihres Iwan sei, kannte ihre Freude keine Grenzen. Sie nahm den Fremden so gut auf, als es ihre Armseligkeit vermochte, rückte einen Stuhl ans Herdfeuer, trug Tee, Salzfische und Brot herbei, hing an den Lippen des Gastes, wußte nicht, was sie zuerst fragen sollte. Was konnte sie auch lieber hören, als daß ihr alter Iwan sich in Sehnsucht nach ihr verzehrte, und daß er sich nichts mehr wünschte, als für den Rest seines Lebens heimzukehren! Er hätte Geld genug bei seiner Durchlaucht dem Fürsten gespart, ließ er ihr sagen, für sein Alter und das seiner guten Dusha sei gesorgt, eine Kuh würden sie kaufen können und Wolle zum Spinnen und immer Zucker in den Tee. Bis an ihr Lebensende wären sie versorgt. Es sei aber leider wenig Aussicht heimzukehren. Der Fürst käme dies Jahr nicht mehr nach Rußland, und wenn, dann nur nach Petersburg oder zur Jagd nach Pawlador. Nach Baltschara würde er kaum kommen. So bliebe dem alten Iwan

nicht viel Hoffnung, seine alte Heimat je wiederzusehen. Vielleicht würde er auch bald sterben müssen, er sei inzwischen doch alt geworden, und der Gedanke, die Heimat und sein Weib vielleicht nie wiederzusehen, stimme ihn oft traurig.

Die Alte weinte bitterlich.

„Es gibt nur eine Möglichkeit," sagte der Freund ihres Iwan, „daß du deinen Alten noch einmal wiedersiehst. Du mußt ihm schreiben, du seist krank, und wenn er dich noch einmal sehen wolle, so müsse er bald kommen. Das sei dein letzter Wunsch auf dieser Welt. Auch seine Kinder und Enkel hätten Sehnsucht nach ihm. Gott möge seine Schritte bald heimwärts lenken."

Die alte Duscha nickte und schluchzte, und Naydeck schrieb dann einen Brief, unter den sie mit zitternder Hand ihren Namen, das einzige Wort, das sie schreiben konnte, kritzelte. —

Daß in dem Briefe stand, Iwan möge den Fürsten anflehen, ihn nach Hause zu schicken, es sei die letzte Bitte seiner todkranken Frau — das wußte die Alte nicht. Naydeck zog nun geheimnisvoll einen schweren Beutel, entnahm ihm fünfhundert Rubel in Gold und zählte sie der erstaunten Alten auf den Tisch.

„Ein Teil der Ersparnisse deines Iwan," sagte er, „er hat sie mir für dich mitgegeben."

Wären wirklich in dem einfachen Gemüt der alten Frau irgendwelche Zweifel an der Wahrheit der Worte des Fremden aufgetaucht, die große Summe Geldes, die ihr der alte Iwan durch ihn schickte und die er ihm

auf der weiten Reise anvertraut hatte, hätten sie im Keime erstickt. Mit zitternden Händen zählte sie das Geld, und mit einem vorsichtigen Blick durch die trüben kleinen Fensterscheiben auf die schmutzige Dorfstraße verbarg sie es in ihrem Bettsack: sie war einsam und verlassen, eine alte schwache Frau. Allerlei lichtscheues Gesindel trieb sich herum. Daß nur um Gottes willen nichts von dem Schatz, den ihre Hütte barg, bekannt würde!

Naydeck hatte seinen Zweck bei der alten Frau vollkommen erreicht. Mochten sich die beiden Alten später den Kopf zerbrechen, über das Woher des Geldes und den unbekannten Freund. Was ging es ihn an? Für jetzt hieß es, sich nicht durch untergeordnete Fragen abzulenken, sondern das große Ziel fest im Auge zu behalten und weiter zu verfolgen.

Er war dann nach Baltschara gewandert. Ein mühseliger, stundenlanger Weg. Am Eingang des Schlosses hatte er den Polen Stephan Trojatzki gesehen, und diese flüchtige Begegnung war ihm für später sehr wertvoll. Er hatte sich die Züge des großen, vierschrötigen Mannes, mit dem roten, dicken Gesicht und den kleinen, verschmitzten Augen möglichst genau eingeprägt. Dann bettelte er in der Schloßküche, bekam zu essen, hatte dem Gesinde seine Ware angeboten, den Mädchen die Karten gelegt. So war ihm Gelegenheit geworden, unverfängliche Fragen zu stellen und dies und das aus den Mädchen herauszulocken. Er hielt Augen und Ohren offen und erfuhr so manches. Was er in

Erfahrung brachte, lohnte die Mühen und Anstrengungen der letzten Tage reichlich. Die Leute waren redselig und offen, waren froh, in ihrer Einsamkeit einmal wieder etwas Neues zu hören, sie behielten ihn gerne ein paar Tage da. In der kleinen Herberge von Baltschara hörte er noch so mancherlei, was ihm von Wichtigkeit war und sein Rüstzeug immer stärker und fester machte. Um vieles sicherer und ruhiger konnte er nach Trouville zurückkehren. —

Die Familiengeschichte und Verwandtschaftsverhältnisse Woronzeffs waren ihm nun ganz geläufig. Die Gefahr, sich eine Blöße zu geben, schien kaum noch zu bestehen. Alles lag äußerst günstig. Die meisten der Verwandten Woronzeffs lebten in Moskau, so daß man ihnen leicht aus dem Wege gehen konnte. Der einzige Bruder des Fürsten, Anton Antonowitsch, hauste in völliger Zurückgezogenheit auf seinen enormen Besitzungen am Don. Früher einer der größten Lebemänner Moskaus, war er von seiner Frau, der schönen Baby Wobrinska, geschieden worden. Irgendeine üble Weibergeschichte, die damals in der Petersburger Gesellschaft viel Staub aufgewirbelt hatte, brach ihm das Genick. Er wurde, ob schuldig oder unschuldig, das konnte niemand recht sagen, seiner Stellung als Generaladjutant des Zaren enthoben und vom Hofe verbannt. Mit sich und der Welt zerfallen, zog er sich grollend auf seine Güter zurück, wo er als großer Herr lebte, aber wenig Menschen sah. Mehr als zwei- oder dreimal im Jahre schrieben sich die Brüder kaum, ge-

sehen hatten sie sich seit Jahren nicht. Dem Fürsten Anton Antonowitsch wurde ein rücksichtsloser, ja brutaler Charakter nachgesagt, der sich mit den Jahren immer weniger hinter der glatten Maske des Petersburger Hofmannes zu verbergen wußte. Begreiflich, daß sich die Brüder nicht suchten: der finstere, menschen- und weltfeindliche Sonderling und der durch und durch chevalereske Fürst Gregor Antonowitsch, der mit großer natürlicher Liebenswürdigkeit viel Lebensfreude verband. Er verstand die seltene Kunst, Menschen und Dinge zu sehen, wie er sie sehen wollte, und dies Talent half ihm immer wieder über gelegentliche trübe Stunden hinweg. Nichts zog ihn in die Einsamkeit des verbitterten Bruders.

Die geschiedene Fürstin Anton Antonowitsch hatte den Prinzen Michael Galizyn geheiratet, einen alten weißhaarigen Grandseigneur, der sein Schloß in der Krim nicht mehr verließ, und so war auch sie dem Gesichtskreis der ehemaligen Verwandten entschwunden. Die Angehörigen der Fürstin Maria Annunciata hielten gegen Woronzeff, seitdem er sich von seiner Frau getrennt hatte.

Woronzeff liebte von jeher das westliche Europa. Er war in Paris, London, Rom, Nizza gleich gut zu Hause, hatte überall die besten Beziehungen, eine Menge guter „Bekannter". Wirkliche „Freunde" hatte er kaum. Seiner ganzen Art, die immer etwas in der Reserve blieb, lag es nicht, leicht Freundschaften zu schließen. Seine kluge und anregende Persönlichkeit, sein Rang,

sein großer Reichtum öffneten ihm alle Türen, und mit großer Geschicklichkeit und sicherem Takt verstand er es, die Guerreira einzureihen oder auszuschalten, so daß ihre Gegenwart als etwas Gegebenes, Selbstverständliches ohne weiteres hingenommen wurde, und darum niemals genierte oder zweifelhafte Situationen schuf. Die Tänzerin war klug genug, sich ihm in diesem Punkte zu fügen. Die Millionen im Hintergrund glänzten und glitzerten und überstrahlten mit ihrem Schein so manches, was einem gewöhnlichen Sterblichen nicht verziehen worden wäre. Wenn jener gewisse Charme slawischer Liebenswürdigkeit den Fürsten, diesen formvollendeten Weltmann, auch fast niemals im Stiche ließ, so schien es Naydeck manchmal doch, als blitze in den dunklen Augen des Russen gelegentlich etwas auf, was wohl ein Erbe seiner Väter sein mochte, das er mit seinem Bruder Anton Antonowitsch teilte. Ein jähes Auffunkeln war es, ein blitzartiges Licht von Jähzorn, das alle die, die den Fürsten näher kannten, zur Vorsicht mahnte. Allerdings hatte Naydeck es nur ein einziges Mal erlebt, den Fürsten die Herrschaft über sein Temperament für einen Augenblick verlieren zu sehen.

Woronzeff hatte einige Gäste im Hotel de Paris in Monte Carlo zu Tisch, darunter den Grafen Dolgorucki, einen jungen Gardeoffizier aus Petersburg, dem, wie man allgemein bemerkte, nicht nur der Champagner ausgezeichnet schmeckte, sondern den auch die Reize seiner schönen Nachbarin, der Guerreira, entflammten und dazu verleiteten, der Tänzerin schärfer den Hof zu

machen, als er es vielleicht gewagt haben würde, wenn er den Fürsten besser gekannt hätte.

Rosaria Guerreira hatte lange schwedische Handschuhe angehabt, die die Arme bis zu ihrer silberdurchwirkten, weißen Samttoilette neidisch verhüllten. Sie hatte die Handschuhe über den Händen zurückgestreift, und auf ihren schlanken, von der südlichen Sonne leicht bräunlich gefärbten Händen blitzten die kostbaren Ringe.

Als das Dessert herumgereicht war, neigte sich der junge Graf plötzlich und drückte einen Kuß auf die Hand der Guerreira. Dann schob er den langen Handschuh weiter zurück, und seine Lippen berührten ihren Arm.

Naydeck gewahrte es mit einem Blick — sein zweiter flog zum Fürsten. Es war ihm sofort klar: Woronzeff hatte alles gesehen!

Das sonst blasse Gesicht des Fürsten war dunkelrot angelaufen, an den Schläfen sprangen die Adern hervor, in den dunklen Augen glühte ein unheimlicher Funke auf. Der Fürst hielt ein Glas mit rotem Wein in der Hand. Naydeck sah, wie sich seine Finger um das Glas krampften; er glaubte, es im nächsten Augenblick in das Gesicht des Grafen fliegen zu sehen. Allgemein war man aufmerksam geworden. Nur die Tänzerin und Graf Dolgorucki schienen nichts bemerkt zu haben. Jeder hielt den Atem an ... was würde im nächsten Moment geschehen? ...

Die Finger des Fürsten ließen das Glas fahren, er warf mit seinem goldenen Bleistift einige Worte auf

die Rückseite der Menükarte, die er der Guerreira durch seinen Kammerdiener hinüberschickte.

Sie nahm die Karte, noch lächelnd, vom silbernen Tablett — las sie — und das Lächeln erstarb ihr auf den Lippen. —

Sie wurde sehr blaß, ihr unsicherer Blick flog zum Fürsten: in den schönen Augen lag ein fast flehender Ausdruck. — Sie sah in ein lächelndes Gesicht, aber in den eiskalt blickenden Augen stand eine so furchtbare Drohung, ein so unbarmherziger, stahlharter Wille, daß sie unter diesem zwingenden Blick förmlich zu erbeben schien. —

Und nun geschah etwas Seltsames: die Guerreira zog langsam, mit leise zitternden Händen, die langen Handschuhe aus und legte sie neben ihren Teller. — Der Fürst hatte jede Bewegung verfolgt. — Die ganze Gesellschaft saß wie gelähmt, jeder fühlte den Höhepunkt einer höchst unerquicklichen Szene herannahen.

Jetzt beugte sich Woronzeff über den Tisch, um seine Lippen spielte ein grausames Lächeln, mit einer leichten Handbewegung wandte er sich an seinen Gast:

„Auf meine Bitte hat Madame die Gnade gehabt, ihren Handschuh auszuziehen — Graf Dolgorucki. Ich habe es Ihnen bequemer machen wollen."

Eine unheimliche Stille trat ein, die Gäste fühlten sich mehr als unbehaglich. Weder die Guerreira noch Graf Dolgorucki wagten aufzublicken, sogar die Bedienung stand wie erstarrt, eine in ihrer Lautlosigkeit bedrückende Stille lastete über dem Raum.

Jetzt erhob sich der Fürst langsam zu seiner vollen Größe, blickte sich um, seine Augen glühten, die Nasenflügel bebten leise: er war in diesem Moment anzusehen wie eine schöne Bestie, in der die Wut kocht. Man sah ihm an, mit welch ungeheurer Anstrengung er sich bemühte, seine Fassung wiederzugewinnen. Jetzt machte er eine allseitige, leichte Verbeugung:

„Meine Herren, wenn es Ihnen recht ist, heben wir die Tafel auf. Darf ich Sie bitten, mich zu beurlauben: ich habe heftiges Kopfweh und möchte mich zurückziehen."

Alles erhob sich.

Dann wandte sich Woronzeff an die Tänzerin:

„Darf ich fragen, Madame, ob Sie die Absicht haben, den Herren noch weiter Ihre liebenswürdige Gesellschaft zu schenken, oder ob Sie Ihre Zimmer aufzusuchen wünschen?"

In der höflichen Frage lag ein schroffer Befehl! Ohne ein Wort der Erwiderung verabschiedete sich die Guerreira durch ein Neigen des schönen Kopfes von der aufgestörten Tafelrunde und verließ mit Woronzeff den Saal. —

An diese Begebenheit hatte Naydeck denken müssen, als er durch die weiten Ebenen Rußlands zurückfuhr. Wie wohl der Fürst als Vater sein mochte? Naydeck konnte ihn sich in dieser Rolle nicht recht vorstellen. „Maria Virgilia" hieß die kleine Prinzessin. Vater und Tochter schrieben sich häufig, auf dem Schreibtisch des Fürsten stand die Photographie eines entzückenden

Backfisches. Gelegentlich hatte Woronzeff ihm erzählt, seine Tochter solle bis zu ihrem achtzehnten Geburtstage in England bleiben.

In Trouville fand Naydeck einen höchst angenehmen Kreis vor. Woronzeff hieß ihn herzlich willkommen, war sichtlich erfreut, den Entbehrten wieder zu haben. Die schöne Guerreira glänzte in den fabelhaftesten Toiletten. In den bezauberndsten Badekostümen begeisterte sie die Herren, erregte den Neid der Damen. Abends erstrahlte sie im Glanz ihres märchenhaften Schmuckes.

Es konnte Naydeck nicht entgehen, daß ihr Verhältnis zu Woronzeff noch kühler geworden war. Die Guerreira war viel zu klug, um irgend jemand leicht Einblick in ihr Inneres zu gestatten. Aber für ihn konnte es keinen Zweifel geben: sie wahrte nur den Schein, trug die Abhängigkeit widerstrebend und sann heimlich auf Mittel, sich so oder so von der drückenden Fessel frei zu machen. Die Huldigungen des Conte d'Aresa, der sich auch in Trouville eingefunden hatte, ließ sie sich lächelnd gefallen. Aber der Graf diente ihr doch mehr als Zeitvertreib und erhielt ziemlich unverblümt den Laufpaß, sobald Naydeck in Erscheinung trat. Daß die Guerreira ihn suchte und seine Gesellschaft jeder andern vorzog, war gar nicht zu verkennen. In ihre meist ein wenig spöttisch oder kalt blickenden Augen konnte ein warmer Ausdruck treten, wenn er sich ihr widmete, und Naydeck wurde es immer mehr zur Gewißheit: die Trennung hatte ihre Sympathien nur verstärkt, ja sie offenbar in Zuneigung verwandelt.

Er hatte die Tänzerin immer ernst genommen, nicht nur die schöne, galante Frau in ihr gesehen, der man gewagte Schmeicheleien sagen durfte. Er hatte sie stets als Dame behandelt, hatte sich nie das geringste gegen sie herausgenommen. Dies hatte ihm wohl ihre Dankbarkeit eingetragen, hatte ihrem feinfühligen, sensiblen Charakter wohlgetan. Und wieder — das Bewußtsein, im Herzen der schönen, verwöhnten Frau einen Platz erobert zu haben, schmeichelte Naydecks Eitelkeit. Er war an leichte Erfolge gewöhnt. Aber die Guerreira war schließlich nicht ohne weiteres mit all den Frauen zu vergleichen, die ihm Rosen auf den Lebensweg gestreut hatten. Sie war doch in vieler Beziehung weit über dem Durchschnitt, und je mehr er — durch die Verhältnisse gezwungen — über sie nachsann, desto mehr kam er zu dem Schluß, daß es sich nicht nur um eine flüchtige Laune handeln konnte, nicht nur um eine Angelegenheit des Herzens, mit der sie verhältnismäßig leicht hätte fertig werden können, weil sie nicht viel Herz besaß, sondern daß diesmal Herz und Sinne bei ihr zugleich sprachen. Sie stand so stark unter dem Eindruck seiner Persönlichkeit, daß ihn diese Erkenntnis einerseits zur Vorsicht mahnte, während er sich andererseits klar darüber war, wie nützlich ihm dieser Umstand werden konnte.

Zu einer Aussprache war es zum Glück noch nicht gekommen, und wenn seine Empfindungen vorläufig auch nur Vermutungen waren, so fühlte er doch instinktiv die Macht, die er über die Tänzerin ausübte, und diese

Macht im Interesse seiner Pläne auszunutzen, war eine der wichtigsten Aufgaben, vor die er sich gestellt sah. Vorläufig mußte er die Guerreira fühlen lassen, daß auch er ihr nicht gleichgültig gegenüberstand, daß seine Achtung für sie und den Fürsten ihn aber abhielt, ihr irgendwie näherzutreten. Diese Taktik gab ihm das Recht zu einer gewissen Reserve, einer Art entsagungsvoller Resignation, die zugleich geeignet war, ihm in den Augen der Tänzerin einen neuen Reiz zu geben.

So vergingen die Tage in einem leisen, prickelnden Spiel zwischen den beiden, und nur ein ganz scharfes Auge hätte den Ernst erkennen können, der diesem Spiel zugrunde lag.

Eines Morgens fand Naydeck den alten Iwan in hellster Aufregung. Seine kleinen, gutmütigen, schräggestellten Augen glänzten feucht. Der Brief war also richtig eingetroffen. Naydeck hatte ihn auf der Durchreise in Perm eingesteckt. Immer und immer wieder küßte der Alte den Rockärmel seines Herrn. Der Fürst hatte ihm die Rückkehr in die geliebte Heimat erlaubt. Sobald er einen Nachfolger für den braven alten Mann gefunden haben würde, sollte er reisen. Nun galt es, Woronzeff zu bewegen, keinen Russen wieder in seinen Dienst zu nehmen. Naydeck hatte seine guten Gründe, einem Diener anderer Nationalität den Vorzug zu geben. Die Notwendigkeit, einem Russen gegenüber immer den Landsmann spielen zu müssen, hätte auf die Dauer unbequem werden können.

Da kam ihm der Zufall zu Hilfe. Als er beim Früh-

stück meinte: „Die englischen Kammerdiener sind in ihrer Vollkommenheit unerreicht", bestätigte dies Graf d'Aresa und stellte Woronzeff seinen Kammerdiener, einen Engländer, zur Verfügung, der in jeder Beziehung ganz vorzüglich, ihm aber auf die Dauer doch zu teuer sei.

Der Fürst sah sich den Mann an, er gefiel ihm, und so kam es schneller, als Naydeck gehofft hatte, daß der alte Iwan, reich beschenkt, von seinem geliebten Herrn Abschied nahm, um in die Heimat zurückzukehren. Statt seines gutmütigen, dicken Gesichtes sah man jetzt die glatten, unnahbaren, sich immer gleich bleibenden Züge des Mr. Little in den Zimmern Woronzeffs.

Naydeck mied den neuen Kammerdiener, soweit dies immer möglich war. Dabei beobachtete er ihn aber scharf und erkundigte sich auch gelegentlich bei Woronzeff, wie er mit Little zufrieden sei. Bei diesen Nachfragen erfuhr er dann meist irgend etwas, was ihm zu wissen wertvoll war oder doch wenigstens wertvoll werden konnte.

Fünftes Kapitel

So kam der Herbst heran. Trouville, wo man eine angenehme Zeit gehabt hatte, wurde kühl und still, und Woronzeff schlug vor, in Paris die Herbstrennen anzusehen und dann nach Capri zu gehen. Der Fürst, durchaus unabhängig von Zeit, Geld und Ort, machte sich nach Art großer Herren keinen Augenblick Gedanken darüber, daß der Graf möglicher-

weise nicht in derselben angenehmen Lage sein könnte. — Seine Gesellschaft war ihm immer angenehmer, ja fast unentbehrlich geworden. Hatte es früher oft Stunden gegeben, in denen er mit sich und der Welt nichts Rechtes anzufangen wußte, so kam dies jetzt kaum mehr vor: Naydeck verstand es ausgezeichnet, anregend zu unterhalten, die Zeit immer angenehm unterzubringen. Der Fürst hörte auch gern dem Wortgeplänkel zu, in dem sich die Guerreira und Naydeck gefielen. Die Schlagfertigkeit der Tänzerin, der Witz des Grafen amüsierten ihn. Naydeck machte aus seiner Bewunderung für die Schönheit und Grazie Rosaria Guerreiras auch durchaus kein Hehl. Aber in seiner Art ihr gegenüber lag doch immer eine gewisse Zurückhaltung, die die Grenze klug erkannte, bis zu der er gehen durfte, ohne dem Fürsten zu nahe zu treten. Dieser fühlte das auch genau, und es schmeichelte seiner Eitelkeit doch ein wenig, von einem so urteilsfähigen und welterfahrenen Mann, wie Naydeck es ohne Zweifel war, die Geliebte so anerkannt zu sehen.

Es war kaum möglich, sich in Naydecks Gesellschaft zu langweilen. Gebildet genug, um auch über ernste Fragen gut und klug sprechen zu können, trieb er jeden Sport, war nie Spielverderber und verstand es ausgezeichnet, jede Langeweile fernzuhalten.

Nach den geräuschvollen Wochen in Paris, mit all den vielen Bekannten, Rennen, Theatern und Vergnügungen aller Art, empfand man die Stille Capris um so wohltuender.

Wie überall, so hatte sich auch hier bald ein Kreis angenehmer Leute um die Person Woronzeffs eingefunden, und fast immer sah der Fürst an seinem Tisch im Quisisana-Hotel einige Gäste.

Soviel Naydeck auch mit Woronzeff zusammen war, so verstand er es doch, sich durch eine kaum merklich geübte Zurückhaltung rar und darum immer wieder wertvoll zu machen.

Seine Hauptsorge war jetzt, die Tänzerin von dem Fürsten zu trennen, und oft, wenn ihn in den heißen Nächten der Schlaf floh, grübelte er darüber nach, wie dies am besten zu erreichen sei. Da wurden die Verhältnisse ihm zu Verbündeten. Seine erste Wahrnehmung bei seinem Eintreffen in Trouville, daß das Verhältnis zwischen dem Fürsten und der Guerreira seit dem peinlichen Vorfall damals während des Soupers im Hotel de Paris in Monte Carlo einen unheilbaren Riß bekommen hatte, fand er immer mehr bestätigt. Die Tänzerin konnte und wollte die Demütigung dieses Abends nicht vergessen. Sie war zu praktisch und zugleich zu verwöhnt, um das rein Materielle ihrer Lage nicht als bequem und angenehm zu empfinden. Aber sie litt doch auch wieder zu sehr unter der fast restlosen Aufgabe jeder persönlichen Freiheit, litt um so mehr darunter, je stärker es sie zu Naydeck zog. Dazu kam ihr großer Ehrgeiz, der dem Bewußtsein ihrer Künstlerschaft als Tänzerin von Weltruf entsprang. Ihr Entschluß, das Verhältnis zu dem Russen später oder früher zu lösen, schien unabänderlich festzustehen, und da eine tiefere Neigung

sie wohl niemals gebunden hatte, so war er ihr um so leichter gefallen.

Die Guerreira war viel zu taktvoll, um zu versuchen, Naydeck ihr Vertrauen aufzuzwingen. Aber hie und da hatte sie doch vorsichtig Andeutungen gemacht, die nicht mißzuverstehen waren, und in denen der Wunsch nach einer klärenden Aussprache lag. Naydecks Gewandtheit war es noch immer gelungen, einer solchen auszuweichen. Aber unverkennbar spitzte die Lage sich zu. Die Guerreira zeigte unverhohlen ihre Freude, wenn sie mit Naydeck ungestört plaudern konnte. Ihre schönen, dunklen Augen sprachen eine immer deutlichere Sprache. Brachte er ihr gelegentlich einige Blumen, so konnte er sicher sein, sie abends an ihrem Kleide wiederzusehen. Sie versuchte herauszufinden, welche ihrer Toiletten ihm besonders gefielen, um dann häufig darin zu erscheinen: kurz, sie wollte ihm gefallen und machte kein Hehl daraus, wie sehr er ihr gefiel.

Und auch Naydeck gestand es sich in stillen Stunden ein, dem Zauber und der Schönheit dieser Frau nicht so kühlen Herzens gegenüberzustehen, wie es in seiner Lage angebracht gewesen wäre.

Eines Tages hatte man sich zu einem Ausflug im Motorboot nach Sorrent verabredet, als sich im letzten Augenblick Woronzeff mit eiligen Korrespondenzen entschuldigte. — Aber er bat, sich durchaus nicht von der Partie abhalten zu lassen, und die Tänzerin wußte es so einzurichten, daß Naydeck gar keine Wahl blieb. So hatten die beiden einen langen, ungestörten Nachmittag

vor sich. Naydeck fühlte es deutlich, die Entscheidung würde heute fallen, und da es ein Ausweichen nicht mehr gab, beschloß er, aus der etwas zwangsartigen Lage das Beste zu machen.

Zerstreut hörte die Tänzerin auf sein Geplauder. Zwischen ihren Brauen stand eine kleine, eigensinnige Falte. Plötzlich unterbrach sie ihn:

„Ich habe mir das mit der Tournee durch Amerika, von der wir einmal sprachen, überlegt, Graf Naydeck, und ich hätte nicht übel Lust, von Ihrem freundlichen Anerbieten, mich zu lancieren, Gebrauch zu machen. Wie denken Sie darüber?"

Die Frage überfiel ihn plötzlich — war kitzlich genug. Einerseits eine gute Gelegenheit, die schöne Freundin abzuschieben, andererseits durfte er sie ja nicht fühlen lassen, daß der Gedanke an das Scheiden ihm leichter wurde als ihr. — Jedes Wort mußte scharf überlegt, auf seine Wirkung geprüft werden. Er spielte seine Rolle virtuos. Bei ihrer Frage glitt es wie Erschrecken über seine Züge, und seine Augen schienen zu bitten: „Gehe nicht von mir." Dann erwiderte er zögernd: „Wie? Sie wollen uns verlassen? Verzeihen Sie, bitte — ich meine, Sie könnten ernstlich daran denken, sich vom Fürsten zu trennen? Ich fürchte, es würde ihn hart treffen. Und auch Ihren Freunden würde der Abschied sehr schwer werden."

Eine unwillige Handbewegung:

„Lassen wir doch die Redensarten beiseite. Daß mir die Trennung von Woronzeff nicht schwer werden kann,

wissen Sie ebenso genau wie ich. Lassen Sie mich endlich einmal offen sprechen! Mir ist das Zusammenleben mit Woronzeff längst zum unerträglichen Zwang geworden. Ja, mein Stolz leidet darunter, ich fühle mich gedemütigt — und ich will nicht mehr. Nein, ich will nicht mehr! Mein Gott, das müssen Sie doch gefühlt haben!" Ihre Stimme zitterte vor innerer Erregung. Immer leidenschaftlicher hatte sie gesprochen, in ihren dunklen Augen, die so kühl und abweisend blicken konnten, schimmerten Tränen. Naydeck war überrascht. Das konnte ja nett werden! Wie er sich da herauswinden sollte, war ihm vorläufig noch nicht recht klar. Er versuchte sie zu beruhigen:

„Aber, liebe Freundin, Sie sehen die Dinge schlimmer an, als sie sind, vor allen Dingen, als nötig ist. Versuchen Sie erst einmal, ruhig zu werden, und dann wollen wir zusammen überlegen und werden auch sicher einen Weg aus diesem Dilemma finden. Daß ich Ihnen ganz und gar zur Verfügung stehe, wissen Sie."

Aber statt ruhiger, schien Rosaria Guerreira immer leidenschaftlicher zu werden. Der matte Ton ihres schönen Gesichts war von zartem Rot überhaucht, um den ausdrucksvollen Mund lief ein Zucken:

„Seit Monaten schleppe ich goldene Ketten, seit Monaten darf ich keinen eigenen Willen mehr haben, bin zur Puppe herabgewürdigt, die nach des Herrn Pfeife tanzen muß. Ekelhaft ist dieses Dasein, eine Last nur noch, die mich demütigt und herabwürdigt. Ich will nicht mehr — will nicht mehr! Ich will wieder

frei sein, will ein unabhängiger Mensch sein, der nur sich selbst Rechenschaft schuldig ist. — Sie müssen mir helfen, Graf Naydeck. Ich verlasse mich auf Sie! Sie haben es mir versprochen! Aber ich fühle es nur zu deutlich, Sie halten zu Woronzeff! Sie würden nicht den kleinen Finger für mich rühren, wenn Sie glaubten, dem Fürsten in den Weg zu kommen. Ach, wie widert mich dies Leben an! Ich bin ein Mensch von Fleisch und Blut, bin keine Puppe, mit der man spielt, und die man nach Gefallen in die Ecke wirft. Ich mag nicht mehr! Ich will nicht mehr Komödie spielen ... Bitte, Graf Naydeck, lassen Sie mich aussprechen, es muß mal heraus! Sonst ersticke ich daran. Ich habe in all der letzten Zeit zu sehr gelitten, und wissen Sie, warum? Weil ich mich vor Ihnen geschämt habe." Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte krampfhaft.

Naydeck saß wie auf Kohlen. Das war eine regelrechte Szene, und war doch zu echt, um ihn unberührt zu lassen. Ein Ausweichen, ein Hinübergleiten auf ein weniger delikates Thema war nicht mehr möglich. Er fühlte es ganz deutlich, ihre Aufregung galt mehr ihm als dem Fürsten, sie wollte Klarheit von ihm haben und fand nicht den Weg. Er mußte ihr helfen, mußte ihr goldene Brücken bauen, konnte sie nicht in dieser inneren Zerfahrenheit lassen, mußte ihr die Möglichkeit geben, sich auszusprechen. Dann würde sie ruhiger werden. So tat er erschüttert, nahm ihre Hand:

„Aber, Rosaria, vor mir geschämt? Mein Gott, wie soll ich mit dem Bewußtsein fertig werden, daß Sie

meinetwegen gelitten haben? Muß ich Ihnen denn wirklich erst sagen, wie glücklich es mich gemacht hätte, Ihnen mehr sein zu dürfen als nur ein guter Bekannter? Wenn Sie mir dies alles doch eher gesagt hätten! — Sollten Sie denn nicht gewußt haben, wie aufrichtig ich Ihnen ergeben bin?"

Schon während Naydeck dies sagte, hatte er das Gefühl, zu weit zu gehen, leichtsinnig zu sein. —

Mit Augen, in denen noch Tränen schimmerten, strahlte die Guerreira ihn an, und er sah es mit Schrekken, sie hatte aus seinen Worten mehr entnommen, als er hatte sagen wollen oder hätte sagen dürfen.

Aber jetzt war es zu spät. Die Guerreira ließ die langbewahrte Maske fallen:

„Ach, Graf Naydeck, warum haben Sie nicht längst so zu mir gesprochen? Wieviel Kummer und Not hätten Sie mir erspart! Nein ... ich sage: uns erspart. Ist es so richtig?"

Leise, mit einem reizenden, kleinen Lächeln hatte die Guerreira gesprochen. Jetzt sah sie ihn an, und in ihren schönen Augen lag heißes Begehren, beglückendes Gewähren! Hinreißend schön war sie in diesem Augenblick, und Naydeck war viel zu sehr Mann, um davon unberührt bleiben zu können. Die Mauer war eingerissen, und er wußte nicht einmal, ob er sie im Augenblick wieder hätte aufrichten mögen, auch wenn er die Macht dazu gehabt hätte. Er gestand es sich ein, er würde sich von den nächsten Stunden treiben lassen! Wohin? Ach was! Mochte diese Frage offen bleiben.

Mit raschem, heißem Kuß beugte er sich über ihre Hand: „So ist es, Rosaria", sagte er. „Aber was nun?"

Die Tänzerin warf den Kopf zurück und lachte, halb glücklich, tief aus dem Innern heraus, halb leichtsinnig.

„Was nun? Ach, damit wollen wir uns doch diese Stunde nicht verderben! Jetzt wollen wir nur an den Augenblick denken. Alles wird sich klären. Sie werden die Lösung finden! Natürlich werden Sie sie finden! Ach, wie bin ich glücklich, daß es so weit ist, daß ich das Leben wieder schön finden kann. Sagen Sie, ist es nun nicht doch wieder herrlich, zu leben?"

Statt aller Antwort preßte er seine Lippen auf ihre Hand. Gut! Mochte denn der Augenblick herrschen! Mochten alle sonstigen Fragen zurücktreten. Es war ihm recht so. Ihm blieb immer noch Zeit zur Überlegung, um sich aus Dingen herauszuwinden, die ihn überrumpelt hatten und in die er hineingetaumelt war, weil er einen Augenblick dem Herzen die Herrschaft über den Verstand eingeräumt hatte. — Er schlug die lästigen, mahnenden Gedanken in den Wind und nahm sich vor, an den Rosen, die ihm blühten, nicht vorüberzugehen.

In Sorrent tranken sie in einem kleinen Hotel Tee. Die Guerreira sprühte über von Heiterkeit und Verliebtheit.

„Unserer jungen Liebe ein Fest!" sagte sie übermütig. „Lassen Sie Champagner kommen." Beide tranken in durstigen Zügen, und als die sinkende Sonne zum Heimweg mahnte, wußte Naydeck, daß er jede Macht über diese schöne Frau besaß. „Heute abend um elf Uhr!"

flüsterte sie ihm kurz vor Capri zu. „Ich schütze Kopfweh vor. Werden Sie kommen?" Naydeck nickte.

Schweigend sahen sie über das Wasser, das Boot näherte sich dem Ufer. Über Neapel dämmerte schon der Abend, während Capri im Lichte der sinkenden Sonne erglühte. Die Insel schien auf dem Meer zu schwimmen, in zartem Dunst schimmerte der Horizont, Himmel und Wasser flossen ineinander. Schon senkten sich die ersten Schatten auf die Insel, die Sonne sank rasch, flammend — in purpurner Glut — tauchte sie in die Flut. Über Sorrent stand im matten Silberglanz die Mondsichel und grüßte das sterbende Gestirn.

Im schönen Bogen legte sich das Boot vor die Landungsbrücke.

Zum Diner waren heute keine Gäste da. Die Guerreira, in einer Toilette aus Silberbrokatstoff, der sich eng wie eine schillernde Schlangenhaut um die hochgewachsene, biegsame Gestalt schmiegte, zwei große rote Rosen, von einer Brillantnadel gehalten, an der Brust, saß zwischen den beiden Männern. Das Silber des Stoffes, das Rot der Rosen schufen ihrer dunklen Schönheit eine wundervolle Folie. Woronzeff war gesprächig wie immer, ein Ahnungsloser, neben zwei Menschen, zwischen denen heimliches Einverständnis vibrierte ... heimliches Begehren lockte. Jeder Blick bekam Bedeutung, jede Handbewegung wurde zum Werben, zur Verheißung, jedes Wort war auf einmal neu und inhaltsreich geworden, enthielt Fragen, Antworten, heimliche Dinge. Naydeck fühlte sich hin und

her gerissen, mußte sich eingestehen, mehr zu wagen, als gut war! Aber war er nicht in eine Sackgasse geraten, gab es noch einen Rückweg? Ein Ausbrechen in letzter Stunde mußte ihm in dem tödlich gekränkten Weibe eine Todfeindin schaffen. Es galt, durchzuhalten. — Er trank mehr als gewöhnlich. — Zur verabredeten Stunde ging er. Eine Tür öffnete und schloß sich rasch. Von Leidenschaft hingerissen, empfing er, was ihm beglückt und beglückend gewährt wurde.

Der nächste Morgen brachte Ernüchterung, gab ihm die kühle Überlegung zurück. Er wurde sich klar darüber, durch keinerlei wärmeres Gefühl an die Guerreira gefesselt zu sein. — Diese Erkenntnis befriedigte ihn! Es kam ihm wieder voll zum Bewußtsein, daß nur in äußerster Vorsicht, geschicktem Lavieren seine Rettung lag. Hier die leidenschaftliche, verliebte — vielleicht liebende — Frau, — dort Woronzeff und seine Zukunftspläne. Die Wahl war nicht schwer!

Erst nach dem zweiten Frühstück konnte er ein paar ungestörte Worte mit der Guerreira wechseln. Sie überwand rasch eine kleine Befangenheit. Ihre Blicke tauchten — leicht fragend — in die seinen. „Vorsicht," sagte er leise, „wir sind wohl ungehört, aber nicht ungesehen. Und doch müssen wir notwendig über unsere Zukunft sprechen, uns noch heute klar werden, was zu tun ist. Bist du meiner Ansicht, Rosaria? Ja? Ich dachte es mir." Naydeck zögerte einen Moment. Sein Blick schweifte von der Höhe der Hotelterrasse über die Kronen der Palmen, die flachen Dächer weißer Villen in

üppigen Gärten, die steilen Straßen an grünen Weinbergen, hinweg und tauchte flüchtig in das ultramarinblau und smaragdgrün schimmernde Meer, in den weißen Gischt der Wellen, die sich am rötlichen Felsen brachen. „Wir können hier nicht zusammen bleiben — du kannst vor allen Dingen nicht hierbleiben," fuhr er rasch und entschlossen fort, „du mußt dich vom Fürsten trennen. Geh nach Amerika, ich erinnere dich an unser erstes Tischgespräch — Mister George Macley, ein amerikanischer Impresario, wurde damals flüchtig von mir erwähnt. An diesen denke ich jetzt. Wenn es dir recht ist, setze ich mich mit ihm in Verbindung. Du gehst in die Staaten, und sowie du drüben bist, sage ich auch dem Fürsten Lebewohl, schütze Geschäfte in Deutschland vor und komme dir nach. Rosaria — bist du einverstanden?"

Über ihr Gesicht zog ein Schatten, über die schönen Züge legte sich leichte Blässe, sie sah an ihm vorbei: „Willst du mich so rasch los sein?" fragte sie mit leiser, ein wenig trauriger Stimme.

„Davon kann keine Rede sein", sagte Naydeck bestimmt, fuhr dann aber weicher fort: „Ich will nicht — aber es muß sein. Mein Herz will ganz anders als der Verstand, — aber sage selbst, Rosaria — müssen wir nicht klug sein? Gerade um unserer Liebe willen?" Sie nickte langsam: „Du hast wohl recht. Also setze dich mit diesem Amerikaner in Verbindung — gib acht" — ein unmerkliches Zeichen mit den Augen — „man kommt."

Am selben Tage noch kabelte er nach Neuyork, und

als die Tänzerin ihm während des Soupers einen fragenden Blick zuwarf, konnte er — leise bejahend — den Kopf senken.

Am folgenden Nachmittag traf er die Guerreira allein auf der Terrasse. Sie lud ihn ein, sich neben sie zu setzen: „Nun?"

„Die Antwort aus Neuyork ist da, Rosaria. Der Mann ist natürlich entzückt, dich zu gewinnen. In wenigen Tagen ist er in Rom und hofft zuversichtlich, dort zum Abschluß mit dir zu kommen."

Die Tänzerin streifte den Fürsten, der mit einigen Herren rauchend zusammenstand, mit einem schnellen Blick. Dann lächelte sie, und ein wenig Eitelkeit, ein bißchen Traurigkeit lagen in diesem Lächeln.

„So schnell also? Muß es denn sein? Aber ich will ja vernünftig sein. — Also, hab' Dank! Nun geht's doch nach Amerika. Wirst du selbst mit Mister Macley sprechen? Ich würde es kaum können, ohne daß der Fürst etwas merkt. Den Gefallen mußt du mir schon tun."

Naydeck verneigte sich leicht. Dann beugte er sich dicht zu ihr hinüber: „Ja, du kannst auf mich rechnen, ich fahre nach Rom."

„Woronzeff darf nichts merken", flüsterte die Tänzerin zurück. In ihren Augen stand etwas wie Angst. Naydeck lächelte unmerklich:

„Er wird nichts erfahren, das laß meine Sorge sein." Einen Augenblick sann er nach, ein Gedanke kam ihm — dann sagte er kühl und sachlich: „Man müßte ihn ablenken, und wenn du nicht die Guerreira wärest, so

würde ich vorschlagen, zu versuchen, dem Fürsten Ersatz zu schaffen. Aber es ist ja nicht möglich, die Sonne zu ersetzen."

In den dunklen Augen des schönen Weibes lag ein Ausdruck der Abwehr. Die Eitelkeit der Frau, die auch den ungeliebten Mann nicht gern einer andern überläßt, regte sich instinktiv in ihr. Naydeck schien es nicht zu bemerken, und die Guerreira ging auf seine Worte nicht weiter ein.

Vierzehn Tage später fuhr er nach Rom und war mit dem Amerikaner bald einig. Als erstes legte er eine Tausenddollarnote auf den Tisch: „Für Ihre Bemühungen. Der Fürst möchte die Tänzerin gern los sein. Große Herren — große Launen, — Sie wissen! —"

Der Vertrag nahm nicht viel Zeit. Es fehlte nur noch die Unterschrift der Guerreira. Mr. Macley war ein smarter Geschäftsmann, der nicht an falscher Stelle sparte. Ein festes Jahreseinkommen von sechstausend Dollar wurde garantiert, für jedes öffentliche Auftreten fünfhundert Dollar, für jedes Auftreten in privaten Kreisen entsprechend mehr.

„Ich habe Madame Guerreira bereits für das große Fest bei Vanderlips in Aussicht gestellt", sagte der Amerikaner. „Es wäre ein glänzender Start für sie. Die nötige Reklame werde ich schon machen, Tamtam gehört nun mal dazu, und daran soll es nicht fehlen."

Naydeck zweifelte keinen Moment daran: das Klappern verstand dieser Amerikaner.

„Also dann wäre die Sache in Ordnung, Graf Naydeck."

Naydeck nickte, zog noch einmal seine Brieftasche:

„Der Fürst, dem — wie gesagt — viel daran liegt, die Angelegenheit schnell aufs beste zu ordnen, hat mich gebeten, Ihnen noch diese Summe" — er legte sechstausend Dollar auf den Tisch — „auszuhändigen und das garantierte Einkommen der Tänzerin auf zwölftausend Dollar zu erhöhen."

Mr. Macley nahm das Geld; keine Miene in seinem bartlosen Gesicht veränderte sich. Er schrieb die Zahl sechstausend in zwölftausend um.

„All right!" die Sache war erledigt.

Es war Naydeck nicht leicht gefallen, diese — für seine Verhältnisse — große Summe zu opfern. Die ganze letzte Zeit hatte sowieso seine Kasse stärker belastet, als ihm bequem war. Aber er erkannte klar, daß sein ganzer Plan wie ein Kartenhaus zusammenfallen mußte, wenn die Guerreira bliebe. Es war darum nötig, durch ein glänzendes, festes Einkommen ihren Entschluß, nach den Vereinigten Staaten zu gehen, noch zu befestigen. Das Opfer mußte gebracht werden. Aber es bedrückte Naydeck doch, seine Barmittel bis auf wenige tausend Lire aufgebraucht zu haben. Er überlegte, daß er damit nicht mehr allzu weit kommen könne, und so entschloß er sich kurzerhand, gleich weiter nach München zu fahren, wo seine zurückgelassenen Koffer wertvolle Papiere bargen. Die mußte er jetzt angreifen, so wenig sympathisch es auch immer war, sich durch den Verkauf

der Papiere in neue Gefahr zu bringen. Er schrieb eine Zeile an Woronzeff, „Rom hielte ihn ein paar Tage länger fest, als gedacht", dann fuhr er noch mit dem Nachtzuge nach Genua. Dort nahm er ein Safe auf dem „Crédit Lyonnais", in dem er den Vertrag „Macley—Guerreira" und allerlei Papiere, die er bei sich hatte, sorgfältig verwahrte, und nahm den nächsten Zug nach München.

Er hatte sich unkenntlich gemacht. Schwarzer Spitzbart, graue Perücke, Brille, alles Dinge, die er sich schnell in Genua verschafft hatte, und von denen er noch eine zweite Garnitur in den weiten Taschen seines Regenmantels trug.

In München stieg er im Russischen Hof ab. Höchst ungern ging er an die Ausführung seines Vorhabens.

Er konnte ein unangenehmes Gefühl nicht loswerden. Die Umstände lagen diesmal nicht besonders günstig: es galt Vorsicht bis zum Äußersten! Damals, auf seiner raschen Flucht von Kopenhagen über Berlin nach München, hatte er die Koffer zurücklassen müssen. Man war ihm dicht auf den Fersen. Er war von Berlin aus im letzten Moment gewarnt worden und hatte sich kurzerhand entschließen müssen, die Koffer mit dem wertvollen Inhalt einer Speditionsfirma zur Aufbewahrung zu übergeben. Die Papiere, die er im doppelten Deckel des Koffers verborgen hatte, zu behalten, hatte er nicht gewagt: zu leicht hätten sie zum Verräter werden können. Hätte man ihn gestellt, ohne die Papiere bei ihm zu finden, wäre seine Lage immer noch zu retten gewesen,

wäre wenigstens weit weniger kritisch für ihn geworden.

Jetzt galt es, mit dem Depotschein, der auf den Namen „Haller" lautete, bei dem Spediteur seine Koffer auszulösen. Naydeck verließ das Hotel. Er ging langsam durch die Straßen und rekapitulierte immer und immer wieder seine Worte, Mienen, Bewegungen, mit denen er dem Inhaber der Firma gegenübertreten wollte. Unbedingt hatte er die größte Ruhe zu zeigen, mußte mit einer gewissen überlegenen Gleichgültigkeit auftreten, und doch durfte ihm nicht das Geringste in seiner Umgebung entgehen.

Als Naydeck in die Maximilianstraße einbog, hatte er eine Begegnung, die den ganzen, so fein ausgesponnenen Plan über den Haufen warf.

Ging dort auf der andern Straßenseite nicht Dr. Ring, sein alter Bekannter aus einer ernsten Zeit?

Unauffällig sah er hinüber. — — — Zum Teufel! — er war es wirklich, dieser Detektiv, der ihn wie ein Wild gehetzt hatte!

In lebhafter Unterhaltung mit einer Dame, ging er gerade am Schaufenster eines Juweliers vorbei.

Jetzt blickte auch er flüchtig zu ihm herüber.

Naydeck wandte sich einer Parfümerieauslage zu und ging dann schnell in den Laden. Durch die Glastür sah er, wie Dr. Ring ruhig weiterging. Das kluge, energische Gesicht zeigte keinerlei Veränderung. Nein, Naydeck war seiner Sache sicher: der Kommissar hatte ihn nicht bemerkt, wenigstens nicht erkannt. Aber die Be-

gegnung hatte ihn doch aus dem Gleichgewicht gebracht. Er wußte sofort, er würde seinen Plan nicht ausführen, das Wiedersehen mit Dr. Ring sollte vielleicht eine Warnung sein. Wer weiß, ob dieser geniale Kopf seinen Koffern nicht längst auf der Spur war, seine Schlingen gestellt hatte? In seiner jetzigen Lage wäre es tollkühn gewesen, das Schicksal so herauszufordern. Sein ganzer Zukunftsplan konnte dadurch vernichtet werden.

Gewohnt, seine Entschlüsse schnell und sicher zu fassen, drehte Naydeck sofort um, holte seine Sachen aus dem Hotel und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Genua zurück. Im Rivieraexpreß, im Gefühl der Sicherheit, war er sehr zufrieden, das gefährliche Vorhaben nicht ausgeführt zu haben. Der Einsatz seiner ganzen Zukunft lohnte nicht den Gewinn. Überdies konnte er notfalls einen Teil seiner Schmucksachen zu Geld machen.

In Genua ordnete er alles Nötige für die Abfahrt der Guerreira, belegte Plätze für sie und ihre Bedienung, besorgte die Pässe, holte den Vertrag von der Bank und verschloß alles in ein Kuvert, um es ihr bei der ersten passenden Gelegenheit zu geben.

In Capri fand er zu seiner Überraschung eine Freundin der Guerreira vor: ein Fräulein Lilian Oveguen, Schwedin, hochblond, rosiger Teint, vorzüglich angezogen, gute Manieren: das Ganze hübsch, jugendlich, lustig und liebenswürdig.

„Denken Sie nur, lieber Graf, der freundliche Zufall hat uns hier zusammengeführt! Wir kennen uns sehr gut von Paris und London her."

Völlig harmlos hatte es die Guerreira gesagt. Naydeck tat ahnungslos, war bereit, alles zu glauben, und die Tänzerin quittierte seine schnelle Fassungsgabe mit feinem Lächeln.

Echt weiblich, dachte Naydeck mit leichtem Spott. Immer noch besser, man besorgt den Ersatz selbst, als daß man es einem andern überläßt.

In ihrer lichten Anmut und bezaubernden Frische war die Schwedin übrigens wirklich reizend, und auch Woronzeff schien gern mit ihr zusammen zu sein. Eines Tages, als der Fürst einen Spaziergang mit ihr machte, Naydeck auf seinem Zimmer saß und schrieb, öffnete sich plötzlich leise die Tür und die Guerreira stand plötzlich im Zimmer. Naydeck fuhr erschrocken auf, wollte der Unvorsichtigen Vorwürfe machen — aber ihre Lippen verschlossen ihm den Mund. „Niemand hat mich gesehen!" rief sie lachend. „Wir haben eine ungestörte Stunde vor uns. Ich habe den Vertrag durchgelesen, den du mir gestern gabst, und danke dir!"

„Bist du zufrieden, Rosaria?"

„Ich bin erst zufrieden, wenn du mir nachkommst", lächelte sie und faßte seine beiden Hände, in ihre dunklen Augen trat eine große Weichheit und Sehnsucht.

Er neigte sich rasch über ihre Hände, froh, im Augenblick einer Antwort enthoben zu sein.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen," sagte die Guerreira, „wir sehen uns heute zum letztenmal für lange Zeit, Ludwig. Morgen fahre ich! Wann kommst du mir nach?"

„Bald," sagte er ausweichend, „so bald ich es kann, ohne Aufsehen zu erregen."

„Was nennst du bald?" Die Guerreira war aufgesprungen und stand, den Kopf zurückgeworfen, vor ihm, die weiße indische Seide floß in weicher Linie um ihren schlanken und doch vollen Körper, zwischen den tiefroten Lippen schimmerten die gleichmäßigen Zähne. Sie war von einem Augenblick zum andern vollkommen verwandelt: alles Weiche, Sehnsuchtsvolle war von ihr abgefallen, sie stand vor ihm in ihrer ganzen sinnverwirrenden, hinreißenden Schönheit, und Naydeck war nicht der Mann, um zu widerstehen. Aus tausend Worten und Liebesbeteuerungen schöpfte sie die Gewißheit, daß er ihr folgen würde, wohin es auch sei.

Zwei Tage später war die Guerreira verschwunden.

Am Abend zuvor hatten sie in kleinem Kreise zusammen gegessen: Woronzeff, die Guerreira, Lilian Oveguen, Naydeck, der italienische Minister Marquese Nandiomi, ein alter russischer General Victor Michailowitsch Kamenieff, mit dem Woronzeff alte Beziehungen verbanden.

Rosaria Guerreira war wie immer gewesen, vielleicht etwas erregt. Aber das mochte nur so scheinen. Immerhin war es Naydeck aufgefallen, daß sie hastiger trank, als sie es sonst zu tun pflegte. Ihre Wangen überhauchte ein rosenroter Schimmer: sie sah schöner aus denn je. Zu den Schmeicheleien des alten Generals lachte sie lauter, als es sonst ihre Art war. Mit Woronzeff sprach sie wenig.

Als Naydeck zu später Stunde den breiten, teppichbelegten Gang an ihrem Zimmer vorüberging, öffnete sich gerade eine ihrer Türen, und auf der Schwelle erschien die Guerreira in einem leuchtend blauen, mit mattrosa und gelben Blüten über und über bestickten japanischen Morgenrock. Das Licht aus dem Zimmer fiel voll auf die glänzende Seide: sie war anzusehen wie ein seltener, schöner Schmetterling. Naydeck behielt das reizvolle Bild noch lange im Gedächtnis. Ihre Zofe huschte an ihm vorbei, den Gang hinunter, eine kleine Ledertasche in der Hand.

Nun wußte Naydeck: es war der letzte Abend gewesen. Sie hatte Paß, Vertrag, Billetts. Es war alles in Ordnung.

Er warf einen Blick über den sonst menschenleeren, stillen Korridor, dann trat er auf sie zu. „Morgen", flüsterte sie fast unhörbar, „mit dem ersten Zug!" Ihre Hand umfaßte die seine mit heftigem Druck. Beide sahen sich kurz in die Augen. Nur mit Anstrengung konnte Naydeck das in seinen Ausdruck legen, was die Tänzerin sehen wollte, konnte er doch nur schwer ein Gefühl des Triumphes unterdrücken: er war am Ziel dieser gefährlichen Episode angelangt, die Guerreira verschwand, der Weg war frei! —

Eine Tür fiel irgendwo ins Schloß.

Naydeck und die Guerreira schraken unwillkürlich zusammen. Er trat rasch zurück. Glänzte es wirklich wie von verhaltenen Tränen in den Augen der schönen Frau? Er fühlte nun doch so etwas wie einen bitteren

Geschmack auf der Zunge. Doch schon hatte die Guerreira die Tür geschlossen.

Naydeck ging rasch den Gang hinunter und suchte sein Zimmer auf.

Während er sich entkleidete, überdachte er seine Lage, die sich mit dem Verschwinden der Guerreira so außerordentlich zu seinen Gunsten verschoben hatte. Daß sein ganzer Plan unbedingt an der Geliebten Woronzeffs hätte zuschanden werden müssen, war ihm klarer denn je. Ihre Entfernung schuf ihm freie Bahn, brachte ihn seinem Ziele einen Riesenschritt näher. Daß es ihm gelungen war, die Geliebte des Fürsten auszuschalten, hob sein Selbstvertrauen, befestigte seinen Mut. Die Spannkraft seiner Nerven, in den letzten Monaten so überanstrengt, würde er wiederfinden. Er wurde ruhiger, indem er erkannte, daß zwischen ihm und der Person des Fürsten jetzt nichts mehr stand, was ihn in der Freiheit des Handelns beschränken konnte. Andererseits beunruhigte ihn die gebietende Notwendigkeit, jetzt — so oder so — energisch handelnd vorgehen zu müssen, um das Drama zum Abschluß zu bringen. Er schauderte vor dem Gedanken zurück, den Russen etwa gewaltsam aus dem Leben zu bringen. Mit aller Macht wehrte er sich dagegen, an diesem Manne, der ihm bisher nur Freundliches erwiesen hatte, zum Verbrecher zu werden.

Er hoffte — ja, worauf hoffte er eigentlich? — Er wußte es selbst nicht. —

Würde er noch lange die Kraft haben, die Rolle zu spielen, die ihm schon jetzt oft zu schwer wurde? Allzu

lange würde sie nicht mehr reichen. Er hatte zu starken Raubbau am Kapital seiner Nerven treiben müssen. Und doch, lagen nicht die beiden ersten Drittel des Weges hinter ihm? Sollte er jetzt, da er schon das Ziel sehen konnte, umkehren? War nicht soeben nach einem der bedeutungsvollsten, aufs glücklichste durchgeführten Akte der Vorhang gefallen? —

Naydeck knirschte mit den Zähnen. Nein, und abermals nein! Den Kampf nicht aufgeben — nicht feige sein! Er mußte vorwärts, mußte sein Ziel erreichen, ein Zurück gab es nicht für ihn! — Nur das Ziel, das große, bestrickende Ziel fest im Auge, den Mut zum Handeln behalten! Dann würde, dann müßte es gelingen, konnte nicht fehlgehen. Zu fest faßte Glied in Glied, nirgends eine Lücke, die Rechnung stimmte, sie mußte, ja, sie mußte aufgehen!

Naydeck mischte sich ein Schlafpulver. In den letzten Monaten hatte er oft seine Zuflucht zu diesem Narkotikum genommen, er hatte sich daran gewöhnt. Bald lag er in tiefem Schlaf, aus dem ihn erst ein Klopfen an der Tür weckte.

Er sah nach der Uhr, sie zeigte erst die achte Stunde. Wer konnte es sein, der ihn so ungewohnt früh störte?

„Hallo, wer ist da?"

„Hier Little. Seine Durchlaucht schicken mich."

„Ah, einen Augenblick!"

Naydeck warf seinen Schlafrock über und öffnete.

„Nun, so früh, Little?"

„Seine Durchlaucht lassen den Herrn Grafen für

die frühe Störung um Entschuldigung bitten, Seine Durchlaucht würden sich sehr freuen, wenn Herr Graf mit Seiner Durchlaucht den Tee trinken wollten."

Naydeck versuchte, in dem Gesicht des Dieners zu forschen. Es war glatt und undurchdringlich wie immer. Einen Moment lag ihm die Frage auf der Zunge, was den Fürsten wohl veranlassen konnte, ihn zu so ungewöhnlich früher Stunde aus dem Bett zu holen. Aber er unterdrückte sie.

„Sehr gerne, Little. Bitte sagen Sie Seiner Durchlaucht, ich würde in einer halben Stunde unten sein."

Mit einer Verneigung verschwand der Kammerdiener.

Während Naydeck schnell Toilette machte, überlegte er. Natürlich konnte es sich nur um das Verschwinden der Guerreira handeln. Es galt vor allem, ganz ruhig und unbefangen zu scheinen. Dem Fürsten durfte die Komödie nicht zum Drama werden. Dafür galt es zu sorgen.

Langsam, wie um Zeit zu gewinnen, ging er durch die hellen, breiten Korridore des Hotels. Seine Schritte verhallten lautlos auf den dicken, weichen Teppichen, er traf keinen Menschen: zu dieser Stunde schliefen die Gäste wohl noch alle. Die Einsamkeit bedrückte ihn ein wenig.

Aber er hatte keine Zeit, sich darüber klar zu werden.

Dort, vor der Tür des Fürsten, erwartete ihn schon Little, der jetzt hineinging, um ihn seinem Herrn zu melden.

„Wie freundlich von Ihnen, bester Graf! Bitte,

seien Sie mir nicht böse, wenn ich Sie so früh schon stören ließ. Kommen Sie, nehmen Sie diesen bequemen Sessel. Befehlen Sie Tee oder Kaffee?"

Naydeck bat um Tee, und Little stellte eine große englische Tasse mit dem duftenden Getränk vor ihn hin, rückte die Platten mit Eiern, kaltem Fleisch, Jam, Butter, Toast bequem zurecht, schob ein kleines Tischchen mit Zigarren, Zigaretten, Kognak heran, warf noch einen prüfenden Blick über den hübsch arrangierten Teetisch und verließ das Zimmer.

Woronzeff hatte die Handreichungen des Dieners mit etwas nervöser Ungeduld verfolgt:

„So, lieber Naydeck, jetzt sind wir ganz ungestört. Ich brauche nicht zu fragen, wie Sie geschlafen haben. Ihr vorzügliches Aussehen macht diese Frage überflüssig. Aber ich muß Ihnen doch gleich die Erklärung geben, warum ich es wagte, Sie um Ihren wohlverdienten Schlaf zu bringen, und ich rechne auf Ihre Nachsicht, wenn ich Sie jetzt einen Augenblick mit meinen eigensten Angelegenheiten inkommodieren werde. Sie müssen mir dies schon einmal erlauben. Ich muß mir die Sache vom Herzen reden.

Also, um ohne Umschweife zur Sache zu kommen: die Guerreira ist abgereist, ohne mein Vorwissen, unbekannt wohin."

Der Fürst, der sich sichtlich bemühte, ruhig zu erscheinen, war doch mehr und mehr in eine Erregung geraten, die er vergeblich zu verbergen trachtete. Man sah es leicht: er war tief gekränkt, sein Stolz war aufs

empfindlichste getroffen, er fand seine Rechte, die ihm so unantastbar, so selbstverständlich schienen, aufs schwerste verletzt. Sein Herrenbewußtsein, das vielleicht stärker in ihm war als alles andere, hatte einen Stoß erlitten, den er nicht verwinden konnte, und während ihn dies alles mit dem Gefühl stärksten Zornes, ja kaum zu bändigender Wut erfüllte, litt er doppelt, weil sein Herz vielleicht doch nicht so ganz unbeteiligt war. Naydeck übersah dies alles. Es war gar nicht zu verkennen: Woronzeff war tief getroffen: die Guerreira hatte den bewußten Abend im Hotel de Paris gut heimgezahlt!

Naydeck spielte seine Rolle mit der Routine des alten Praktikers.

Er setzte die Tasse, die er eben zu Munde führen wollte, wieder zurück:

„Ich verstehe noch nicht, mein Fürst. Wollen Sie mir nicht näher erklären...?"

„Da ist verdammt wenig zu erklären, lieber Graf — tausendmal um Vergebung —, aber man kann wirklich die Nerven verlieren! Also lassen Sie mich der Reihe nach erzählen. Heute früh kam der Maitre d'Hôtel zu Little und sagte ihm, es seien eine Menge Postsachen für Madame Guerreira da, — wohin er sie nachsenden solle?

Natürlich verstand Little keine Silbe, behauptet aber, ganz gelassen erwidert zu haben, ich würde die Adresse sicher herunterschicken, sowie ich aufgestanden sei. — Und darauf stellte Little fest, daß die Guerreira in Be-

gleitung ihrer Zofe in der Nacht abgereist sei, und dann meldete er mir die Tatsachen. —

Mein Gefühl, das mich sicher nicht trügt, sagt mir, daß die Guerreira gegangen ist, um nicht wiederzukommen. — Daß sie heimlich, ja, fluchtartig ging, das ist es, was ich ihr nicht verzeihen kann.

Sie kannte mich! Sie mußte unbedingt wissen, daß ich ihr nichts in den Weg gelegt hätte, wenn sie offen mit mir gewesen wäre. Im Gegenteil! Ich hätte ihr sicherlich geholfen, wenn sie mir bewiesen hätte, daß die Trennung von mir ihr den Weg in eine Zukunft bahnte, die ihr erstrebenswerter schien, als das Leben an meiner Seite.

Aber heimlich zu gehen, wie der Dieb in der Nacht, das ist untergeordnet, ist widerlich, das besudelt die Erinnerung. Ich hielt sie immer für klug und aufrichtig, ja, für gut und anständig in ihrer Gesinnung. Wie sehr habe ich mich täuschen lassen!"

„Mein verehrter Fürst, ich bin noch immer ganz konsterniert über all diese Dinge, die Sie mir da sagen."

Naydeck griff zu den Zigarren: „Erlauben Sie mir, bitte, zu rauchen. Ich möchte meine Gedanken gerne fest zusammenhalten. Das kann ich besser bei der Zigarre."

Er schnitt umständlich die Spitze ab, griff ruhig zum Licht, setzte den Tabak vorsichtig und bedachtsam in Brand, tat einige tiefe Züge. Er wollte Zeit zum Überlegen gewinnen. Dann leerte er die großen bauchigen Gläser, in denen kleine Eisstückchen schwammen, in eine

Schale und goß etwas Kognak hinein, reichte Woronzeff eines der Gläser schweigend, wie in Gedanken, hinüber und trank das seine in langsamen, kleinen Zügen leer. Der Fürst sah erwartungsvoll zu ihm hinüber.

„Ich will Sie nicht mit Redensarten langweilen, lieber Fürst. Aber ich muß doch mit einer Binsenwahrheit anfangen: es kommt doch eigentlich immer auf den Standpunkt an, von dem aus wir die Ereignisse, die uns das Leben bringt, betrachten. Erst der Standpunkt, den wir zu ihnen einnehmen, läßt sie in unser Leben tiefer oder weniger tief eingreifen, und für Sie, mein Fürst, scheint es mir jetzt vor allem wünschenswert, daß Sie zu dem Abgang der Guerreira von vornherein den richtigen Standpunkt gewinnen."

Der Fürst hatte voller Aufmerksamkeit zugehört. Aber es war doch so etwas wie eine leichte Ungeduld über seine Züge geflogen.

„Ganz recht, lieber Graf. Aber es gibt Situationen, die uns unsern Standpunkt einfach zuweisen!"

„Sicher gibt es solche Situationen, Durchlaucht. Das will ich ohne weiteres zugeben, obwohl sie für uns Männer nicht ganz leicht zu denken sind. Irgendeinen Weg, sie zu meistern, gibt es wohl immer, selbst dann, wenn die Umstände weit komplizierter liegen als in Ihrem Fall, lieber Fürst. Aber lassen wir die Erwägungen und betrachten wir einmal ruhig die Tatsachen: Was ist denn eigentlich geschehen? Ihre vornehme Natur hat sich durch eine weniger vornehm empfindende eine Zeitlang täuschen lassen, das ist alles!"

Woronzeff runzelte die Stirn, bat Naydeck aber durch einen Blick, weiter zu sprechen.

„Ich kann mir natürlich sehr gut denken," fuhr dieser fort, „daß Ihnen die Guerreira mehr war als ein hübscher Zeitvertreib. Wäre dem nicht so, Sie hätten sich längst von ihr getrennt. Aber beweist nicht ihr Verhalten, daß Sie, Durchlaucht, mehr gaben, als Sie empfingen? Ist es nicht vielleicht besser, nicht nur für Sie, sondern auch für die Guerreira, daß es so gekommen ist? Eines Tages hätten Sie doch zu der Erkenntnis kommen müssen, einsam zu sein, und das wäre dann vielleicht bitterer gewesen als dieser plötzliche und, ich gebe zu, wenig schöne Abschluß einer — verzeihen Sie — trügerischen Gemeinsamkeit, die doch niemals zum Schicksal werden konnte, die immer nur Episode bleiben mußte."

Der Fürst hatte nachdenklich zugehört. Man sah ihm an, er versuchte dem Gedankengang des andern zu folgen und ihn objektiv auf sich wirken zu lassen.

„Sie werden wohl in vielem Recht haben, Naydeck. Aber ich habe es um die Guerreira nicht verdient, daß sie mich einfach sitzen läßt, bei Nacht und Nebel flieht. Sie war mir Rücksicht schuldig, ja, ganz unbedingt war sie das! Ich bin mir nicht bewußt, mich je so zu ihr gestellt zu haben, um mir den Anspruch auf die einfachste und selbstverständlichste Rücksichtnahme zu verscherzen."

„Aber ganz sicher, lieber Fürst, war sie Ihnen Rücksicht schuldig! Darüber ist überhaupt gar nicht zu sprechen! Ich kann Ihnen Ihre Gefühle auf das lebhafteste nachempfinden. Nun aber eine Frage: Ist es

nicht besser, die Guerreira hat sich Ihnen gegenüber ins Unrecht gesetzt, — als umgekehrt? Denken Sie nur, in welch schwierige, unangenehme Lage Sie gekommen wären, wenn Sie sich eines Tages ins Unrecht gesetzt hätten! Daß dies Zusammenleben auf die Dauer nicht möglich gewesen wäre, ist ganz klar. Die Unmöglichkeit lag in den Verhältnissen. Wollen Sie mir erlauben, einmal ganz offen zu reden, selbst auf die Gefahr hin, etwa die Grenzen der Diskretion zu streifen?"

Naydeck schwieg einen Augenblick, sah fragend zu Woronzeff hinüber.

„Bitte sprechen Sie rücksichtslos, Naydeck. Wenn man über solche Dinge überhaupt spricht, hat es nur Zweck, wenn man wirklich ganz offen zueinander ist."

„Also dann, lieber Fürst, darf ich mir erlauben, Sie an die Prinzessin-Tochter zu erinnern. Sie haben mir öfters gesagt, Sie könnten die Zeit kaum erwarten, Ihr Kind immer bei sich zu haben. Ich denke, Durchlaucht, das klärt die Sache ganz und gar."

Bei dem Erwähnen seiner Tochter ging es wie ein Aufleuchten über die finsteren Züge des Fürsten. Jetzt reichte er dem Grafen mit einem herzlichen Blick die Hand über den Tisch:

„Sie haben mir über eine bittere Stunde hinweggeholfen, lieber Naydeck, und haben mich aus dem Unbehagen des Dunklen ins Helle und Warme geführt. Ja, es ist gut, daß es so gekommen ist, Sie haben recht! Ich weiß jetzt, daß ich leichter damit fertig werden kann, ja, ich glaube fast, es bleibt nicht mehr allzuviel

übrig, mit dem ich noch fertig zu werden hätte. Aufrichtigen Dank für Ihre Geduld und besonders auch für Ihre klugen Worte. Und nun noch eine Bitte: Sie erweisen mir den Freundschaftsdienst, meinen Bekannten die Abreise der Guerreira verständlich zu machen und überflüssiges Gerede zum Schweigen zu bringen, nicht wahr, lieber Naydeck, Sie tun mir den Gefallen?"

„Selbstverständlich, mein Fürst. Ich stehe Ihnen mit Freuden zur Verfügung, und ich bitte Sie, ganz über mich zu verfügen." Dankbar lächelte der Fürst:

„Und nun nichts mehr darüber, lieber Naydeck. Die Sache soll für mich abgetan sein, und ich will mir die freundliche Erinnerung an die Guerreira, die mir trotz allem doch bleibt, nicht dadurch verderben, daß ich die Sonde der Untersuchung schärfer anlege, als unbedingt nötig ist. — Wie gefällt Ihnen übrigens unsere blonde Nordlandsmaid?"

Naydeck stutzte. Sollte Woronzeff wirklich geneigt sein, sich von der hübschen Schwedin die Grillen vertreiben zu lassen? Auf jeden Fall galt es vorsichtig zu operieren.

„Eine allerliebste Person, lieber Fürst, mit guten Manieren und viel Charme. Schade nur, daß der schöne Körper mehr verspricht, als der Geist hält. Besonders amüsant und anregend ist sie weiter nicht, die kleine Lilian. Sie ist wohl ein wenig das, was man bei uns in Deutschland unter einem ‚guten Schäfchen' versteht."

Woronzeff lachte: „Genau so denke ich, Naydeck. Schreckliche Vorstellung, immer diese fade Blondheit um sich zu haben. Aber einige Zeit werden wir sie

immerhin noch mit Fassung ertragen müssen. Ich möchte sie nicht kränken und ihr gleich den Laufpaß geben. Außerdem würde es mir, offen gestanden, ganz gut passen, wenn sie noch einige Zeit mit uns bliebe. Man wird sich dann den Kopf umsonst darüber zerbrechen, ob die Guerreira den unüberlegten Schritt aus einer gewissen eifersüchtigen Verärgerung heraus tat, oder ob die Trennung von mir ausging. An sich ist mir das Geschwätz der Welt ja furchtbar gleichgültig. Aber gerade in diesem Falle käme es mir doch ganz gelegen, der Bosheit des ‚on dit' gewisse Grenzen zu setzen."

Naydeck stimmte zu.

„Ein sehr guter Gedanke, mein Fürst. Die kleine Schwedin wird entzückt sein, noch einige Zeit in Ihrer Gesellschaft Capri genießen zu dürfen, und die Guerreira wird bald nicht mehr erwähnt werden. Die Welt vergißt ja so schnell."

Woronzeff lächelte halb melancholisch, halb spöttisch.

„Wenn Sie ein bißchen nett mit der hübschen Lilian sein wollten, lieber Graf, würden Sie sich meine besondere Dankbarkeit sichern. Mir ist sie, wenn ich offen sein soll, genau so langweilig, wie sie blond ist. Ich mag diese Art Gesichter nicht. Ich finde sie fade, trotz aller Hübschheit."

„De gustibus non est disputandum", lachte Naydeck. „Jedenfalls stellen Sie mir eine ebenso liebenswürdige wie angenehme Aufgabe: ich werde mit Hingebung bemüht sein, sie zu lösen. Und nun, mein Fürst, für die nächsten Wochen liegt der Weg vor uns. Darf ich fragen, welche Pläne Sie dann haben?"

„Wenn Sie nichts Besseres vorhaben und mir Ihre Gesellschaft noch weiter schenken wollen, bester Naydeck, möchte ich vorschlagen, hier noch zwei, drei Wochen auszuhalten und dann an irgendeinen stillen Ort der italienischen Riviera zu gehen. Ich will eine Weile keine Menschen sehen. Man bekommt immer mal seine Zeit, wo man einsiedlerische Neigungen spürt."

Naydeck nickte lebhaft sein Einverständnis:

„Es geht mir wie Ihnen, lieber Fürst. So wären wir uns also über die Zukunft einig, und ich gehe, meine Ritterdienste anzutreten."

Nach einigen Wochen reiste Lilian Oveguen, fürstlich beschenkt, nach Schweden zurück, während Woronzeff und Naydeck nach Rapallo übersiedelten; Little fuhr voraus. Die Herren folgten auf der Segeljacht „Verena".

Naydeck hatte einen großen Teil seiner Schmucksachen verkauft: für einige Monate waren seine Finanzen arrangiert.

Oft, wenn er in diesen schönen Herbsttagen im bequemen Bordstuhl an Deck saß, die weiße Jacht schnell und leicht dahinglitt, wenn er zum wolkenlosen, strahlenden Himmel aufschaute, der sich ins Unendliche zu spannen schien, dann glaubte er fast wunschlos zufrieden zu sein. Aber gerade dann geschah es oft, daß ihm in diesen Stunden scheinbaren Glücks all die Dinge, die da kommen mußten, plötzlich vor Augen standen und ihn ansprangen wie ein Rudel belfernder

Wölfe. Wie mit unsichtbaren Händen griff etwas nach ihm und würgte ihn.

Ruhelos ging er dann stundenlang auf und ab.

„Laß alles fahren", raunte ihm eine Stimme zu. „Verabschiede dich vom Fürsten in Genua, danke ihm für alles Freundliche, sieh diesen Mann nie wieder!"

Er lieh dieser Stimme sein Ohr, lauschte ihr mit einem gepreßten Seufzer nach und — wußte doch, er würde ihr nicht folgen. Zwei Gewalten kämpften in ihm. Der Sinn, den er sich trotz allem für anständiges Fühlen, ritterliches Empfinden aus dem moralischen und materiellen Zusammenbruch herübergerettet hatte, wehrte sich dagegen, den Russen, diesen durch und durch vornehm denkenden Mann, der ihm mit soviel warmer Sympathie, ja aufrichtiger Freundschaft entgegen kam, — Gefühle, die in seinem Herzen Widerhall fanden, — mit seinen — er schauderte vor seiner eignen Schlechtigkeit — niederträchtigen, ja, teuflischen Gedanken zu verfolgen. —

Aber dann kam die Angst, die grenzenlose Angst, wieder zurückgestoßen zu werden in die entsetzlichen Verhältnisse seiner Vergangenheit, wieder das Wild zu werden, gejagt von der heulenden Meute, verfolgt von tausend Gefahren, umlauert von allen Schrecknissen einer zerbrochenen Existenz, für die es keine Möglichkeit mehr gab, sich durch ehrliche Arbeit in die geordneten Bahnen der bürgerlichen Gesellschaft hinüberzuretten.

Er war so todmüde geworden, er konnte nicht mehr, — nein, er konnte nicht mehr! —

Ausgepumpt war er bis zum letzten Blutstropfen. Wieder zurück in das Ungewisse, in das Dunkle, jetzt, da endlich auch ihm die Sonne aus dem Gewölk hervorbrechen wollte, da Befreiung, Erlösung aus dem Sumpf der Vergangenheit fast greifbar nahe rückten, — jetzt, da seiner ein Leben der Schönheit, der Freude, des Genießens und — wie unfaßbar schön, wie wundervoll zu denken — der Freiheit, ach, der süßen Freiheit zu warten schien, — nein und tausendmal nein, — das sollte nicht sein, sollte nicht sein, soweit es in seiner Macht lag, es zu hindern. — Die Verhältnisse waren stärker als er, stärker wenigstens als das Gute in ihm: es gab kein Zurück! Das Schicksal mußte seinen Lauf nehmen! —

Immer tiefer geriet er in einen Zustand der Selbstsuggestion hinein, in dem er, wenn nicht Entschuldigungen, so doch Erklärungen für seine Handlungsweise suchte, und — indem er sie fand — wurde ihm Unbegreifliches begreiflich, Begreifliches notwendig, Notwendiges entschuldbar. —

Die Dinge der Wirklichkeit bekamen für ihn ein anderes Gesicht, er sah oft alles nur noch wie durch einen Schleier. So verbrachte er die Tage, die ruhelosen Nächte im ewigen Widerstreit mit sich selbst. Aber immer von neuem kam er zu dem Entschluß, den Kampf durchzukämpfen, das Ziel zu erreichen, um *jeden Preis*! —

Bis Genua hatten der Fürst und er noch die Gesellschaft des Marquese Bandiomi.

Dann reisten sie allein weiter.

Sechstes Kapitel

In Rapallo nahmen sie Quartier im Grand Hotel. Little hatte alles aufs beste vorbereitet. Dem Fürsten war ein schönes Appartement reserviert worden, dessen Zimmer den Blick auf das Meer freigaben. Man sah den langen Streifen der Küste, dort weiterhin schimmerten die Villen von Sestri Levante, auf der andern Seite reihte sich Fischerdorf an Fischerdorf.

Naydeck hatte ein Zimmer auf der zweiten Etage genommen. Er wollte nicht immer auf die Weite des schimmernden Meeres blicken, ewig den Wellenschlag hören, er zog den Blick in das beruhigende Grün des stillen Gartens vor.

Allabendlich spielte Woronzeff in dem kleinen Kasino am Meer. Er hatte noch nie mit solcher Leidenschaft gespielt. Er litt wohl doch noch unter dem Verlust der Guerreira, weniger, weil sie seinem Herzen irgendwie nahegestanden hatte, als vielmehr darum, weil sein Stolz durch die rücksichtslose und wenig geschmackvolle Art, mit der die Tänzerin die Beziehungen abgebrochen hatte, wohl doch tiefer getroffen war, als er sich selbst eingestehen mochte. Vielleicht sprach auch die Macht der Gewohnheit mit. Schließlich war er es durch viele Monate hindurch gewöhnt gewesen, die schöne Person um sich zu haben, deren liebenswürdige Anmut und lustiges, oft kluges Geplauder ihm nun doch fehlte. Meist saß er bis spät in die Nacht am Spieltisch, und wenn er dann abgespannt seinen Salon betrat, mußte ihm Little

oft noch eine schwere Mischung von Champagner und englischem Bier zusammengießen. Dann wurde der Diener entlassen, und während der Fürst eine Zigarette an der andern anstteckte, schlürfte er in langen Zügen das schwere Getränk, das seine Nerven beruhigte und ihn den Schlaf leichter finden ließ.

Naydeck ging es nicht gut. Um seine Ruhe war es endgültig geschehen, für nichts mehr hatte er Sinn. Oft, wenn er sich unbeobachtet glaubte, ging er wie abwesend durch die schönen, sonnenwarmen Herbsttage. Die Frage: Was wird nun? ließ ihn nicht mehr zur Ruhe kommen, quälte ihn nachts und raubte ihm den Schlaf. Es geschah, daß er, der niemals gewußt hatte, was Nerven sind, zusammenfuhr, wenn er unvermutet angesprochen wurde, daß er aufschreckte, wenn man bei ihm anklopfte, oder wenn eine Tür ins Schloß fiel. So heiß wie jetzt hatte er noch nie die Erfüllung seiner Wünsche herbeigesehnt, noch nie das Ende so gefürchtet. Aber die Faust lag ihm im Nacken, die ihn — das fühlte er — nicht mehr los ließ, ihn zum äußersten treiben würde.

Und doch — immer und immer wieder rang er um einen Ausweg. Es gab keinen! Er wußte es nur zu gut. — Wenn es doch — ach — wenn es doch einen gäbe!

Unter der Zerrissenheit seiner Empfindungen litt schließlich auch sein Aussehen, so daß es sogar dem Fürsten auffiel.

„Was haben Sie, Naydeck? In letzter Zeit wollen Sie mir gar nicht so recht gefallen. Sie haben wenig

Farbe und Schatten unter den Augen wie eine interessante Frau."

„Ein bißchen Malaria, lieber Fürst. Nichts von Bedeutung. Ich fühle mich sonst sehr wohl, und etwas Chinin hilft mir wieder ganz auf die Beine."

Leichthin hatte es Naydeck erwidert. Manches Mal mußte er sich zusammenreißen, konnte den ruhigen, freundlichen Blick Woronzeffs oft schwer ertragen.

Es war so leicht gewesen, den Plan auszudenken — und jetzt — wie entsetzlich, wie furchtbar lag die Zukunft mit all ihren Forderungen vor ihm! Wenn er morgens mit schweren Gliedern aufstand, wußte er genau: nun würde er diese grauenvolle Last wieder auf seinem müden Rücken durch den ganzen, langen Tag hinschleppen müssen. Es wurde zuviel der Qual! Täglich erkannte er klarer, daß er diesen Körper und Geist zerrüttenden Zustand auf die Dauer nicht würde ertragen können. Auf keine Weise konnte er, er fühlte es ganz deutlich, dem seelischen Zusammenbruch entgehen, wenn er nicht bald — so oder so — aus seiner Lage erlöst würde. Er fand kaum mehr Schlaf! Selbst die stärksten Schlafmittel hatten allmählich ihre Wirkung verloren. Legte er sich abends spät todmüde nieder, war er gewiß, die erlösende Ruhe, die er so bitternötig brauchte, doch nicht zu finden. Erst wenn der Morgen graute, fiel er in einen unruhigen Schlaf, der keine Erquickung brachte.

„Sehe ich eigentlich dem Fürsten überhaupt noch ähnlich?" fragte er sich jetzt manchmal und fuhr sich mit

einer müden Handbewegung über die Stirn. Ist es denn möglich, daß ein Mensch, der innerlich so zerrüttet ist, so schreckliche Gedanken nährt, einem vornehm denkenden, anständig und nobel empfindenden Menschen überhaupt noch ähnlich sieht? War er nicht entstellt, trug seine Stirn nicht schon das Kainszeichen? — Mit einer gewissen Angst trat er dann wohl zum Spiegel, atmete erleichtert auf, wenn er feststellen konnte — nein — noch sah man ihm nichts an, es war dasselbe, Woronzeff so sprechend ähnliche Gesicht, das ihn aus dem Glase ansah. Etwas blaß wohl, ja, das war es allerdings, und um den Mund feine Linien, die früher noch nicht dagewesen sein mochten, aber sonst keine irgendwie auffallende Veränderung. Wie von einer Last befreit, warf er sich dann in einen Sessel und versuchte durch eine Zigarette die rebellierenden Nerven zu beruhigen.

Heute hatte er einen seiner schlechtesten Tage. Sein Frühstück berührte er kaum, die Zeitungen, aus denen er Ablenkung suchte, warf er bald wieder beiseite.

Ein Brief der Guerreira, mit dem Poststempel New York, die Adresse von fremder Hand geschrieben, lag uneröffnet auf seinem Schreibtisch.

Zerschlagen an allen Gliedern, trotz der frühen Morgenstunde, lag er auf der Chaiselongue und versuchte vergeblich seine selbstquälerischen Grübeleien zu bannen.

Da klopfte es — wie eine Erlösung war es ihm — und Little trat herein.

„Seine Durchlaucht der Fürst lassen fragen, ob Herr

Graf vielleicht mit Seiner Durchlaucht etwas segeln wollen?"

Naydeck stand sofort auf.

„Ich komme sogleich, Little."

Sein Blick fiel auf den Brief der Guerreira, er legte ihn zu den Zeitungen, griff zum Hut und ging hinunter. Das Auto wartete bereits, der Fürst schlenderte vor dem Hotel auf und ab. —

Als nun der Fürst, ohne Bootsmann, allein mit Naydeck auf das ruhige, weite Meer hinaussegelte, lag zwischen ihnen jenes Schweigen, das für längere Zeit nur zwischen Menschen möglich ist, die — innerlich verwandt— sich sympathisch gegenüberstehen. Der tiefblaue Himmel wölbte sich wie eine Glasglocke über die glatten Fluten. Erst ganz, ganz weit draußen hüpften weiße Schaumkronen auf dem Ultramarin des Wassers. Um die beiden Männer herrschte eine in ihrer Vollkommenheit fast ergreifende Stille, die nur gelegentlich durch den heiseren Schrei einer Möwe eher betont als unterbrochen wurde. In Gedanken verloren, achteten beide nicht auf Zeit und Ort, bis sie endlich gewahr wurden, daß sie weit draußen im Meere lagen; längst war die Küste dem Blick entschwunden.

„Ernste Männer dürfen nicht ungestraft träumen, lieber Naydeck", unterbrach Woronzeff das Schweigen. „Ich habe, offen gestanden, keine Ahnung, wo wir eigentlich sind. Aber zurückfinden werden wir uns ja wohl, da die Sonne uns die Richtung weist. Wenn es Ihnen recht ist, spielen wir vorläufig weiter Robinson: ich laufe jene

kleine Insel dort halbrechts vor uns an, und wir stürzen uns in die Fluten. Einverstanden, lieber Graf?"

„Ganz und gar, mein Fürst. Wir werden dann, denke ich, gerade zum Lunch mit einem herrlichen Appetit wieder zu Hause sein."

Nach kurzer Zeit legte das Boot an einer Sandbank des kleinen Felseneilands fest.

Einer der Felsen trug die Inschrift: „Sankt Antonius hilf!"

Was mochte dies Wort bedeuten? War es die Bitte eines Liebenden? War es das fromme Flehen eines Beladenen? Naydeck hatte keine Zeit, lange darüber nachzudenken. Woronzeff stand schon entkleidet an der Spitze des Bootes und sprang als erster in die blauen Fluten.

Naydeck versicherte sich noch einmal, ob das Boot auch festlag. Der Gedanke, es könne in dieser Einsamkeit abtreiben, war kein angenehmer. Als er sich aufrichtete, war der Fürst schon eine gute Strecke vom Ufer entfernt. Naydeck sah gedankenverloren auf den dunklen Kopf im glitzernden Wasser. Wellen mit kleinen, weißen Schaumkronen trieben von Westen, zwischen den Wellen lief ein merkwürdig ruhiger Wasserstreifen, so als flösse dort ein schmaler Fluß. — Und plötzlich — geschah das Unbegreifliche! — —

Er sah Woronzeff jäh untertauchen, sah, wie er wieder nach oben kam. — Ein paar heftige Armbewegungen! Wieder sah er ihn untertauchen — — und dann blieb er verschwunden — — —

Naydeck war es, als sähe er eine weiße Hand schim-

mern. — Dann noch einmal — aber schon weiter entfernt. Alles im Zeitraum von Sekunden!

Er stand erstarrt, gelähmt vor Entsetzen! —

Im nächsten Augenblick beherrschte ihn nur der eine Gedanke: nach und retten!

Aber die Glieder wurden ihm schwer wie Blei, das Herz schlug rasend in seiner Brust, ein schrecklicher Gedanke durchzuckte sein Hirn — und er blieb stehen, wie festgebannt, rührte sich nicht von der Stelle, es war als stände er unter dem Einfluß einer finsteren Gewalt, sein Wille schien ausgeschaltet —

Kleine schaumgekrönte Wellen trieben vom Westen. Ein stiller Streifen lag wie ein Band in den Fluten — Einsamkeit, Ruhe, Frieden rings in der Natur! — Das Drama war beendet! —

Als Naydeck die Hand hob, um sich über die Stirn zu fahren, zitterte sie leise.

Er war sich seltsam klar bewußt, was er getan hatte: er war nicht nachgesprungen, hatte den Fürsten einfach ertrinken lassen!

Es wäre doch zu spät gewesen, dachte er schnell. Aber dieser Gedanke schwieg gleich wieder. Ich hätte es doch versuchen müssen! —

Die Knie versagten den Dienst, er mußte sich in den Sand setzen. Vom Felsen blinkte die Inschrift: „Sankt Antonius hilf!"

Naydeck glaubte sich plötzlich zu erinnern, von gefährlichen Strömungen gehört zu haben, die hier gehen sollten — bis weit ins Meer hinaus. Der stille Wasser-

streifen dort war zweifellos eine jener tückischen Gewalten, es war ihm auf einmal ganz klar. Immer noch starrte er auf die Stelle, wo der Fürst verschwunden war. Er glaubte plötzlich eine Hand auftauchen zu sehen, die ihm zu winken schien. — „Mein Gott, — mein Gott!" flüsterte er mit bebenden Lippen. Er saß da, konnte den Blick nicht wegzwingen von der Stelle, wo er zum letzten Male die weiße Hand des Ertrinkenden hatte auftauchen — nein — winken sehen! Oder — war es ein Drohen gewesen? —

Eiskalt überlief es ihn! Sein Gehirn stand noch ganz unter dem Eindruck des Geschehenen, konnte noch nicht wieder präzise arbeiten. Er war nicht imstande, die auf ihn einstürmenden Gedanken logisch aneinanderzureihen. Das Gegenwärtige überwältigte ihn! Er fand nicht die Kraft, die Folgen dieses Ereignisses, das für ihn von unsagbarer, ja — so unerhörter Tragweite werden mußte, klärend und ordnend zu überblicken. Er fühlte nur instinktiv, es war etwas geschehen, an das er monatelang gedacht, um das er gekämpft und gelitten hatte, für das er sein ganzes Sein, all seinen Scharfsinn, sein ganzes Denken tausendfach eingesetzt, und an dessen Gelingen er doch immer wieder gezweifelt hatte. Und nun — er konnte es nicht ausdenken, konnte es nicht fassen — war ihm all dies, worum er gekämpft, gerungen, gelitten hatte, was er erträumt und was zu erreichen er doch immer wieder kaum für möglich gehalten hatte — all dies war ihm nun plötzlich von der Laune des Zufalls in den Schoß geworfen worden! —

Er war am Ziel, war unbeladen von Schuld ans Ziel gekommen, das ihm den Weg frei machen sollte in eine lichte Zukunft! —

All dies fühlte er instinktiv, in einer Art Unterbewußtsein. Aber es war ihm doch ganz klar, etwas hatte in sein Leben entscheidend eingegriffen, was ihn — der schon am Rande des Abgrundes getaumelt hatte — zurückriß in ein neues, vielleicht hoffnungsreicheres Leben. — Und diese Erkenntnis, dieses für den Mann geradezu unfaßbare Glücksempfinden überwältigte ihn.

Und plötzlich geschah etwas Merkwürdiges: dieser Mann, der das Leben kannte wie wenige Männer, den es herumgeworfen hatte wie ein Wrack in Sturm und Wellen, dem es an Leib und Seele Wunden geschlagen hatte, so tief, so schmerzhaft, daß sie wohl nie wieder ausheilen konnten, über den die Faust eines harten, unerbittlichen Schicksals die Peitsche schwang, und dessen Herz zu Stein geworden schien im Elend und Jammer eines zerbrochenen Lebens, dieser Abenteurer, für den es ein Jenseits von Gut und Böse kaum noch geben konnte — schlug plötzlich die Hände vor das Gesicht und brach zusammen in haltlosem Schluchzen.

Die mißhandelten Nerven, in der ganzen letzten, schrecklichen Zeit angespannt bis zum Zerreißen, versagten jetzt plötzlich, die Reaktion trat ein, löste sich in diesem wilden Schluchzen. Die Tränen brachten Erleichterung, allmählich wurde er ruhiger.

Seine Empfindungen rangen jetzt in merkwürdigen Gegensätzen. Während ihm einerseits der Tod des Für-

sten als ein kaum zu fassendes Glück erschien, konnte er doch wieder nicht über das Gefühl einer gewissen Trauer hinwegkommen, mit Woronzeff einen Mann verloren zu haben, der ihm nahegestanden, mit dem ihn mehr verbunden hatte als angenehm verlebte Stunden, und dessen tragisches Ende ihm doch eine Lücke riß.

Allmählich aber gewann er seine alte Energie zurück, sein Gehirn fing an, logisch zu arbeiten, er vermochte seine Gedanken zu ordnen. Er begriff, welch ungeheurer Umschwung durch die letzte Stunde in sein Leben gekommen, und indem alles dies ihm klar wurde, fand er die Kraft, das, was die Stunde von ihm forderte, ruhig zu überlegen. —

Wie Zentnerlast fiel es ihm vom Herzen: der Weg war frei! Alles lag vor ihm! Keine Hand hatte er zu heben brauchen! Er war unschuldig am Tode des Fürsten!

Welch ein Glück, welch ein unsagbares Glück! Sein Hirn arbeitete haarscharf: das Schicksal war ihm zum Verbündeten geworden, hatte zu seinen Gunsten entschieden. Groß, überwältigend stand die Zukunft mit ihren unerhörten Anforderungen vor ihm!

Er sprang auf: Was hatte jetzt als erstes zu geschehen? Hinausfahren und den Toten suchen? Würde er ihn finden? Sicherlich nicht. Sollten doch, er glaubte es gehört zu haben, diese Strömungen alles mit hinausnehmen und selten das zurückgeben, was ihnen einmal zum Opfer gefallen war. Er würde den Leichnam nicht mehr finden, wer weiß, wie weit er schon getrieben sein mochte?

Und wenn er doch von andern gefunden werden sollte? Aber das war kaum anzunehmen. Und wenn auch! Zurück würde er nicht treiben, vielmehr unaufhaltsam ins Meer hinaus. Die Strömungen sollten ja weit bis über Korsika hinausgehen: ein Bootsmann hatte es — er erinnerte sich jetzt genau — gelegentlich erzählt. Wenn er nun dort irgendwo antrieb? War er dann noch zu erkennen? Wohl kaum. Hatte doch der Fürst selbst seine Ringe abgelegt, ehe er ins Wasser ging. Außerdem — der Fürst Woronzeff lebte! Und für den toten Grafen Naydeck würde kein Mensch großes Interesse haben. Er blickte noch einmal über das Wasser hin, suchte den Horizont ab, nichts war zu sehen! — Dann ging er schnell ans Werk! Es galt jetzt alle Gedanken auf das schärfste zu konzentrieren: die nächsten Stunden entschieden über Sein oder Nichtsein! Vor allem Ruhe, unter allen Umständen Ruhe! Nur dann war er der Lage gewachsen. Tausendmal hatte er sich alles durchdacht, bis ins kleinste alles ausgearbeitet. Aber wie jetzt plötzlich alles gekommen war, stand er doch vor einer ganz neuen Situation, Fragen über Fragen stürmten auf ihn ein. Nur schärfste Anspannung aller Sinne konnte ihn vor vernichtenden Fehlern bewahren.

Als erstes zog er die Kleidungsstücke des Fürsten an. Es war ein unangenehmes Gefühl, aber es half nichts, er mußte darüber hinwegkommen. Sentiments waren nicht am Platze, konnten nur verhängnisvoll werden. Die Sachen paßten wie für ihn gemacht! Er steckte die

Nadel des Fürsten in die Krawatte, schob die beiden Ringe über den kleinen Finger der linken Hand, ließ die Uhr in die Westentasche gleiten, steckte Brieftasche, Zigarettenetui, Schlüsselbund ein. Von seinen eignen Sachen behielt er nur die Schmuckgegenstände und das Einglas, alles übrige tat er in ein Kuvert, das er seiner Brieftasche entnahm, legte dies und sein Geld in das Portefeuille des Toten und hielt dann prüfend Umschau. Wo war der Felsen am höchsten? Wo deckte er am besten die Landrichtung? Naydeck trug seine eignen Kleidungsstücke und Schuhe einige Schritte weiter. Dann schichtete er sie lose aufeinander, öffnete seine Brieftasche und schob ihren Inhalt, allerlei Pässe, Briefe, Rechnungen, geschickt unter die Sachen, zerriß auch noch die Morgenzeitung, die Woronzeff mit ins Boot genommen hatte, legte seine leere Brieftasche darauf, streute eine ganze Schachtel Zündhölzer über die Kleider und steckte das Ganze in Brand. Es entstand eine schwelende Rauchwolke, die er nicht ohne Sorge betrachtete. Zum Glück sah man auf dem Meere kein einziges Schiff, nicht einmal irgendein Segelboot! Aber er war doch froh, als die Flammen kleiner und kleiner wurden, bis sie schließlich ganz erloschen: ein Haufen glimmender Asche und Überreste der nicht völlig verbrannten Schuhe war alles, was übrig blieb. Er blies noch einmal hinein, stocherte mit einem Stock darin herum, überzeugte sich, daß kein Papierstreifchen unverkohlt geblieben war; dann warf er die Lederreste ins Meer. Die Brandstelle bedeckte er sorgfältig mit Sand,

legte noch einige Steine zum Schutze gegen den Wind darauf und machte das Boot klar. Er wollte erst rudern, um die heimtückische Strömung unbedingt zu meiden; der Wind war umgeschlagen, und er kam so besser aus dem Bereich der Insel.

Erst als das kleine Eiland eine gute Strecke hinter ihm lag, setzte er die Segel auf. Die frische Seebrise faßte das Segel an, spannte die Leinwand, das Boot glitt spielend über die Wellen, leise und eintönig gluckste das Wasser an den Wänden des Fahrzeugs. Naydeck kam schnell vorwärts. Es war ihm lieb so. Er hatte keine Zeit mehr zu vergeuden, wenn er zum Essen zurück sein wollte. Mechanisch nur sah er über das Wasser, um die Richtung nicht zu verlieren; seine Augen waren nach innen gerichtet, fast schmerzhaft stark arbeiteten die Gedanken. Wie sollte er jetzt handeln? Welches war der beste, der sicherste, der am wenigsten gefährliche Weg? — Ein Gedanke durchzuckte ihn. — Wie, wenn er jetzt einfach an Land ginge und sagte: Graf Naydeck ist ertrunken, so und so ist es gekommen!

Aber schnell wie er aufgeblitzt war, ließ er diesen Gedanken auch wieder fallen. Auch nicht einen Bruchteil mehr durfte er wagen, als unbedingt nötig war. Wäre er nicht tagelang der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses geworden? Hätten ihn nicht Hunderte von Augen neugierig angestarrt? Hätte man ihn nicht mit Fragen bestürmt? Wären die Behörden nicht mobilisiert worden? Nein, das ging auf keinen Fall! Es wäre den Leuten interessanter geworden, als ihm erwünscht

sein konnte. Schon beim Betreten des Landes hätte er alle Bootsleute und Fischer alarmieren müssen, um den Ertrunkenen suchen zu lassen, ja, das Unglück konnte seine Hand im Spiel haben, man hätte den Toten finden können. Im Hotel wäre er zum Mittelpunkt jeder Unterhaltung geworden. Selbst Little, der ewig gleichbleibende, fischblütige Engländer würde ihn vielleicht aufmerksamer betrachten als sonst; eine Meldung auf dem Polizeiamte wäre nicht zu umgehen gewesen, nein, dieser Plan war zu gewagt.

Der andere Weg, an den er jetzt dachte, war der sicherere. Und mit der unfehlbaren Festigkeit und Logik, die bei diesem Manne fast etwas Geniales hatten, zögerte er nicht, den als recht erkannten Weg zu betreten. —

Behielt er auch die Richtung? Weiß Gott, da tauchte ja schon Land auf: das Boot glitt schnell auf den feinen Streifen am Horizont zu. Dort schimmerte schon das Grand Hotel von Rapallo. Und jetzt, angesichts des Unabwendbaren, wurde Naydeck wieder ganz ruhig, gewann seine alte Sicherheit zurück, sah dem Kommenden gelassen entgegen. Mit kurzem Entschluß gab er dem Boot eine Wendung halbrechts und hielt auf Sestri Levante zu. Oberhalb des kleinen Ortes näherte er sich dem Lande so dicht als möglich, suchte die Stelle sorgfältig aus, wo er den Grafen Naydeck an Land gesetzt haben wollte, dann drehte er wieder scharf auf Rapallo zu und segelte an dem Strande in mäßiger Entfernung vorüber. Boote begegneten ihm jetzt, Segler, Fischer-

kähne, er hatte keine Zeit mehr, seinen Gedanken nachzugehen. Es galt zu handeln, die erste Probe zu bestehen, — als Fürst Woronzeff das Ufer zu betreten. —

In schönem Schwung glitt das Boot heran. Der italienische Bootsmann stand am Landungssteg und wartete. Naydeck rief den Mann genau so an, wie der Fürst es immer bei der Heimkehr getan hatte. Dann erhob er sich in der leicht nach vorn geneigten Haltung Woronzeffs, nahm seine etwas müden Bewegungen an, gab seinen Augen den leicht melancholischen, über die Dinge hinweggleitenden Ausdruck. Der Bootsmann, mit dem Einholen des Segels beschäftigt, sah kaum auf. Es schien ihm absolut nicht aufzufallen, daß der Fürst allein zurückkehrte, sein Begleiter würde wohl unterwegs irgendwo an Land gegangen sein; diese Fremden waren reich, sie konnten gehen und kommen, ganz nach Gefallen.

Über die Schulter warf Naydeck noch einen Befehl im Italienisch Woronzeffs hin; in seiner devoten Art, die er dem Fürsten gegenüber stets beobachtet hatte, antwortete der Mann.

Der erste Schritt war getan und — geglückt!

Nun galt es, gut ins Hotel zu kommen.

Naydeck trat durch die Drehtür und ging langsam durch die Halle. Der Portier grüßte. Ob aber der höfliche Gruß dem Fürsten Woronzeff oder dem Grafen Naydeck gegolten hatte, war nicht ersichtlich. Langsam stieg er die breiten, mit dicken, roten Läufern belegten Stufen zur ersten Etage hinauf. Äußerlich war

er ganz ruhig. Aber in seinem Herzen war eine fast unerträgliche Unruhe, ja Angst! Jetzt kam — sozusagen — die Generalprobe! Er mußte dem Kammerdiener Woronzeffs gegenübertreten! Erkannte dieser ihn nicht, hielt er ihn für den Fürsten, dann — ja, dann hatte er gewonnen! Dann würde er auch in allen andern Situationen seine Rolle durchführen können, dann war er Sieger geblieben im Spiel ums Leben, dann konnte ihm kaum noch irgendein Zufall seine Rechnung durchkreuzen! Immer zögernder wurde sein Schritt, je mehr er sich der Wohnung Woronzeffs näherte. Das Herz klopfte ungestüm, die Erregung schlug ihm bis zum Halse, er mußte alle Kraft zusammennehmen, um Herr seiner selbst zu bleiben. Am liebsten wäre er noch einmal umgekehrt, hätte sich irgendwo noch ein paar Minuten vor der Entscheidung gegönnt. Aber es hätte auffallen können, er mußte vorwärts!

Genau in der Art Woronzeffs betrat er dessen Zimmer. Little stand wartend in der Tür des Ankleidezimmers und begrüßte Naydeck mit einer Verneigung. Diesen Augenblick benutzte Naydeck, um sich abzuwenden und einen Brief, den er dem Portefeuille Woronzeffs entnahm, auf den Schreibtisch zu legen. Dann befahl er, ohne dabei aufzusehen, wie in Gedanken noch auf die Adresse des Briefes blickend, im nicht besonders flüssigen Englisch Woronzeffs, das Umkleiden. Ein rascher Blick! — Nein, keine Miene hatte sich im Gesicht des Engländers verändert; zu gut hatte er in all den Monaten seine Stimme nach der des

Fürsten gebildet, ganz ohne Zweifel: der Diener war der festen Überzeugung, den Fürsten vor sich zu haben.

Aus tiefstem Herzen atmete Naydeck auf. Little war zurückgetreten, stand neben dem Eingang zum Ankleidezimmer, um seinen Herrn eintreten zu lassen. Naydeck tat so, als würfe er einen Blick durch die großen Fenster aufs Meer und ging mit abgewandtem Gesicht an dem Diener vorbei.

Es war ihm schwül geworden. Er trieb ein verzweifeltes Spiel! Aber da er bis dahin bestanden hatte, gewann er an Sicherheit. Nur jetzt nicht aus der Rolle fallen, ja nichts tun, was der Fürst nie getan haben würde! Jede einzige Bewegung, jede Geste mußte überlegt werden. Er spannte auf jede Handreichung, die der Diener machte, folgte ihr, kam ihr entgegen. Alles war aufs Sorgfältigste zurechtgelegt. Little reichte jedes Kleidungsstück gewandt und unaufdringlich zu, rückte den Sessel vor dem großen Toilettentisch bequemer, schob die bevorzugten Bürsten zurecht, ließ Wasser in das Marmorbecken laufen, legte ein Taschentuch auf die Kante eines kleinen Tisches und stellte eine geöffnete Flasche Eau de Cologne daneben. Dann ordnete er die abgelegten Kleidungsstücke. Während er den Anzug über einen Bügel hing und die gelben Schuhe auf Blöcke spannte, bürstete sich Naydeck die Haare und wusch sich die Hände. Dann trat er zu dem Tischchen, nahm das Taschentuch, faltete es, wie er es dem Fürsten oft genug abgesehen hatte, und goß sich Eau de Cologne

hinein. Da traf ihn ein leicht erstaunter Blick des Kammerdieners. Naydeck erschrak! Hatte er einen Fehler gemacht? — Verdammt — was hatte denn der Fürst nur mit der Eau de Cologne gemacht? — Er goß sich schnell ein paar Tropfen davon in die Hände, fuhr sich über Stirn und Schläfen — vielleicht hatte er jetzt das Richtige getroffen? Er hätte sich vor den Kopf schlagen können! Hatte er doch nur immer den Duft von Eau de Cologne wahrgenommen, wenn der Fürst eben die Toilette beendigt hatte, nie, wenn er später sein Taschentuch brauchte. Little war inzwischen schon zur Tür getreten, hatte sie geöffnet und stand abwartend daneben. Naydeck wußte nicht recht: sollte er jetzt irgendwelche Anordnungen für den Nachmittag treffen? Ob Woronzeff dies wohl in der Regel getan haben mochte? Er ließ es lieber! Es war immer noch besser, anscheinend irgend etwas zu vergessen, als Fehler zu machen!

Ruhigen Schrittes ging er zum Speisesaal hinunter. Hier und da wurde er begrüßt: er dankte genau so, wie er es immer von Woronzeff gesehen hatte. Auf dem Tisch am Fenster waren, wie immer, zwei Gedecke aufgelegt, er setzte sich auf den Platz des Fürsten. Der herbeieilende Oberkellner streifte erst ihn, dann den leeren Platz mit einem fragenden Blick.

„Graf Naydeck hat einen Abstecher nach Sestri Levante gemacht", sagte er leichthin und griff zum Menü.

„Sehr wohl, Durchlaucht." Der Oberkellner gab dem Tischkellner Befehl, das zweite Kuvert zu entfernen und eilte geschäftig weiter.

Naydeck ärgerte sich. Er hatte schon viel zuviel gesagt. Es war durchaus unnötig, Sestri Levante überhaupt zu erwähnen. Es hätte vollauf genügt, einfach zu sagen: Der Graf kommt heute nicht.

Er aß langsam und wenig. Woronzeffs Hauptmahlzeit war immer das späte Mittagessen gewesen. Er nahm auch selbst von den gereichten Platten, ließ sich nicht vorlegen. Der Fürst hatte diese Sitte nicht gemocht. Er trank etwas von dem leichten Bordeaux, dem regelmäßigen Frühstücksgetränk des Fürsten. Um unnötigen Blicken zu entgehen, sah er viel auf das weite Meer hinaus. Ein paar Stunden weiter, und er würde auch die neugierigen Augen seiner Umgebung nicht mehr zu scheuen brauchen. — Aber er würgte bei diesem Frühstück doch an jedem Bissen. Die letzten Stunden hatten allzuviel gebracht! In welcher Richtung lag wohl das kleine Eiland? Suchend ließ er den Blick über das Meer schweifen. Wo zog wohl die schmale, tückische Strömung? Aber warum all diesem nachgrübeln? Es regte nur auf, führte zu nichts. Nein, er wollte nicht an all dies denken, wollte sich nicht mit Ereignissen beschäftigen, die ihn erschütterten und die für ihn abgetan sein mußten. —

Er versuchte, die Gedanken in andere Bahnen zu zwingen, aber wie magnetisch zog die glitzernde Wasserfläche seinen Blick immer wieder an.

Hastig griff er zum Glase, trank es durstig leer. Dann stand er bald auf. Langsam ging er durch den Saal, der ihm plötzlich so riesengroß erschien, nach der

Halle, erwiderte hier und da Grüße, legte aber in seine Miene eine gewisse Unnahbarkeit, so daß er dem „Angesprochenwerden" entging. Ein Kellner zog schnell die Stühle zurück, die den gewohnten Platz reserviert hatten. Naydeck blätterte zerstreut in den bereitliegenden Zeitungen, trank langsam seinen Kaffee; dann ging er auf seine Zimmer. Little war noch nicht da, wahrscheinlich war er beim Essen. Aber Naydeck wußte nicht, ob der Kammerdiener sich noch einmal zu melden hatte. Am liebsten hätte er jetzt gleich Schreibtisch, Schränke, Kommoden untersucht, um sich über alles genau zu orientieren, jeden Brief, jede Notiz, jeden Gegenstand kennenzulernen, sich bis ins einzelne zu informieren. Nur wenn ihm das gelang, konnte er hoffen, seine Rolle erfolgreich zu spielen. Aber er mußte seine Ungeduld niederzwingen; konnte doch Little jeden Augenblick ins Zimmer treten. Naydeck kannte die Gewohnheiten Woronzeffs zu dieser Tageszeit nicht. Er wußte nur, daß er sich nach dem Frühstück etwas hingelegt hatte, um zu ruhen oder zu lesen. So nahm er denn einen französischen Roman zur Hand und streckte sich auf die Chaiselongue. Aber lesen konnte er nicht. Es war doch ein beklemmendes Gefühl, das ihn beschlich, als er so zum erstenmal allein in den Räumen des Toten war. Gewaltsam schüttelte er eine Art von Angst ab, die ihn packen wollte. — Nichts sollte ihn jetzt ablenken! Seine Gedanken wanderten rasch und unaufhörlich: bis dahin war alles geglückt. Nun weiter! Es galt, das Nächstliegende zu bedenken. Jetzt mußte er also etwa eine

Stunde ruhen! Dann konnte er, falls Little nicht da war, an den Schreibtisch gehen. Er würde dann so tun, als hätte er einen Brief zu schreiben, dabei mußte der Schlüssel ausprobiert werden; einer von den vielen, die an dem Bunde hingen, mußte es sein. Mit größter Vorsicht hatte er vorzugehen, immer die Tür im Auge zu behalten. Little durfte auf keinen Fall merken, daß er die Schlüssel nicht genau kannte. Dann war das Auto zu bestellen, er mußte spazierenfahren, irgendwo Tee trinken. Hierauf kam das Umkleiden zum Diner. Später mußte er dann ins Kasino gehen und dort bis ein oder zwei Uhr spielen. Eher durfte er nicht zu Bett gehen: hatte doch der Fürst in der letzten Zeit die halbe Nacht am Spieltisch verbracht. Er fühlte sich schon jetzt so todmüde, daß ihm der Gedanke, bis in die tiefe Nacht hinein am Spieltisch zu sitzen, schrecklich war. —

Allzuviel war auf ihn eingestürmt. Aber die Hauptsache war nun: was machte er mit seiner eignen Person, seinen Koffern, wie sollte sein plötzliches Verschwinden motiviert werden? Noch heute mußte er sich über diesen so überaus wichtigen Punkt klar werden: erst dann konnte er weitere Pläne ins Auge fassen.

Mit Schrecken fiel ihm jetzt erst der uneröffnete Brief der Guerreira ein! Er hatte ihn am Morgen auf dem Schreibtisch liegen gelassen. Was mochte nur darin stehen? Einer Gefahr, die man kannte, konnte man begegnen, dieser ungelesene Brief war aber mehr als unangenehm. Er begriff seine Unvorsichtigkeit gar nicht mehr.

Als er im Segelboot durch die blaue Flut dahinglitt, hatte er wohl in großen Zügen seinen Plan entworfen, aber es kam jetzt darauf an, ihn in allen Einzelheiten zu überlegen und festzulegen.

Unter konzentriertester Anspannung setzte die Gedankenarbeit ein. Ja, so mußte es gehen, der Plan schien ihm gut und lückenlos; er ging ihn noch einmal in jeder Phase durch. Er mußte unbedingt an ihm festhalten und noch heute mit seiner Durchführung beginnen!

Naydeck fuhr unmerklich zusammen! Plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, stand Little im Zimmer. Er mußte das Klopfen ganz überhört haben. Die verfluchten Nerven wurden rebellisch.

„Euer Durchlaucht hatten für drei Uhr das Auto befohlen."

Naydeck erhob sich schnell. Das traf sich gut. Der Nachmittag war lang, er mußte ihn ausnutzen, Zeit war nicht mehr zu verlieren, jede Minute war kostbar. Little hielt Hut und Paletot, reichte die Handschuhe. Dann eilte er voraus. Naydeck traf niemanden um diese Stunde. Unten stand nur der Portier am Schlage des großen hellgrauen Wagens. Der Chauffeur faßte an die Mütze, sah geradeaus. Naydeck stieg ein, aufatmend ließ er sich in die Polster fallen! Auch dies war überstanden!

Fast noch so heiß wie am Vormittag schien die Sonne vom Himmel, kein Wölkchen stand am tiefblauen Firmament, in unendlicher Bläue schimmerte das Meer. Fern — am Horizont — zog ein Dampfer

gen Süden; wie eine Fahne schleppte er seinen Rauch hinter sich her. Naydeck hatte für das schöne Bild vor ihm nur einen flüchtigen Blick.

Der Wagen sauste den Berg herunter; dann verlangsamte der Chauffeur das Tempo und wandte sich halb zurück, als erwarte er einen Befehl.

„Zum Bahnhof", rief ihm Naydeck zu. Es gingen auf dieser Strecke fortwährend Züge; wenn er Glück hatte, brauchte er nicht lange zu warten. — Schnell überlegte er: es war am besten, der Chauffeur wußte gar nicht, in welcher Richtung er fuhr. So bestellte er ihn zum Abend nach San Remo. Er würde dann von Sestri Levante durch Rapallo durchfahren und erst in San Remo aussteigen. Während er dem Chauffeur seine Befehle gab, sah ihn der Mann, aufmerksam zuhörend, an. Aber kein noch so leises Stutzen war in seinen Mienen zu sehen.

Gott Lob! Auch das lag hinter ihm. Als Naydeck nun auf dem Bahnhof auf und ab ging, fühlte er sich schon um vieles sicherer. Nach wenigen Minuten lief der Zug ein, er fand ein leeres Coupé erster Klasse. Er zog die Vorhänge zum Gang zu und vertiefte sich in den Inhalt der Brieftasche und fand einige tausend Liras in großen Scheinen, ein Scheckheft auf den Crédit Lyonnais in Nizza, ein zweites auf die Nationalbank in Petersburg; dann einen Brief der kleinen Maria Virgilia, ferner das Angebot eines Grundstücksmaklers, das eine Villa in Florenz betraf, einige unwichtige, flüchtige Notizen, endlich einen kurzen Bericht aus Baltschara,

der von Stephan Trojaczki unterzeichnet war. Den Brief der Prinzessin las er zuerst. Sie schrieb:

„Lieber Papa!

Du hattest mir doch Dein Bild versprochen, ich hätte doch so gerne ein neues von Dir, das alte will mir gar nicht mehr so recht gefallen! Von Mamussja habe ich das schöne mit dem Diadem und der langen Perlenkette. Du weißt, daß sie es für unsern armen Sascha machen ließ, ehe er in den Krieg ging. Schicke mir nun doch noch eins von Dir. Wo bist Du jetzt? Ich kann beinah nie sagen, wo Du bist, wenn ich gefragt werde. Mabel Vanderbilt und Daisy Harrifield, zwei Amerikanerinnen, mit denen ich sehr befreundet bin, finden das sehr interessant. Sie wollen immer von Dir hören. Du würdest Dich wundern, wenn Du wüßtest, wie oft ich von Dir erzählen muß.

Deren Papas sitzen auf dem Büro oder sind im Klub. Man weiß immer, wo sie gerade sind, zu jeder Tageszeit, das ist so langweilig, sagen sie. Aber ich wüßte doch oft gerne mehr von Dir.

Für das Geld, das Du mir schicken ließest, habe ich mir eine schöne, dunkelbraune Vollblutstute gekauft, es ist das schönste Pferd hier in Tyringham, keins von den andern Mädels hat ein schöneres. Wir reiten jeden Morgen. Von jetzt ab bleibe ich noch etwa ein Jahr hier, dann komme ich zurück. Die Mamussja wollte mich ja besuchen, aber sie fühlt sich oft gar nicht recht wohl in der letzten Zeit, schrieb sie mir. Es wäre aber so schön, wenn einmal einer von Euch käme!

Meine liebste Freundin ist immer noch Daisy Harrifield. Sie hat mich eingeladen, ich soll sie auf ein halbes Jahr in Amerika besuchen, wenn sie hier fortgeht. Sie will dann auch einmal nach Baltschara kommen, wenn Du es erlaubst, sie möchte Rußland so gerne kennenlernen. Die Vorstellungen, die man hier von Rußland hat, sind oft zum Lachen. Nichts als Schnee, Bären, Wölfe und wilde Kosaken! Ach, unser liebes Rußland! Gibt es etwas Schöneres?

Wohin kann ich Dir zum Geburtstag schreiben, liebstes Papali?

Es küßt Dich

Deine Tochter Maria Virgilia."

Naydeck sann einen Augenblick diesem kindlichen Jungmädchenbrief nach, dann griff er zu den Zeilen aus Baltschara.

Stephan Trojaczki berichtete über große Holzverkäufe in Wjatka und Jarensk, deren Überschuß von 570 000 Rubel an die Nationalbank in Petersburg abgeführt sei. Ferner seien die Renovierungen im großen, roten Saal genau nach Befehl fertiggestellt. Ende des Monats würde er zur Revision nach Pawlador fahren und von dort ausführlich berichten. Über die Abholzungen in Tscheljawa bäte er, dem Fürsten persönlich Vortrag halten zu dürfen: die Kohlenfelder müßten freigelegt werden. Aber in welchem Umfange, müßte der Entscheidung Seiner Durchlaucht vorbehalten bleiben. Dann bedankte er sich noch für die so gnädig gewährte Gehaltserhöhung.

Naydeck legte die Briefe sorgfältig zurück, blätterte noch die schon ausgeschriebenen Schecks nach: sie lauteten meist auf Hotels, einer auch auf einen Nizzaer Juwelier, wahrscheinlich ein Geschenk an die schöne Guerreira. Dann war da noch eine Einladung zum Tontaubenschießen in Monte Carlo mit dem Vermerk: „abgesagt".

Naydeck war gerade fertig geworden, als der Zug auch schon die ersten Häuser von Sestri Levante passierte. Es blieb ihm nur noch so viel Zeit, seine eigenen Schmucksachen aus dem Kuvert zu nehmen und sie mit denen Woronzeffs zu vertauschen; auch das Monokel klemmte er ins Auge: da fuhr der Zug auch schon in die Bahnhofshalle ein, die Tür wurde aufgerissen.

Naydeck ging geradeswegs zum Hotel Miramare. Dort bestellte er sich zwei Zimmer und schrieb sich als Graf Ludwig Naydeck in das Fremdenbuch ein. Dem Portier sagte er, sein Gepäck käme am Abend aus Rapallo nach und gab ihm einen Ausweis, um es in Empfang zu nehmen. Ein Bote würde es bringen, er würde den Zug noch wissen lassen. Dann rief er vom Postamt das Grand Hotel in Rapallo an. Der Portier war selbst am Fernsprecher, und Naydeck bat ihn, seine Sachen packen zu lassen, und zwar in die Koffer, die offen wären, und an denen die Schlüssel steckten; den verschlossenen Handkoffer und die schmale Ledertasche möge er so mitsenden. Er konnte ruhig einen Dritten an seine Koffer lassen: alle irgendwie wichtigen und kompromittierenden Papiere hatte er in letzter Zeit stets bei

sich getragen, der nachgemachte Schmuck ruhte in Genua in einem Safe, das er für zwei Jahre unter einem Decknamen gemietet hatte.

Die Notizbücher mit all den wichtigen Aufzeichnungen aber mußte Naydeck verlorengeben. Sie lagen wohlverborgen im Geheimfach der Ledertasche, so daß man sie kaum finden würde, selbst dann nicht, wenn man die Tasche öffnen sollte. Schlimm war es, auf die Bücher verzichten zu müssen! Waren sie doch von großem Wert für ihn! Aber es half nichts! Es gab keinen Weg, in ihren Besitz zu kommen. — Den Inhalt würde niemand entziffern können. Darüber konnte er ganz unbesorgt sein. Wer weiß, ob man es überhaupt versuchen würde, wenn man, was übrigens durchaus unwahrscheinlich war, die Bücher doch finden sollte. Viel mehr Sorge machte ihm der Brief Rosaria Guerreiras. Man würde ihn öffnen und aus dem Inhalt von seiner Verbindung mit der Tänzerin erfahren; sicher würde man dann bei ihr anfragen, Briefe würden gewechselt werden. Allerdings war ja die denkbar größte Vorsicht im schriftlichen Verkehr zwischen ihnen verabredet worden, aber allein die Adresse der Guerreira, die sicher aus dem Brief hervorging, genügte, um unabsehbare Unannehmlichkeiten, wenn nicht erneute Gefahren heraufzubeschwören. Naydeck ballte die Faust. Wie konnte er nur den Brief liegen lassen! Aber geschehen war geschehen. Ob er wohl den Portier bitten sollte, den Brief zu vernichten? Der Mann würde es wahrscheinlich tun, aber sicher nicht, ohne ihn vorher zu

lesen, und außerdem mußte ihm ein solcher Auftrag auffallen. Die Folgen, die daraus entstehen konnten, waren nicht abzusehen. So blieb nichts übrig, als den Dingen ihren Lauf zu lassen. —

Naydeck ersuchte nun noch den Portier, sein Gepäck durch einen Boten zum Hotel Miramare nach Sestri Levante zu schicken und Koffer und Schlüssel dort dem Portier aushändigen zu lassen. Er sagte noch reichliche Entlohnung zu, und der diensteifrige Portier versprach pünktlichste Erledigung: mit dem Sechsuhrzug würden die Sachen abgehen. Schließlich bestellte er noch — etwas umständlich — Grüße an den Fürsten Woronzeff und beauftragte den Portier, Seiner Durchlaucht persönlich auszurichten, er werde die Verabredung pünktlich einhalten und freue sich schon sehr auf das Zusammensein. Übrigens würden seine Bekannten nur einige Tage in Sestri Levante zubringen.

So, das war gut arrangiert. Niemand konnte nun auf den Gedanken kommen, daß zwischen ihm und Woronzeff irgend etwas vorgefallen sei.

Jetzt ging Naydeck noch einmal zurück zum Hotel Miramare, gab dem Portier den Zug an, der seine Koffer bringen würde, und ließ sich die eben frei gewordenen Zimmer zeigen.

„Wie lange werden Herr Graf wohl etwa bleiben? Es ist nur, weil sehr viel Bestellungen auf Zimmer vorliegen."

„Nicht lange. Wohl nur einige Tage. Es hängt von meinen Bekannten ab, die ich hier treffe. Sobald sie reisen, fahre auch ich ab."

Mit dem nächsten Zug fuhr er dann zurück. Unterwegs wechselte er die Schmucksachen, nahm auch das Einglas aus dem Auge; fast hätte er es vergessen; er war so sehr daran gewöhnt, daß er es gar nicht wußte, wenn er es trug. Er faßte das Glas vorsichtig mit seinem Taschentuch und zerbrach es. Dann warf er die Scherben zum Fenster hinaus. Die Schmucksachen wollte er in der Kassette des Schreibtisches verwahren: sie mußten sobald als möglich vernichtet werden.

Dicht am Meere fuhr der Zug entlang; kleine Felsengruppen, Palmen, Villen in verträumten Gärten schoben sich wechselweise vor das vom Schein der sinkenden Sonne beleuchtete Meer. Himmel und Wasser schienen einander vermählt. Vom tiefsten Purpur bis zum zartesten Lichtgrün leuchtete der Himmel, getreulich spiegelte das Meer die Farben wider, trug sie auf schaumgekrönten Wellen ans Ufer. Rosa und silbern übergossen zerrannen sie im Sand. Naydeck sah gedankenverloren auf das langsam erlöschende Bild. —

In San Remo aß er im Palasthotel zu Abend. Pünktlich zur befohlenen Stunde hielt sein Auto vor der Tür, und er fuhr nach Rapallo zurück.

Die laue Nachtluft tat ihm wohl. Nach all den Aufregungen und Anstrengungen des Tages hatte ihn eine große Abspannung befallen. Todmüde saß er in den weichen Polstern des Wagens. Stundenlang hätte er so dahinfahren mögen, mit geschlossenen Augen, ohne sich zu rühren. Alle Muskeln seines Körpers, in den letzten Stunden mit eiserner Energie in der Gewalt ge-

halten, entspannten sich nun wohltuend, fast geräuschlos glitt der Wagen durch die Nacht. Naydeck wußte sich unbeobachtet, und diese Gewißheit empfand er als eine Wohltat.

Seine Gedanken wanderten. Noch einmal durchlebte er all die Ereignisse des Tages, aber seltsam, der Tod des Fürsten war schon jetzt in eine gewisse Entfernung gerückt, war etwas, mit dem man fertig war. Das Neue, Lockende, Abenteuerliche vor ihm war viel zu aufregend, nahm Körper und Geist so ganz in Anspruch, daß für anderes kein Raum, keine Zeit blieb. Er versank in Zukunftsträume. Das Bewußtsein, Geld, Macht, Stellung zu besitzen, genoß er mit derselben, alles vergessenden Gier, wie der Dürstende den ersten Becher Wasser. Lag nun nicht alles, was er sich je gewünscht hatte, vor ihm? Und niemand nahm er etwas fort. Einem Toten ist ja nichts mehr zu nehmen, er nahm nur einen leer gewordenen Platz ein, den ihm das Schicksal zugewiesen hatte.

Schon blitzten die ersten Lichter von Rapallo auf, Naydeck gab sich wieder Haltung, und als Fürst Woronzeff — diesem Manne so ähnlich, daß es kaum glaublich war — betrat er das Hotel. Der Portier eilte herbei, richtete die Grüße des Grafen Naydeck aus; er dankte freundlich und tat vollkommen orientiert.

„Hat der Graf seine Koffer schon bekommen?"

„Mit dem Sechsuhrzug, Euer Durchlaucht."

„So, so, dann ist ja alles in Ordnung."

Little wartete im Ankleidezimmer. Alles lag, wie am Morgen, bereit: Smoking, Plätthemd, seidene

Strümpfe, Krawatte, Taschentuch, Pumps. Der Diener war damit beschäftigt, eines der Zigarettenetuis, die auf dem kleinen Tischchen lagen, neu zu füllen. Naydeck ließ sich schweigend bedienen, nur ab und zu ein kurzes Wort hinwerfend. Nicht nur, daß er sich Little gegenüber schon weit sicherer fühlte als am Nachmittag, empfand er es schon fast als Annehmlichkeit, von so geschickten Händen bedient zu werden.

Anscheinend machte er auch keinen Fehler. Wenigstens verrieten die glatten Züge des Engländers keinen Augenblick irgendein Befremden.

Naydeck sah nach der Uhr. Es war hohe Zeit für das Kasino geworden. Ob er Little zu Bett schicken sollte? Der Fürst hatte es nie getan. Das wußte er. Aber der Gedanke, bei seiner Rückkehr dann endlich allein zu sein, war ihm wie eine Erlösung. Trotzdem gab er seinem Wunsche nicht nach. Besser auch noch die halbe Stunde ertragen, als irgend etwas tun, was von den Gewohnheiten Woronzeffs abgewichen wäre.

Im kleinen Kasino am Meer war das Spiel im vollen Gange. Naydeck hatte jetzt die letzte Probe zu bestehen. Er brannte im Eingang zum Saale umständlich eine Zigarette an, musterte schnell die Anwesenden. Da war der Bankier Lénouvier aus Paris, dort jener verlebte, blasiert blickende Herr von Serbeljew aus Bukarest. Neben ihm sein Freund, ein Graf Myszia, ein ganz angenehmer, wohlerzogener Mann. Dann war da noch ein Maler mit seiner pikanten, amüsanten Frau aus Wien, ein deutscher Assessor, der sich höchst

interessant vorkam, weil er hier an diesem harmlosen und ziemlich langweiligen Ort sein Geld verspielte. Neben ihm saß die alte Gräfin Navallioni aus Florenz, die ein Gesicht hatte, zerknittert und verbraucht, wie ein französischer Leihbibliotheksroman, und dann noch einige andere flüchtige Bekannte, — alle vertieft in das Spiel.

Naydeck trat ruhig an den Tisch, grüßte höflich nach allen Seiten, winkte einen Bedienten heran, ließ sich ein Glas Mineralwasser geben, zog lässig seine Brieftasche. Man machte ihm an einer Ecke des Tisches Platz, wobei die Anrede „Durchlaucht" fiel. Eine Last sank ihm vom Herzen. Auch hier hatte er also gewonnen: man hielt ihn für den Fürsten Woronzeff.

Mit einem Scherzwort an die beiden Herren, die ihm durch Zusammenrücken Platz gemacht hatten, setzte er sich und legte einige Banknoten vor sich hin. Nach der Gewohnheit des Fürsten spielte auch er hoch, warf die Einsätze mit gleichgültiger Achtlosigkeit auf das grüne Tuch, wie er das sooft bei dem Toten gesehen hatte. —

Hier und da rauchte er einige Züge, wechselte ein paar Worte mit seinen Nachbarn.

„Euer Durchlaucht, darf ich fragen, wo ist Graf Naydeck denn heute?" fragte der Bankier mit seiner öligen Stimme.

Auf eine solche Frage war Naydeck vorbereitet.

„Der Graf hat alte Freunde getroffen, mit denen er in Sestri Levante einige Tage zusammen sein will." Und indem er sich nach den Hotelverhältnissen in Sestri Levante erkundigte, glitt er über das Thema hinweg.

Als er gegen zwei Uhr das Kasino verlassen konnte, atmete er auf. Einen ansehnlichen Gewinn nahm er mit. Ironie des Schicksals! Jetzt, da er es nicht mehr brauchte, flog es ihm zu, dies Gold, nach dem er früher — Verzweiflung im Herzen — sooft gegiert hatte. —

Little stand im Salon und mischte den üblichen Trunk aus Champagner und Porter. Er hatte die Schritte kommen hören, alles war erleuchtet, die Tür stand offen.

Auf einem Tablett lagen einige Postsachen. Little reichte sie Naydeck zu. Während er rauchend die Briefe durchlas, ließ der Kammerdiener Wasser im Badezimmer einlaufen, drehte die Nachttischlampe an und stellte eine geöffnete Schachtel Zigaretten daneben.

Dann trat er an die Tür des Salons, stand abwartend, bis Naydeck aufblickte.

„Haben Euer Durchlaucht noch Befehle?"

„Nein, danke. Gute Nacht."

„Untertänigst gute Nacht, Euer Durchlaucht."

Der Diener verschwand.

Naydeck war es wie eine Erlösung. Endlich, endlich allein! Endlich ungestört!

Er lauschte auf die Schritte des Dieners, die immer leiser wurden, bis sie endlich ganz verhallten. Dann sprang er auf und schloß die Tür ab. Auf sämtliche Klinken seines Zimmers faßte er, sie waren bereits alle von Little geschlossen. Er warf einen Blick auf die Fenster. Auch von hier konnte er nicht beobachtet werden: dichte, schwere Vorhänge schützten ihn vor neugierigen Augen, er konnte ungestört ans Werk gehen.

Seine Müdigkeit war auf einmal wie weggeblasen, er fühlte sich plötzlich wieder frisch und elastisch.

Als erstes versuchte er, den Schreibtisch zu öffnen. Der dritte Schlüssel paßte. Vor ihm lagen Rechnungen, Bankabrechnungen, Geld in Scheinen und Gold, Briefe. — Flüchtig sah er alles durch. Dann fiel sein Auge auf eine Stahlkassette, die in dem Schub stand. Er probierte den kleinsten Schlüssel. Er paßte! Vor ihm lagen einige Ringe, verschiedene Krawattennadeln, Manschettenknöpfe und ein wertvoll gearbeitetes Petschaft mit dem fürstlichen Wappen, die geschlossene Krone darüber. Dann waren da noch einige Briefe, Photographien und der Paß Woronzeffs. Er verschloß alles wieder sorgsam und machte sich daran, sämtliche Schränke, Kommoden und Fächer durchzusehen. Garderobe über Garderobe, Wäsche über Wäsche, Lederetuis, Bücher, Toilettenutensilien, ein Kästchen mit Schmucksachen. Alles ließ er genau so liegen, wie er es vorgefunden hatte. Er wunderte sich selbst darüber, daß er so etwas wie eine kleine Freude empfand, als er sah, daß alle Garderobe von Pool in London und alles Schuhzeug von Helstern in Paris geliefert war. Es war ihm ein angenehmes Bewußtsein, vom besten Schneider und vorzüglichsten Schuhmacher der Welt angezogen zu werden. In einem kleinen Raum neben dem Ankleidezimmer standen die Koffer. Auch diese sah er nach. Schließlich griff er noch einmal zu der Post. Er hatte sie wohl vorhin flüchtig durchgesehen, wurde aber in seiner Aufmerksamkeit durch die Anwesenheit

Littles gestört. Es war nur eine Empfangsbestätigung der Nationalbank in Petersburg über 570 000 Rubel. Naydeck lächelte. Er mußte an die paar tausend Lire, den Rest seiner Barschaft damals in Rom, denken. Es fand sich dann noch eine Einladung zu einem offiziellen Empfang des Zaren in Petersburg, und endlich fiel ihm noch ein schmales mattlila Kuvert in die Hände. Eine Damenhandschrift. Naydeck mußte ein wenig spöttisch lächeln. Eine Baronin Teschendorff bat den Fürsten, am nächsten Tage bei ihr Tee zu trinken. Es gälte, alte Familienbeziehungen aufzufrischen, und außerdem hätte sie ihm Grüße aus Wien auszurichten. Sie hoffe, der Fürst werde ihr die Freude machen.

Naydeck sah in Gedanken die ältliche, geschickt zurechtgemachte Baronin unten im Speisesaal an dem kleinen Tischchen, nicht weit von dem seinen. Neben ihr die junge, bildhübsche Tochter. Der Fürst hatte immer sehr höflich, aber stark reserviert gegrüßt. Er war den Damen am ersten Tage auf der Treppe begegnet und hatte der Baronin ihren Pompadour aufgehoben, den sie geschickt hatte fallen lassen. — Später hatte er dann einmal eine abfällige Bemerkung gemacht:

„Verkrachter österreichischer Adel. Die Alte ist in Wien unten durch. Hat sich und den Mann durch Spiel ruiniert."

Die Baronin hatte, mehr als nötig, zum Fürsten Woronzeff herübergesehen. Auch die hübsche Tochter hatte manchmal den Blick hinübergleiten lassen. Naydeck war das gleich aufgefallen. Aber während die Mutter ziem-

lich dreist den Fürsten mit Blicken bombardierte, hatte sich das junge Mädchen doch immer zurückhaltend gezeigt. —

Naydeck sah ihr schönes, schmales Gesicht vor sich, die schlanke, biegsame Gestalt. Die tolle Lust nach einem Abenteuer sprang jäh in ihm auf, zugleich das Gefühl, daß er wohltun würde, die Eindrücke dieses Tages zu verwischen, wenigstens für Stunden Vergessenheit zu suchen.

Rasch warf er einige Zeilen auf einen der elfenbeinfarbenen, dicken Bogen, die in der Ecke ein W. mit der Fürstenkrone darüber trugen. Die große, steile Handschrift Woronzeffs war ihm völlig geläufig geworden. Mit fester Hand setzte er seine Unterschrift unter die Zusage: „Gregor Antonowitsch Woronzeff."

Morgen konnte Little den Brief überbringen.

Siebentes Kapitel

Das Abenteuer dauerte nur drei Tage. — Die Baronesse Teschendorff erwies sich bei näherer Bekanntschaft als nicht ganz so jung und unerfahren, wie sie unten an ihrem Tisch geschienen hatte. Immerhin, sie war reizvoll, pikant und schlagfertig. Schade, daß die Mutter eine so üble Zugabe war.

Am Morgen des vierten Tages meldete Little einen Polizeibeamten aus Sestri Levante: er bäte, Seiner Durchlaucht seine Aufwartung machen zu dürfen, um

einige Fragen zu stellen. Obgleich Naydeck auf eine Anfrage der Polizei gefaßt sein mußte, erschrak er nun doch. Es kam schneller, als er erwartet hatte, im Augenblick auch unvermutet. Aber es half nichts, er mußte den Beamten selbstverständlich empfangen. So faßte er sich schnell: „Ich lasse bitten."

Ein kleiner, untersetzter, brünetter Mann, Ende der vierzig, mit goldener Brille, hinter der die klugen Augen funkelten, trat ins Zimmer.

Äußerlich ganz ruhig, Grandseigneur vom Scheitel bis zur Sohle, ein ganz leises Erstaunen in den Mienen, ging Naydeck dem Beamten einen Schritt entgegen und bat ihn, Platz zu nehmen. Der Beamte war von vollendeter Höflichkeit.

„Euer Durchlaucht wollen die Störung gütigst entschuldigen. Darf ich nur bitten, mir einige Fragen zu gestatten? Ich werde mich so kurz wie möglich fassen und Euer Durchlaucht nicht lange belästigen." —

Naydeck hatte es sofort heraus: hinter der spießigen Maske verbarg sich ein scharfer Verstand. Jedes Wort mußte er auf die Goldwage legen.

„Ich stehe zur Verfügung", sagte er, immer noch leises Erstaunen markierend. „In welcher Angelegenheit kann ich Ihnen dienen?"

„Euer Durchlaucht waren bis vor wenigen Tagen viel mit einem Grafen Naydeck zusammen. Am Freitag voriger Woche sind die Herren miteinander gesegelt. Von dieser Segelpartie sind Euer Durchlaucht allein zurückgekehrt. Von dem Grafen fehlt jede Spur."

Ruhig, geschäftsmäßig kühl, hatte der Beamte die Tatsachen festgestellt. Seine Züge blieben undurchdringlich. Aber Naydeck fühlte in dem Manne einen Gegner. Fragend hob er die Augenbrauen:

„Von dem Grafen fehlt jede Spur? Das ist ja kaum möglich, jedenfalls ganz unbegreiflich." —

„Wenigstens vorläufig, Euer Durchlaucht. Aber ich hoffe zuversichtlich, Klarheit zu schaffen. Wir machen immer wieder die Erfahrung, daß gerade die rätselhaftesten Fälle, die zunächst überhaupt keine Anhaltspunkte für Schlußfolgerungen bieten, dann schließlich fast immer lückenlos aufgeklärt werden. Darf ich Euer Durchlaucht nun wohl bitten, mir möglichst genau zu erzählen, wann und wo Sie den Grafen Naydeck kennenlernten?"

Naydeck wurde um einen Grad zurückhaltender.

„Gern, mein Herr. Aber würden Sie mir vielleicht nicht erst sagen, worum es sich eigentlich handelt? Ich gestehe offen, vorläufig die ganze Sache nicht zu verstehen. Graf Naydeck und ich sind gute Bekannte. Noch vor wenigen Tagen waren wir zusammen, wollten uns bald wieder treffen. — Und nun soll er verschwunden sein? Ich verstehe das alles noch nicht." —

Der Kommissar lächelte plötzlich gemütlich:

„Leider bin ich so ziemlich in derselben Lage, Durchlaucht. Was ich bis jetzt weiß, ist nicht viel und ist schnell gesagt: Fürst Woronzeff und Graf Naydeck waren viel zusammen. Seit Monaten reisten die Herren," — ein blitzschneller, scharfer Blick züngelte für den Bruch-

teil einer Sekunde zu Naydeck hinüber — „die sich merkwürdig ähnlich sahen, zusammen. Am letzten Freitag segelten die Herren, und Graf Naydeck, der von dieser Partie nicht wieder hierher zurückkehrte, ersuchte den Portier telephonisch, aus Sestri Levante vom Postamt aus, ihm seine Koffer packen zu lassen und sie nach nach dem Hotel Miramare in Sestri Levante zu schicken. Im Miramare hatte er sich vorher zwei Zimmer reservieren lassen und sich im Fremdenbuch eingetragen. Außerdem hatte er den Portier dort von der bevorstehenden Ankunft seiner Koffer unterrichtet. Vom Postamt aus ging er noch einmal zum Miramare und gab dem Portier den Zug an, mit dem sein Gepäck eintreffen würde, zugleich ließ er sich die Zimmer zeigen, die man für ihn frei gemacht hatte. Er verließ dann das Hotel, und von diesem Augenblick an fehlt jede Spur. Fest steht, daß er das Hotel nicht wieder betreten hat. Die Hoffnung, von Euer Durchlaucht vielleicht irgendwelche wichtigen Anhaltspunkte zu bekommen, die vielleicht Licht in das Dunkel bringen könnten, hat mich hergeführt. Der Portier dieses Hotels sagte mir, daß der Graf in jenem bewußten Telephongespräch von Sestri Levante aus Grüße an Euer Durchlaucht bestellen ließ und hinzufügte, daß seine Freunde ihn nicht lange aufhalten würden."

Aufmerksam hatte Naydeck zugehört. Der Mann vor ihm war gut orientiert. Aber das alles herauszubekommen, war schließlich nicht weiter schwierig. Die Hotelportiers hatten ihm ja alles erzählen können, und

in einem so kleinen Nest, wie Sestri Levante, mußte der gut aussehende Fremde, der das wenig benutzte Telephon auf dem Amt in Anspruch genommen hatte, natürlich aufgefallen sein. Das war ja schließlich alles verhältnismäßig einfach. Was Naydeck aber nicht recht gefallen wollte, das war die ganze Art des Beamten, der bei aller Höflichkeit doch eine Sicherheit zeigte, die ihm unbehaglich war. Vor allem hieß es kalt Blut zu bewahren und sich in jeder Auskunft streng an die Wahrheit zu halten. Ein feines, leicht amüsiertes Lächeln umspielte jetzt seine Lippen:

„Ich glaube fast, die ganze Angelegenheit wird sich als weit harmloser entpuppen, als es jetzt scheinen mag. Ich habe da gewisse Vermutungen. Aber Sie wollten wissen, wo und wann ich Graf Naydeck kennenlernte: vor einigen Monaten in Monte Carlo. Wir waren dann viel zusammen auf Reisen, in Trouville, Paris, auf Capri. Über die Familie des Grafen weiß ich nichts Näheres. Soviel er mir erzählte, hat er größere Besitzungen in Deutschland. Eingehender hat er nie mit mir darüber gesprochen. Mir scheint, er lebt in sehr angenehmen Verhältnissen und genießt als unabhängiger, freier Mann sein Leben. Und damit komme ich auf des Pudels Kern. An die ‚Freunde' in Sestri Levante habe ich — wenn ich offen sein soll — nie so recht geglaubt. Ich denke, wir haben es eher mit einer Freundin zu tun. Der Graf hatte, glaube ich, ab und zu kleine, galante Abenteuer. Jedenfalls ging er ihnen nicht aus dem Wege. Vielleicht hängt auch sein plötzliches Ver-

schwinden mit einem solchen zusammen. Ich weiß es natürlich nicht, aber ich könnte es mir wohl denken."

Der Beamte lächelte diskret, verständnisinnig.

„Vielen Dank, Euer Durchlaucht. Können Euer Durchlaucht mir nun noch sagen, wo und wann sich Graf Naydeck von Euer Durchlaucht trennte?"

„Selbstverständlich kann ich das. — Ich setzte ihn am vergangenen Freitag gegen Mittag in Sestri Levante ab."

Der Kommissar zog eine Generalstabskarte aus der Tasche und breitete sie aus.

„Würden Euer Durchlaucht mir die Stelle angeben können, an der Sie den Grafen an Land setzten?"

„Ungefähr wenigstens. Lassen Sie einmal sehen. Hier etwa", er tippte mit dem Finger auf die Karte, „muß es gewesen sein."

„Wissen Euer Durchlaucht vielleicht noch, ob irgendwelche Menschen die Landung gesehen haben?"

„Ja, da fragen Sie mich zuviel. Ich habe wirklich nicht darauf geachtet, ob jemand am Strand war. Darüber kann ich Ihnen beim besten Willen nichts sagen. Aber ich glaube, um diese Zeit ist der Strand meist ziemlich leer."

„Und fiel Ihnen, Durchlaucht, im Wesen des Grafen irgend etwas auf, als er sich verabschiedete?"

„Absolut nichts. Er war heiter und guter Dinge wie immer. Vorläufig kann ich mir auch noch keine Sorgen machen, mein Herr; Graf Naydeck findet sich sicher wieder an, davon bin ich fest überzeugt." —

„Hoffen wir es. Euer Durchlaucht sind dann hierher zurückgekehrt und haben gefrühstückt. Darf ich mir die Frage erlauben, wie Euer Durchlaucht den Nachmittag verbrachten?"

Jetzt hielt es Naydeck an der Zeit, leichte Ungeduld zu zeigen. Absichtlich zögerte er. Die kleine Teschendorff fuhr ihm blitzschnell durch den Kopf: sie mußte unter Umständen sein Alibi nachweisen.

„Auch darüber will ich Ihnen Auskunft geben," sagte er mit Zurückhaltung im Ton, „wenn mir dies Interesse für mein Privatleben auch etwas überraschend kommt."

Der Beamte ließ sich nicht aus der Ruhe bringen:

„Euer Durchlaucht werden es mir nicht zur Last legen, wenn ich meine Pflicht zu erfüllen suche."

Eine liebenswürdige Geste Naydecks:

„Ich bin also bis drei Uhr etwa hier auf meinem Zimmer gewesen und dann zum Bahnhof gefahren, wo ich einen Zug nach San Remo nahm. Von dort ließ ich mich von meinem Chauffeur um neun Uhr — glaube ich — abholen und fuhr hierher zurück. Ich ging dann noch ins Kasino. Wann ich nach Hause kam, erinnere ich mich nicht mehr genau. Aber mein Diener wird es vielleicht noch wissen."

Der Beamte lehnte mit einer höflichen Handbewegung ab: „Vielen Dank, Euer Durchlaucht. Darf ich mir nur noch eine Frage erlauben: Hatten Euer Durchlaucht Gründe, den Zug statt des Autos zu benutzen?"

Naydeck schien von der Frage unangenehm berührt.

„Ja, die hatte ich allerdings, möchte mich aber dazu nicht gern äußern!"

„Verzeihen Euer Durchlaucht, wenn ich mir trotzdem erlauben möchte, darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig die Beantwortung meiner Frage unter Umständen werden könnte. Euer Durchlaucht sind nun einmal als naher Bekannter des Vermißten und als die Persönlichkeit, mit der der Graf zuletzt zusammen gesehen worden ist, für unsere Nachforschungen ungemein wichtig."

Naydeck hob ein wenig die Augenbrauen, lächelte wie in leichter Verlegenheit:

„Nun, wenn es denn nicht anders ist, im Vertrauen auf Ihre Diskretion: ich hatte ein Zusammentreffen mit einer Dame verabredet, die keinen Wert darauf legte, mit mir zusammen gesehen zu werden. Ich wünschte, möglichst inkognito nach San Remo zu gelangen, was mir mit dem Zuge leichter wurde als mit meinem Auto. Ich hoffe — dies wird Ihnen genügen?"

„Durchaus, Euer Durchlaucht. Vielen Dank. Darf ich fragen, ob Euer Durchlaucht vorläufig noch hierbleiben werden?"

„Wenigstens noch einige Tage."

„Das ist mir außerordentlich lieb zu hören. Soweit es immer möglich ist, werde ich Euer Durchlaucht nicht weiter inkommodieren."

Eine lebhafte Bewegung Naydecks unterbrach den Kommissar: „Aber ich bitte Sie, mein Herr, im Gegenteil, Sie stören mich absolut nicht, ich möchte Sie sogar bitten, mich unbedingt auf dem laufenden zu halten."

Er tat, als sänne er einen Augenblick nach: „Ja, vielleicht fahre ich heute nachmittag einmal selbst nach Sestri Levante hinüber und sehe mich nach dem Grafen um. Jedenfalls bitte ich Sie, mich sofort zu benachrichtigen, sowie sich diese immerhin etwas eigenartige Angelegenheit so oder so geklärt haben wird." —

„Selbstverständlich, Euer Durchlaucht. Es könnten auch immer noch einige Fragen auftauchen, die ich Euer Durchlaucht vorlegen müßte! Sollten nun Euer Durchlaucht von dem Vermißten irgend etwas hören, darf ich dann wohl um gütige Nachricht bitten? Die Herren haben vielleicht irgendwelche Verabredungen für die nächste Zeit getroffen?"

Naydeck nickte zustimmend:

„Nizza stand auf unserm Programm. Selbstverständlich hören Sie von mir, sowie ich irgend etwas erfahre."

Der Kommissar rückte auf seinem Stuhl etwas nach vorn, beugte sich leicht vor:

„Euer Durchlaucht erlauben wohl noch eine letzte Frage?"

„Bitte sehr."

„Sie, Durchlaucht, und Graf Naydeck sollen sich — ich erwähnte es vorhin schon flüchtig — so außerordentlich ähnlich sehen."

Naydeck wußte: jetzt galt es. Er schlug ein Bein über das andere, zündete sich eine neue Zigarette an: „Man sagt es. Viele fanden uns sogar sehr ähnlich.

Der Graf und ich, wir konnten es eigentlich nie so recht begreifen. Übrigens, so verblüffend kann die Ähnlichkeit kaum gewesen sein. Wenigstens sind wir von unsern näheren Bekannten, soviel ich weiß, nie verwechselt worden. Es ist wohl nur mehr eine Ähnlichkeit auf größere Entfernung. Doch schweifen wir nicht vom Thema ab ins Nebensächliche. Ist noch irgend etwas zu beantworten? Ich stehe ganz zur Verfügung."

Der Beamte verneinte, entschuldigte sich nochmals wegen der Störung und empfahl sich. Naydeck atmete auf. Kein angenehmer Mensch! Aalglatt und mit allen Hunden gehetzt. Eine fatale Art hatte der Mann, einen anzusehen, und in seiner Stimme klang manchmal so etwas wie leise Ironie durch. Die Ruhe der letzten drei Tage war gestört, Naydeck war aufgeschreckt. —

Unruhig ging er in seinem Zimmer auf und ab. Am liebsten hätte er sofort den Befehl zur Abreise gegeben. Das ging aber nicht, hätte Verdacht erregen können. Einige Tage mußte er schon noch aushalten. Es wäre auch unklug gewesen, die kleine Teschendorff so von heut auf morgen sitzenzulassen. Vielleicht würde er sie noch brauchen, um sein Alibi nachzuweisen. Unbedingt mußte er sich Mutter und Tochter warm halten. Er nahm sich vor, der Baronin die Schulden zu bezahlen. Die Alte war nicht schwierig, würde nur zu gern beide Hände aufhalten.

Little gegenüber klagte er über Kopfschmerzen. Neulich, beim Segeln, sei ihm eine Stange gegen den Kopf geschlagen. Seitdem werde er die Schmerzen kaum mehr

los. Heute seien sie besonders heftig, vielleicht würden einige Stunden der Ruhe etwas Linderung bringen.

Er nahm sich vor, in ein Sanatorium zu gehen, es paßte in vieler Beziehung in seine Pläne.

Am Nachmittag machte er einen Spaziergang, kaufte ein schönes Schmuckstück für die kleine Teschendorff und suchte dann ihre Mutter auf. Als sie ihm auch heute wieder über ihre finanzielle Lage vorjammerte, ließ er alles geduldig über sich ergehen, und als er endlich nach der Höhe ihrer Verbindlichkeiten fragte, nannte sie — schnell gefaßt — eine die wahre Summe mehrfach übersteigende Zahl, die ein ansehnliches Vermögen darstellte. Aber Naydeck zuckte mit keiner Wimper, schrieb ohne weiteres einen Scheck aus. So hatte er für alle Fälle beide Frauen auf Gedeih oder Verderb hinter sich.

Am folgenden Tage konsultierte er einen Arzt, brachte ihn geschickt auf seine Wünsche, und als ihm geraten wurde, die Stille und Einsamkeit eines Sanatoriums aufzusuchen, beschloß er die Abreise für die nächsten Tage und depeschierte ausführlich nach Luzern an das Sanatorium des Dr. Tscheuschner. Heut war Dienstag. Am Freitag wollte er dann abreisen.

Am nächsten Tage erst gab er Little dann die entsprechenden Befehle. Nur keine allzu große Eile zeigen! Endlos lang wurden ihm die Tage: auch die kleine Teschendorff konnte sie ihm nicht mehr kürzen. Als er an einem Nachmittag von einem Ausflug zurückkehrte, erwartete ihn schon der Kommissar. Naydeck überlief es doch eiskalt, als er dies fatale Gesicht sah, das ewig die

Maske eines eingefrorenen, unangenehmen Lächelns trug. Kaum war er in seinem Zimmer, als sich der Beamte auch schon melden ließ. Schnell griff Naydeck zu dem Beruhigungsmittel der Zigarette. Als der Kommissar eintrat, hatte er sich schon wieder völlig in der Gewalt, ging ihm — wie lebhaft interessiert — ein paar Schritt entgegen, wartete keine Begrüßung ab: „Nun, haben Sie Nachricht, ist Graf Naydeck in sein Hotel zurückgekehrt? Ich ließ gestern abend antelephonieren, da wußte man allerdings noch nichts von ihm. Aber, bitte — nehmen Sie Platz."

Der Kommissar setzte sich etwas umständlich.

„Euer Durchlaucht bitte ich wegen der erneuten Störung um Entschuldigung. Der Fall Naydeck hat sich noch nicht völlig geklärt." Die Züge des kleinen Mannes blieben undurchsichtig, umsonst versuchte Naydeck in ihnen zu lesen. Mit gesenktem Blick, anscheinend das Muster des Parketts betrachtend, fuhr der Detektiv fort:

„Aus Berlin erfahren wir, daß es einen Grafen Ludwig Naydeck nicht gibt. Die Familie Naydeck hat nie ein Familienmitglied namens Ludwig gehabt. Auch paßt die Beschreibung des Vermißten auf niemand, und außerdem wird keiner der Angehörigen vermißt. Es muß sich also, wenn überhaupt um einen Grafen Naydeck, um das Mitglied einer fremden, unbekannten Linie handeln. Soweit der Berliner Bericht. Ich habe die Koffer im Hotel Miramare öffnen lassen. Auch sie ergeben keine stichhaltigen Anhaltspunkte."

Der Kommissar schwieg einen Moment, dann sagte

er rasch, mit erhobener Stimme: „Unter den Briefsachen fand sich aber ein uneröffnetes Schreiben aus Neuyork —" blitzschnell sah er auf — da hatte aber Naydeck bereits den Blick gesenkt.

„Ob nun dies Schreiben von einem Herrn oder einer Dame herrührt," fuhr der Kommissar, wieder in seinen alten ruhigen, fast gemütlichen Ton fallend, fort, „ist noch nicht festgestellt. Unterzeichnet sind die Zeilen mit einem R. Wir sind bereits bemüht, den Schreiber oder die Schreiberin ausfindig zu machen. Jedenfalls werden Sie — Durchlaucht — in diesem Briefe einmal erwähnt."

Der Kommissar zog den Brief der Guerreira aus seiner Brusttasche und entfaltete ihn. „Es heißt dort wörtlich: Steht Lilian Oveguen noch mit dem Fürsten in Verbindung?" —

Eine kleine Pause — und mit einer raschen Bewegung reichte der Beamte den Brief über den Tisch: „Kennen Euer Durchlaucht vielleicht die Handschrift?"

Naydeck zwang eine Blutwelle, die ihm in die Stirn steigen wollte, gewaltsam nieder, nahm einen Zug aus seiner Zigarette: ein Leugnen hätte ihm zum Verhängnis werden können!

„Ja," sagte er nach flüchtigem Hinsehen erstaunt, „allerdings — die Handschrift kenne ich. Aber das ist doch merkwürdig ... dieser Brief befand sich in dem Koffer des Grafen Naydeck? Herr Kommissar, ich kann im Augenblick noch nichts sagen. Darf ich den Brief einmal lesen?"

„Aber, bitte — selbstverständlich."

Naydeck überflog die Zeilen vom Anfang bis zum Ende, dann noch einmal, war auf das Unangenehmste gefaßt. — Aber außer dieser einen Bemerkung stand nichts Verfängliches darin. — Immerhin war der Brief insofern unangenehm genug, als mit ihm die Adresse der Guerreira zu den Akten kam. —

Nur die volle Wahrheit war hier angebracht ... Er faltete den Bogen sorgfältig zusammen, reichte ihn dem Beamten zu, richtete den Blick voll auf die glitzernden Brillengläser vor ihm, zwang ein halb bitteres, halb ironisches Lächeln auf die Lippen:

„Der Brief ist von einer Dame, Herr Kommissar, und diese Dame heißt Rosaria Guerreira. Sie können sich zeitraubende Nachfragen ersparen. Niemand kann Ihnen mit genauerem Aufschluß dienen als ich. Die Schreiberin dieser Zeilen stand mir nahe. Haben Sie Zeit, mich anzuhören?"

Der Beamte neigte den Kopf, und Naydeck erzählte ihm in kurzen Worten den Vorgang auf Capri, so wie ihn der Fürst Woronzeff erzählt haben würde. Zuletzt gab er seinem Erstaunen Ausdruck, einer schriftlichen Verbindung zwischen der Tänzerin und dem Grafen Naydeck auf die Spur zu kommen, und erklärte, das Ganze sei ihm — wenn nicht unverständlich — so doch höchst überraschend. —

„Wir stehen also in jeder Beziehung vor einer eigenartigen und komplizierten Situation, Durchlaucht," sagte der Kommissar, „und ich bitte Sie, mir jetzt noch

weiter Gehör zu schenken. Vor wenigen Stunden meldete man mir, Fischer hätten an einer der vielen Inseln bei Sestri Levante eine männliche Leiche gefunden — — — aber was ist Ihnen, Durchlaucht?? Sie sehen plötzlich sehr angegriffen aus?"

Naydeck war todblaß geworden. Einen Augenblick gab er alles verloren.

Blitzschnell versuchte er sich über die Lage klar zu werden: man hatte die Leiche des Fürsten gefunden. Gab es da einen Zweifel? Kaum. Und was nun? Ein Ludwig Naydeck existierte in Deutschland nicht! Die Koffer hatten keine Anhaltspunkte ergeben. Noch war nichts verloren! Im schlimmsten Falle war er, der Fürst Woronzeff, auf einen geschickten Hochstapler hereingefallen. Das kam vor, ergab aber noch längst nichts Belastendes. Ob die gefundene Leiche wirklich die Woronzeffs war? Auch das stand ja nicht fest! So war noch nichts verloren, wenn er selbst nicht die Ruhe verlor! Er riß seine ganze Energie zusammen, bezwang mit übermenschlicher Kraft das wild schlagende Herz. Mit dem Mut des Verzweifelten, der weiß, daß es um Sein oder Nichtsein geht, versuchte er ruhig und offen in die forschenden — ja, wie ihm schien —, fast neugierigen Augen hinter diesen tückisch glitzernden Gläsern zu sehen.

„Ich fühle mich angegriffen, mein Herr," sagte er langsam, jedes Wort betonend, „alles, was Sie mir da sagen, nimmt mich natürlich mit. Sie werden es sicher verstehen! Mein Verhältnis zu dem Grafen Naydeck war ein freundschaftliches. Der Gedanke, die gefundene

Leiche könnte die des Grafen sein, erregt mich tief. Sollte er den Tod aus irgendeinem Grunde gesucht haben? Fast unbegreiflich. Dieser Brief aus Neuyork an seine Adresse? Ich stehe vor immer neuen Rätseln. Ich habe dem Grafen blind vertraut." —

Der Kommissar hob leicht die Schultern:

„Vorläufig handelt es sich nur um Vermutungen, Durchlaucht. Die aufgefundene Leiche steht im Vordergrund der Ereignisse. Es kann sich ja um einen Toten handeln, mit dem dieser Fall ganz und gar nichts zu tun hat. Unglücksfälle auf der See kommen hier leider häufiger vor. Ich komme jetzt zu dem Grund meines Hierseins." Eine gewisse Bestimmtheit klang nun in der Stimme des Kommissars durch. —

„Darf ich Euer Durchlaucht jetzt vielleicht bitten, gütigst mit mir zu kommen, um die Leiche, die in der Zwischenzeit bereits auf die Polizei gebracht sein wird, zu rekognoszieren? Es wäre auch gut, wenn der Diener Euer Durchlaucht mitkäme. Er hat den Vermißten viel gesehen und wird ihn sicher leicht wiedererkennen."

Wie Axthiebe fielen die Worte des Beamten über Naydeck her. Die bleiche Angst griff ihm ans Herz! Der Gedanke, jetzt — jetzt gleich — ohne jede Vorbereitung an die Leiche des Fürsten treten zu müssen, hatte etwas Entsetzliches für ihn! Nur mühsam rang er sich ein paar Worte der Einwilligung ab.

Little sollte mitkommen! Und wenn der blöde Zufall es wollte und der Diener an irgendeinem kleinen Zeichen, das nur ihm bekannt war, Woronzeff erkennen

sollte? Dann war es mit ihm zu Ende. — Kein Mensch würde an einen Zufall glauben. Er würde als der Mörder des Fürsten vor Gericht gestellt werden. Und wie sollte er seine Unschuld beweisen? Es war von vornherein unmöglich, war vollkommen aussichtslos. Wie entsetzlich war seine Lage! Eine Rettung nur denkbar, wenn er kaltes Blut bewahrte.

Er stand auf, klingelte — in den Knien eine merkwürdige Schwere —, erklärte dem eintretenden Little, um was es sich handelte, und befahl ihm, mitzukommen. Dann wandte er sich dem Kommissar zu:

„Ich bin bereit, mein Herr. Wenn es Ihnen recht ist, benutzen wir meinen Wagen — ich nehme an, daß Sie mich begleiten wollen."

Der Beamte verbeugte sich zustimmend. —

Auf der kurzen Fahrt zum Polizeibüro wurde kein Wort gewechselt.

Die Leiche lag in einem schmalen, langen Raum zum Hof hinaus; das einzige Fenster war vergittert. Naydeck hatte in den paar Minuten der Fahrt gewaltsam versucht, einen Abstand zu dem Toten zu gewinnen, an dessen Bahre er binnen wenigen Minuten zu treten hatte. —

„Es ist ein Toter wie alle andern!" hämmerte er seinem Hirn ein. „Ich habe keinen Teil an seinem Tode, sein Anblick kann nichts Erschreckendes — darf nichts Verwirrendes für mich haben! Als Fürst Woronzeff stehe ich an der Leiche meines Bekannten, des Grafen Naydeck — nur dieser Gedanke, nur dies Gefühl darf

mich beherrschen — nichts anderes." Und als dann endlich ein Polizeidiener die Tür zu dem schmalen Raum vor ihm öffnete, vermochte er es, leidlich gefaßt, äußerlich ruhig über die Schwelle zu treten.

Die Leiche Woronzeffs war furchtbar entstellt, grünlich angelaufen und stark gedunsen. Die Nase und ein Teil der Kopfhaut waren beim Anprall an Felsen abgerissen. Die Augen standen weit offen und zeigten einen starren Ausdruck, die eine Hälfte der Oberlippe hing zerrissen mit dem Schnurrbart fast quer zum Kinn herunter. Ein furchtbarer, kaum zu ertragender Geruch beginnender Verwesung ging von der Leiche aus. Naydeck fühlte eine Schwäche, die ihm Schwindel verursachte. Aber er biß die Zähne zusammen.

„Ja, ich glaube, es ist der Graf Naydeck," sagte er leise, halb zu dem Beamten zurückgewandt. „Bestimmt kann ich es nicht behaupten, aber ich meine mich nicht zu irren." —

Der Kommissar sah fragend auf Little und forderte ihn durch eine Handbewegung auf, näher zu treten. Dem Mann war übel. Er stand da, kreidebleich, in den Augen, die er auf Naydeck richtete, blasses Entsetzen. Naydeck wußte es nur zu gut: die nächsten Sekunden entschieden über sein Leben. Ein eigenartiges Gefühl der Unwirklichkeit hatte ihn erfaßt: stand er eigentlich schon lange hier? Was hatte er gesagt? Was hatte der Mann dort, der — er hatte es wohl bemerkt — jede seiner Bewegungen, jede seiner Mienen mit sondierendem Blick verfolgt hatte, — denn nur eben diesen

bleichen, vom Grauen geschüttelten Menschen da neben ihm gefragt? Ewigkeiten schienen zu vergehen, ehe der Mann antwortete. — Da hörte er — wie von ganz, ganz weit — die Stimme des Detektivs:

„Mein Herr, nehmen Sie sich zusammen! Erkennen Sie in dem Toten den Grafen Naydeck?" und dann die Antwort des Engländers:

„Mit Sicherheit kann ich's nicht sagen. — Aber ich glaube, es ist Graf Naydeck."

Der Beamte räusperte sich, Naydeck sah den Blick nicht, der ihn zu durchdringen schien. Eine unendliche Entspannung, ein fast überwältigendes Gefühl der Erleichterung war bei der Aussage Littles über ihn gekommen! Noch einmal war es ihm gelungen, am todbringenden Abgrund vorbeizukommen! Diese Erkenntnis gab ihm seine alte Sicherheit zurück. — Mit einer raschen Bewegung straffte er sich. — Er hatte seine Spannkraft wieder.

Sein fragender Blick streifte den Beamten:

„Ich bitte, Herr Kommissar, meine Anwesenheit hier nach Möglichkeit abzukürzen. Der Anblick der so furchtbar entstellten Leiche hat etwas stark Irritierendes für mich." —

„Wir sind fertig, Euer Durchlaucht. Bitte sehr." Der Beamte wandte sich dem Ausgang zu, öffnete selbst die Tür:

„Darf ich Euer Durchlaucht noch einen Augenblick auf meinem Büro sprechen?"

Naydeck stutzte. In dem Ton des Detektivs hatte

etwas sehr Bestimmtes gelegen. Eine innere Stimme sagte ihm, er würde noch lange nicht zur Ruhe kommen, würde noch vieles zu überwinden haben.

„Ist mein Diener noch nötig?"

„Nein, danke gehorsamst, Durchlaucht."

Durch einen Wink verabschiedete Naydeck den Kammerdiener. Dann folgte er dem Kommissar auf dessen Büro. Eine kurze Spanne Zeit saßen sich beide schweigend gegenüber. Was geht in dem Mann vor? dachte Naydeck. Für wen hält er mich, welchen Verdacht hat er, was wird jetzt kommen? Glaubt er, ich sei der Fürst Woronzeff, der Tote der Graf Naydeck? Kombiniert er an Hand des Briefes aus Neuyork eine Eifersuchtsszene zwischen den Freunden mit tragischem Ausgang? Hält er mich für den, der ich bin, den Toten für den Fürsten, und fehlt ihm nur die Entschlußkraft des Zugreifens? Deutlich fühlte er eine gewisse Unsicherheit, die den Mann da vor ihm überkommen hatte, eine Unsicherheit, an der sich seine Sicherheit stärkte.

In der Tat: der Beamte wußte offenbar nicht recht, was er tun sollte. Er sah sich vor eine höchst unangenehme Lage gestellt. Einen gewöhnlichen Sterblichen hätte er vielleicht bis zur völligen Klärung in Haft genommen. An diesen vornehmen, reichen Fremden, aus einem der ersten Geschlechter Rußlands, wagte er sich aber auf einen bloßen und noch dazu recht vagen Verdacht hin nicht heran. Die Leiche war ja auch noch nicht einwandfrei mit dem Vermißten identifiziert. Nach dem Wahrscheinlichkeitsexempel mußte der Ertrunkene

allerdings der Graf Naydeck sein. Merkwürdig war es aber, daß man bis jetzt keine Spur von den Kleidungsstücken des Ertrunkenen entdeckt hatte. Die sorgfältigsten Nachforschungen hatten nicht das geringste ergeben. Üble Geschichte das! Man konnte sich da schön zwischen zwei Stühle setzen. Wie man die Sache auch anfaßte — es konnte gerade das Falsche sein.

„Euer Durchlaucht," brach der Detektiv endlich das Schweigen, „darf ich fragen, wann Sie abzureisen gedenken?"

„Morgen früh. Man erwartet mich in Luzern."

„Würden Euer Durchlaucht sich nicht entschließen können, die Abreise noch einige Tage zu verschieben?"

Naydeck sah den Kommissar scharf an.

„Warum?"

Der drehte und wandte sich, versuchte möglichst harmlos zu scheinen:

„Unter Umständen könnte eine Vernehmung Euer Durchlaucht im Interesse der Aufklärung nötig werden, und ich darf annehmen, Euer Durchlaucht werden uns durch die räumliche Trennung die Abwicklung der Angelegenheit nicht erschweren wollen."

Naydeck überlegte, was richtiger sei, dem Manne Entgegenkommen zu zeigen oder scharf abzulehnen. Er entschied sich für den Mittelweg.

„Mein Herr, ich werde im Sanatorium des Doktor Tscheuschner in Luzern erwartet, kann auch nicht einsehen, warum meine weitere Anwesenheit hier erwünscht sein soll. Mir kommt dies alles überraschend und stö-

rend. Ich werde trotzdem bleiben, bitte aber, die Angelegenheit so zu betreiben, daß ich nicht zu lange aufgehalten werde."

„Euer Durchlaucht können versichert sein, nicht eine Stunde länger aufgehalten zu werden, als unbedingt nötig."

„Das nehme ich als selbstverständlich an. Ich bin gewohnt, über meine Zeit durchaus unbeschränkt zu verfügen. Wenn ich Ihrer Bitte, noch einige Tage zu bleiben, folge, so tue ich das, weil ich selbst ein begreifliches Interesse an völliger Aufklärung habe."

Der Kommissar stimmte eifrig zu und bat dann überaus höflich, noch einige neu auftauchende Fragen stellen zu dürfen.

Er begann nun ein förmliches Verhör, erkundigte sich nach den geringfügigsten Einzelheiten und stellte Fragen, bei denen es Naydeck heiß und kalt wurde. Endlich, wohl erst nach Ablauf einer guten Stunde, trennte man sich. Naydeck hatte sein Auto fortgeschickt und ging zu Fuß zu seinem Hotel. Ihm war schlecht genug zumute. Der Kommissar hatte einen bestimmten Verdacht, daran war nicht zu zweifeln. — An die Echtheit seiner Person schien er aber doch wohl zu glauben, er hielt ihn für den Fürsten. Dann aber lief sein Verdacht in der entgegengesetzten Richtung! Die Guerreira fiel ihm ein! Er hatte sie aus seinem Dasein gestrichen. Sollte das Schicksal sie nun als Hauptzeugen gegen ihn aufrufen? Neue Verwirrungen, die zu Ende zu denken er heute nicht mehr fähig war. Ob er wohl beobachtet wurde?

Er hatte Erfahrungen in diesen Dingen, ein feines Gefühl für sie. Wie ohne jede Absicht benutzte er sein Taschentuch, ließ es fallen. Dann wandte er sich rasch um, es aufzuheben. Ein Herr, der ziemlich dicht hinter ihm her ging, trat an ein Schaufenster, als Naydeck sich umwandte. Also richtig! Man ließ ihn überwachen. In seinem Hotel angelangt, überlegte er, was zu tun sei. Er entschloß sich zu einem Gewaltstreich, ließ sich Hut und Mantel bringen und ging hinunter. Richtig, in der Halle des Hotels saß der Verfolger, scheinbar in eine Zeitung vertieft. Naydeck ging auf die Straße. An einer Ecke drehte er um, als wolle er etwas Vergessenes holen, und prallte mit dem Kriminalisten fast zusammen. Herrisch trat er auf den Mann zu:

„Wissen Sie, wer ich bin?"

Der noch ziemlich junge Mensch mußte wohl noch nicht viel Übung haben. Er verlor die Fassung und stotterte eingeschüchtert:

„Jawohl, der Fürst Woronzeff."

Darauf Naydeck im befehlenden Ton:

„Sie sind Kriminalbeamter?" und die ziemlich kleinlaute Antwort:

„Jawohl, Euer Durchlaucht."

„Wo treffe ich Ihren Vorgesetzten?"

„Auf seinem Büro, denke ich."

Mit einem kurzen: „Ich danke", wandte sich Naydeck, winkte einem Auto und fuhr zu dem Kommissar.

Der war ziemlich perplex, als der Fürst Woronzeff in sein Büro trat. Naydeck ließ ihm keine Zeit zum

Überlegen. Ruhig, aber ganz von oben herab, fragte er ihn:

„Warum lassen Sie mich überwachen?"

Der Kommissar war auf diese Frage nicht vorbereitet. Er wurde sehr verlegen, versuchte sich herauszuwinden, aber Naydeck sagte:

„Wenn Sie Ihre Maßnahmen abstreiten wollen, müssen Sie Ihre Anordnungen gewandteren Leuten geben. Ihr Beamter hat mir den Auftrag, mich zu beobachten, zugegeben, und ich darf Sie wohl nochmals um Aufklärung bitten. Vorher möchte ich aber bemerken, daß ich mich selbstverständlich telegraphisch an den russischen Botschafter wenden werde, und Ihnen stelle ich anheim, sich über meine Person bei Seiner Exzellenz dem Grafen Priuli in Rom, mit dem ich seit Jahren befreundet bin, zu informieren."

Der Detektiv wurde zusehends kleiner und kleiner.

„Euer Durchlaucht wollen doch mit den Umständen rechnen. Ich kann nicht anders handeln, als meine Pflicht es mir vorschreibt! Und die zwingt mich leider, mir zunächst darüber Sicherheit zu schaffen, daß Euer Durchlaucht nicht abreisen. Wenn Euer Durchlaucht nur noch wenige Stunden Geduld haben wollen, so werde ich sofort ein ausführliches chiffriertes Telegramm nach Rom schicken und um besondere Instruktionen nachsuchen. Die Beobachtung werde ich einstellen. Das nehme ich auf mein Risiko. Euer Durchlaucht bitte ich, fest überzeugt zu sein, daß ich von mir aus alles tun werde, um die Angelegenheit denkbar schnell zu Ende zu führen."

Naydeck mußte sich damit zufrieden geben. Schon am nächsten Tage erschien ein hoher Beamter vom Polizeipräsidium in Rom bei ihm. Er habe den Fall studiert, sagte er, und dem Kommissar einen scharfen Verweis wegen der ganz und gar unangebrachten Beobachtung erteilt. Die Aufklärung der Angelegenheit habe leider noch keine Fortschritte gemacht. Die gefundene Leiche sei keineswegs sicher als die des Grafen Naydeck festgestellt. Die Untersuchung müsse natürlich weitergehen; vielleicht, daß man doch Licht in das Dunkel bringen könne. Auf jeden Fall bäte er Seine Durchlaucht, sich ja nicht weiter in seinen Reisedispositionen stören zu lassen. Nötigenfalls wäre Luzern ja leicht zu erreichen. Von Seiner Exzellenz, dem Grafen Priuli habe er mit vielen Grüßen einen Brief zu überbringen. — Naydeck dankte und legte das Schreiben uneröffnet auf den Tisch. Nur ja keine Unruhe oder Übereilung zeigen! Diesen Grafen Priuli hatte Woronzeff öfters erwähnt. In Naydecks gutem Gedächtnis war der Name haften geblieben, und jetzt war dieser Mann von großem Nutzen für ihn geworden.

Er verabschiedete den Beamten mit aller Höflichkeit, ließ aber doch erkennen, wie sehr ihn das Verhalten des Kommissars verletzt hatte.

Nun war er frei! Nichts stand seiner Abreise mehr im Wege, er konnte tun und lassen, was er wollte! Trotzdem entschloß er sich, noch ein paar Tage zu bleiben. Je ruhiger er der Lage gegenüberstand, desto besser für ihn. Er verbrachte die Zeit genau wie sonst, fuhr aus,

ging spazieren, besuchte die Teschendorffs. Abends sah man ihn im kleinen Kasino am Spieltisch.

Das Verschwinden des deutschen Grafen, das Auffinden einer fast unkenntlich gewordenen Leiche hatten in dem kleinen Ort Aufsehen erregt, man wußte, daß der Fürst Woronzeff zur Rekognoszierung der Leiche herangezogen worden war, die Anwesenheit des hohen Beamten aus Rom war bemerkt worden, — so sah sich Naydeck von neugierigen Augen beobachtet. — Er ertrug es mit kühler, abweisender Gleichgültigkeit. —

Von der Polizei hörte er nichts mehr. So fuhr er nach einigen Tagen nach Luzern. Die Segeljacht „Verena" blieb bis auf weiteres in Genua liegen.

Im Sanatorium des Dr. Tscheuschner richtete er sich auf mehrere Monate ein. Er verfolgte damit ganz bestimmte Pläne. Dem Arzt klagte er über heftige Schmerzen im Hinterkopf und große Nervosität. Er erzählte von dem Unfall beim Segeln; Dr. Tscheuschner glaubte, eine leichte Gehirnerschütterung feststellen zu können, und verordnete unbedingte Ruhe.

„Ihre Anordnung kommt meinen Wünschen entgegen, verehrter Herr Doktor. Ich fühle allerdings ein starkes Bedürfnis nach Ruhe, und die werde ich hier finden. Ich hoffe, meine Nerven bei Ihnen wieder ganz in Ordnung zu bringen, so daß Sie mich dann ‚auf neu geplättet' entlassen können."

Der Arzt lachte.

„Sicher, Durchlaucht. Sie haben meine ruhigsten Zimmer bekommen, der große, stille Garten und die

Terrasse nach dem See hinaus stehen ganz zu Ihrer Verfügung. Im Sanatorium herrscht Ruhe und Frieden, und ich selbst werde Ihren Wünschen immer mit Vergnügen entgegenkommen, soweit sich das mit Ihrer Kur vereinigen läßt."

Die Diagnose des Arztes war ihm sehr willkommen; sie diente seinen Zwecken ausgezeichnet.

Sollten ihm gelegentlich Fehler unterlaufen, und die waren einfach nicht zu vermeiden, sollte es geschehen, daß er dieses oder jenes nicht wissen, Unkenntnis in Dingen zeigen würde, die er als Fürst Woronzeff unbedingt hätte wissen müssen, daß er Namen und Daten vergessen oder falsch anwenden würde, so konnte er immer diese Gehirnerschütterung und eine gewisse Gedächtnisschwäche vorschützen, die sie hinterlassen hatte. Auch wollte er die Monate der Zurückgezogenheit in der Stille des Sanatoriums benutzen, um sich einen kurzen Vollbart wachsen zu lassen. Nicht so sehr darum, weil er die Bekannten Woronzeffs fürchtete: hatte es sich doch schon genugsam erwiesen, daß dies nicht nötig war — aber die Genossen dunkler Tage waren zu fürchten! Keiner von ihnen durfte ihn jemals erkennen. Sie würden sich an seine Fersen heften, aus seiner Lage jeden nur möglichen Vorteil zu ziehen suchen, ihn vielleicht nicht direkt verraten, aber doch schwer belästigen und beunruhigen. Der Bart würde sein Aussehen stark verändern, ein Wiedererkennen zum wenigsten sehr erschweren. Stille Wochen kamen nun, in denen er sich ganz zurückzog. Selten nur ging er aus, ab und zu fuhr

er ein paar Stunden spazieren, meist saß er in dem stillen, schattigen Sanatoriumsgarten, las oder blickte auf den See hinaus.

Von Rapallo, von Sestri Levante hörte er nichts. Wie ein böser Traum lagen die Tage hinter ihm.

Und doch mußten die Nachforschungen weitergehen. Briefe Rosaria Guerreiras an einen Toten waren eingelaufen. Sie war dann aufgeklärt worden, hatte sicher längst die Nachricht von den Vorgängen in Rapallo erhalten. Naydecks Gedanken hatten sich viel mit ihr beschäftigt. Aber für ihn gab es nur eins ihr gegenüber, und das war: eisiges Schweigen. Weder als Woronzeff noch als Naydeck durfte es je wieder eine Verbindung zwischen ihnen geben. In den ersten Tagen, im Übermaß der Ereignisse, war er versucht gewesen, allen auftauchenden Möglichkeiten die Spitze abzubrechen, war nahe daran, ihr offen zu schreiben, zusammen mit ihr den Verfolgern mit der verzweifelten Ruhe des Bankrotteurs gegenüberzutreten. Aber er verwarf bald wieder diese überspannten Ideen. Jedes schriftliche Wort war ebenso unmöglich wie eine Aussprache. — Und wenn er schon wirklich alles gewagt hätte, gab es überhaupt eine Frau, die fähig gewesen wäre, die Last eines so gewaltigen Geheimnisses zu tragen, — ein Leben hindurch mit sich herumzuschleppen? — Kaum. Und wenn? War Rosaria Guerreira dann diese Frau? — Er hatte seitdem viel über ihren Charakter nachgesonnen. Aber wenn er ihn auch ziemlich genau zu kennen glaubte, so blieb da doch noch manches

Rätselhafte. — Jetzt, in der Ruhe des Sanatoriums, verblaßte aber nach und nach auch ihr Bild. — Es war seit undenklichen Zeiten das erste, große Ausruhen in seinem Leben. Die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Zeit hatten seine Nerven schwer mitgenommen. Er brauchte wirklich nicht zu simulieren, sein Ruhebedürfnis war in der Tat groß. Und daß er nicht nach den Freuden der Welt verlangte, sondern sich in diesem engen Kreise fast wunschlos zufrieden fühlte, das bewies ihm am besten, wie wohl die Stille und Ruhe seiner sonst so rastlosen Natur tat. Ab und zu unterhielt er sich gerne mit Dr. Tschenschner. Der Arzt plauderte angenehm und klug, hatte auch die seltene Gabe, gut zuhören zu können. Auch mit einigen der Gäste unterhielt sich Naydeck gelegentlich. Aber nähere Bekanntschaften vermied er. Er lebte sich in diesen stillen Tagen immer fester und sicherer in seine Rolle hinein. Vor allem suchte er ein klares Bild über die pekuniären Verhältnisse zu gewinnen, ebenso über die geschäftlichen Verbindungen des Fürsten. Sämtliche Briefe, die er vorgefunden hatte, studierte er, alle Rechnungen prüfte er nach, soweit dies möglich war, in alle Zuschriften der verschiedenen Banken vertiefte er sich, jeden nur irgendwie möglichen Anlaß ergriff er, um mit Stephan Trojaczki zu korrespondieren.

Der Pole hatte um die Gelegenheit zu einer Besprechung in allerhand wichtigen Angelegenheiten gebeten; aber Naydeck hatte abgeschrieben, schob das Zusammentreffen mit dem Verwalter absichtlich um einige Monate hinaus.

Er wollte erst in seiner Rolle jede nur mögliche Sicherheit erlangen, und außerdem sollte der Bart noch mehr heranwachsen, seine Züge mehr decken. Wenn dann auch Stephan Trojaczki irgendeine Veränderung an seinem Herrn wahrnehmen sollte, so konnte man immer den leidenden Zustand vorschützen, der auch genügend Erklärung für eventuelle Unkenntnis und Vergeßlichkeit bot.

Naydeck beantwortete in diesen Wochen auch viele Briefe, und da ihm die Handschrift Woronzeffs noch nicht so geläufig wie seine eigene war, so brauchte er Zeit dazu. Er schrieb an den Bruder des Fürsten, Anton Antonowitsch, an einige Herren in Petersburg, und dann war da etwas, was Naydeck immer wie ein Hauch frischer Blumen umwehte, — die Korrespondenz mit der kleinen Maria Virgilia. Sein Bild hatte er ihr nicht geschickt. Wohl hatte er unter den Briefschaften des Verstorbenen auch ein Bild von ihm gefunden, aber er hatte es vernichtet, es war besser so. Maria Virgilia sollte nicht durch eine Photographie eine zu genaue Vorstellung ihres Vaters gewinnen, ihr Erinnern nicht zu lebhaft auffrischen können. So schrieb er ihr von seiner Erkrankung und vertröstete sie auf später. Aber am Nachmittag fuhr er bei einem Juwelier vor und kaufte ihr einen Ring: einen schmalen Goldreif mit einer schönen, rosa Perle. Er mußte lächeln! Oft schon hatte er Schmuck verschenkt, aber noch nie an — seine Tochter! Überhaupt diese Tochter, diese kleine russische Prinzessin Maria Virgilia!

Seine Rolle als Vater war ihm reichlich unbequem, amüsierte ihn aber doch auch wieder. Die zärtlichen Mädchenbriefe vertrieben ihm eher ein paar Minuten seiner jetzt so reichlichen Zeit, als daß sie ihn störten. Fast ein Jahr sollte die kleine Prinzessin noch dort bleiben, vielleicht ließ es sich auch einrichten, daß es länger wurde. Aber das hatte ja noch Zeit, es lohnte noch nicht, sich ernstlich darüber den Kopf zu zerbrechen. Auf keinen Fall sollte dies Kind seine Pläne durchkreuzen! So lebte er still dahin, genoß die Ruhe und den Frieden, die ihn umgaben, und gewann sein inneres Gleichgewicht mehr und mehr zurück.

Da trat ein Ereignis ein, das die friedliche Stille dieser Wochen rauh unterbrach und ihn vor eine neue, höchst komplizierte Situation stellte: ein Telegramm aus Moskau meldete ihm den Tod der Fürstin. Sie war an den Folgen einer Operation gestorben. Unterzeichnet war die Depesche von dem ältesten Bruder der Verstorbenen, dem Grafen Alexander Orloff.

Naydeck hielt sinnend das inhaltschwere Papier in der Hand. Er dachte an das schöne Bild der Fürstin Maria Annunciata in der „Revue de Moscou". „Schade", sagte er leise vor sich hin. Aber es war eigentlich besser so. Ja, wenn er das Für und Wider genau überlegte, so konnte er es schließlich doch nur als Glück betrachten, daß der Tod zum zweiten Male in sein Schicksal eingegriffen hatte. Verhältnisse, die er nicht übersehen konnte, hätten eine Begegnung erzwingen können, und damit wäre seine Vernichtung besiegelt ge-

wesen. Nein, es war gut so, wie es gekommen war. — Jetzt kam es darauf an, möglichst im Sinne des Fürsten zu handeln.

Er klingelte, Little erschien.

„Ich habe eben ein Telegramm bekommen, das mir den Tod Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin meldet."

Little versuchte Teilnahme in sein glattes Gesicht zu legen und verbeugte sich ehrerbietig.

„Packen Sie alles Nötige für acht Tage. Wir reisen heute abend. Stellen Sie die beste Verbindung mit Moskau fest, und jetzt bitten Sie Doktor Tscheuschner zu mir."

Daß es für ihn absolut unmöglich war, der Beisetzung in Moskau beizuwohnen, darüber war er sich durchaus im klaren. Irgendein Grund, sein Fernbleiben zu rechtfertigen, mußte gefunden werden. Aber da ließ sich auch schon der Arzt bei seinem geschätzten Patienten melden.

„Euer Durchlaucht haben mich sprechen wollen. Ich stehe ganz zur Verfügung."

„Setzen Sie sich bitte einen Augenblick zu mir, lieber Doktor. Ich werde Ihre Zeit nicht allzulang in Anspruch nehmen. Ich habe eben eine sehr traurige Nachricht bekommen: die Fürstin ist gestern an den Folgen einer Operation in Moskau gestorben."

Wie in traurige Gedanken versunken, schwieg Naydeck einen Moment. Der Arzt hatte sich erhoben:

„Darf ich Ihnen meine aufrichtigste und herzlichste Anteilnahme an dem schweren Verlust aussprechen, Durchlaucht."

Schweigend, einen ernsten Ausdruck in den Augen, drückte ihm Naydeck die Hand.

„Mein Diener stellt eben fest, wie ich überhaupt noch rechtzeitig nach Moskau kommen kann."

„Nur mit dem Sechsuhrzuge, Durchlaucht, und auch nur dann, wenn Sie bis Basel das Auto benutzen. Von hier aus haben Sie keinen Anschluß mehr."

Naydeck nickte.

„Offen gesagt, ich habe vor der Hetze der Reise ein wenig Sorge. Durch die schmerzliche Nachricht bin ich doch wieder etwas mit meiner Gesundheit zurückgekommen. Diese scheußlichen Schmerzen im Hinterkopf melden sich wieder recht aufdringlich. Aber was hilft das alles! Es bleibt ja keine Wahl."

Dr. Tscheuschner hatte aufmerksam zugehört und Naydeck, der leicht zusammengesunken, den Kopf in die Hand gestützt, müde dasaß, scharf beobachtet. Jetzt sagte er in seiner ruhigen, bestimmten Art:

„Als Mensch verstehe ich natürlich vollkommen, Durchlaucht, daß Sie, selbst auf Kosten Ihrer Gesundheit, fahren wollen. Als Arzt muß ich aber die strapaziöse Reise auf das bestimmteste verbieten."

Naydeck wollte den Arzt unterbrechen. Der hob ruhig die Hand:

„Einen Augenblick, Durchlaucht, wenn ich bitten darf. — Sie sind sich offenbar nicht ganz klar über Ihren Zustand, und solange ich Sie unter meiner ärztlichen Kontrolle hatte, lag für mich nicht die Notwendigkeit vor, Sie unnötig aufzuregen. Im Gegenteil, es war meine

Pflicht, Ihnen alles fernzuhalten, was Sie hätte erregen können. Jetzt muß ich aber offen sprechen. — Eine Gehirnerschütterung ist immer eine ernste Sache, mit der nicht zu spaßen ist. Aber es ist nicht nur das, worunter Sie leiden. Ihr ganzes Nervensystem ist erschüttert, ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, seit langem unterernährt. Es hat Ihnen in der ganzen letzten Zeit an Ruhe gefehlt, die die Nerven nun mal haben müssen, wenn sie keinen ernstlichen Schaden erleiden sollen. Ihr Blutdruck ist für Ihr Alter ein so anormaler, daß dieser Zustand bedenklich werden könnte. Kurz, — Sie sind momentan in einer Verfassung, in der Sie den Strapazen einer solchen Reise und den Aufregungen, die die Beisetzungsfeierlichkeiten notwendigerweise mit sich bringen müssen, nicht gewachsen sind."

Während Naydeck, wie in tiefes Nachdenken versunken, den Worten des Arztes zugehört hatte, frohlockte er innerlich. Nichts hätte Dr. Tscheuschner sagen können, was ihm besser in sein Programm paßte.

Er seufzte leise:

„Sagen Sie, lieber Doktor, Sie stehen mithin auf dem Standpunkt, daß die Reise mit einer gewissen Gefahr für meine Gesundheit verbunden wäre?" —

„Nicht nur mit einer gewissen, nein, mit einer ganz direkten Gefahr, Durchlaucht. Natürlich, es kann alles gut gehen. Aber mehr Wahrscheinlichkeit besteht für die Annahme, daß es eben nicht gut abläuft. Ich kann keinesfalls die Verantwortung tragen, und ich bitte Sie, Durchlaucht, unbedingt von der Reise abzusehen."

Naydeck schien mit sich zu kämpfen.

„Nun gut," sagte er dann, „ich muß mich wohl — gegen die Stimme meines Herzens — Ihrem Machtwort fügen." Er fuhr sich mit einer müden Bewegung der Hand über die Augen, stand auf und klingelte dem Diener.

„Little, Herr Doktor Tscheuschner erklärt mir eben, daß ich die Reise nicht machen darf. Richten Sie sich ein, heute allein zu fahren."

Der Diener verschwand. Dann wandte sich Naydeck wieder dem Arzte zu:

„Meine einzige Tochter hat nun die Mutter verloren. Sie hat den Anspruch darauf, daß ich ihr meine Gesundheit nach Möglichkeit zu erhalten suche. Ich danke Ihnen, lieber Doktor! Auf nachher! Ich habe jetzt alles mögliche zu tun. Sie werden das verstehen und mich entschuldigen."

Die Herren wechselten einen warmen Händedruck, Doktor Tscheuschner riet nochmals zur möglichsten Ruhe und verabschiedete sich. Naydeck setzte nun mehrere Telegramme auf: an den Grafen Alexander Orloff, an die Schwester der verstorbenen Fürstin, die Prinzessin Wolkonska, an den Bruder Woronzeffs, Anton Antonowitsch und ein in möglichst schonenden Worten gehaltenes an Maria Virgilia. Auch dem Zaren und der Kaiserin meldete er den Tod der Fürstin. Sein Nichtkommen begründete er ausführlich mit seiner Erkrankung und dem strikten Verbot des Arztes. Little schickte er mit einem herrlichen Kranz nach Moskau. Er de-

peschierte dann an Pool in London und bestellte die nötige schwarze Garderobe. Ein rasch zur Vertretung Littles engagierter Diener, den Doktor Tscheuschner empfohlen hatte, sprang für Little ein. Dann galt es, die immer mehr anschwellende Flut der fortwährend einlaufenden Beileidsdepeschen zu beantworten. Namen über Namen: Großfürsten, Prinzen, Prinzessinnen, Minister, Diplomaten, Offiziere, Großindustrielle, Bankiers, Großgrundbesitzer, Angestellte aus Baltschara und Pawlador, Bekannte aus Österreich, Frankreich, Italien, England, kurz der ganzen Welt, beeilten sich, dem Fürsten Woronzeff ihr Beileid auszudrücken. Ein Generaladjutant telegraphierte auf Allerhöchsten Befehl. Der Zar ließ in den gnädigsten, warm empfundenen Worten seine Anteilnahme aussprechen. Auch von der Kaiserinmutter und der Zarin liefen herzliche Telegramme ein. Naydeck depeschierte den Allerhöchsten Herrschaften sofort seinen untertänigsten Dank. Er sammelte sämtliche Zuschriften sorgfältig und versuchte, sich die Namen einzuprägen. Auf Wunsch der Verstorbenen fand die Beisetzung in Moskau statt. An diesem Tage blieb Naydeck auf seinem Zimmer, und Dr. Tscheuschner, der anfragen ließ, ob er den Fürsten auf wenige Minuten aufsuchen dürfte, fand einen ernsten, aber gefaßten Mann, der sein Unglück mit Würde trug.

Von Maria Virgilia kam dann ein herzzerreißender Brief. Naydeck legte ihn schnell beiseite: die Kleine dauerte ihn in ihrem Schmerz. Erst nach einigen Tagen

konnte er sich zu einer Antwort entschließen, und zum ersten Male machte ihm der Brief an die kleine Prinzessin Kopfzerbrechen. Es war nicht leicht für ihn, auf diesen heißen, kindlichen Schmerz den rechten Ton zu finden. Er rief sich das Bild der Fürstin ins Gedächtnis, das schöne Gesicht, die großen, traurigen Augen — und da ging der Brief besser vonstatten. Als er ihn nochmals überlas, glaubte er den Ton echter Herzlichkeit getroffen zu haben. Der Brief schien ihm gut so, er schickte ihn ab. —

Etwas aber, was Naydeck in diesen Wochen immer weit von sich gewiesen hatte, um sich Ruhe und Frieden nicht rauben zu lassen, tauchte jetzt mit dem Tode der Fürstin wieder auf — die Gestalt des verstorbenen Fürsten! — Bis jetzt war es ihm gelungen, Rapallo, das kleine Felseneiland, fast zu vergessen. Aber nun schien es anders werden zu sollen.

„Ich habe keine Schuld am Tode des Fürsten", sagte er sich immer und immer wieder. Doch sein Gewissen rief ihm ein „schuldig" zu. Die Schuld des Wollens lag auf ihm. Das Schicksal hatte eingegriffen. Hätte es dies nicht getan, was wäre dann wohl geschehen? Naydeck schauderte, wehrte sich dagegen, weiter zu denken. Ich kann mich in keiner Weise rein waschen, dachte er. Ich hätte dem Fürsten helfen müssen, ihm nachspringen müssen! Vielleicht wäre er doch noch zu retten gewesen. Aber das sind Phantasien! Er war nicht mehr zu retten. Er sank zu plötzlich, alles ging zu schnell. Nie und nimmer wäre er zu retten gewesen. —

Und doch, und doch! Versuchen hätte er es unbedingt müssen! Der Versuch schon hätte alle Schuld von ihm genommen. Er hatte es nicht versucht, und zwar mit bewußter Absichtlichkeit nicht versucht. Oft — in diesen stillen Tagen, die ihm genug Zeit ließen, seinen Gedanken nachzuhängen — mußte er an die schreckliche Katastrophe auf dem kleinen Felseneiland zurückdenken! Er sah den dunklen Kopf des Fürsten über dem Wasser, sah eine weiße Hand winken — erst nah — dann immer weiter und weiter vom Meere her. Fürchterliche Visionen, — entsetzliche, peinigende Erinnerung! — Vielleicht war es doch besser, diesen Aufenthalt hier bald abzubrechen, neue Orte, andere Menschen aufzusuchen, Ablenkung in immer wechselnden Bildern zu finden, seinen Gedanken auf jede Weise zu entfliehen.

Aber es war ja ganz ausgeschlossen, jetzt abzureisen! Er hatte die Fahrt nach Moskau aus Gesundheitsrücksichten unterlassen, — der Schein mußte auch weiter gewahrt werden.

Nur nicht die Nerven verlieren!

Als Little zurückkehrte, ließ er ihn gleich zu sich kommen. Ernst hörte er dem Bericht über die Beisetzungsfeierlichkeiten zu, nur hie und da eine Frage einwerfend, und zeigte nicht mehr Anteilnahme, als Little, der ja sicher in Moskau über die Ehe seines Herrn orientiert worden war, füglich erwarten konnte. Ein Brief des Grafen Alexander Orloff, den ihm der Diener übergab, war kurz und sachlich. In knapper Form schrieb ihm Orloff über den Grund der Operation: ein schweres

Nierenleiden, über die letzten Stunden, das Testament. Nur gerade soviel Worte, wie, — entsprechend dem Verhältnis von Schwager zu Schwager, — unbedingt nötig waren.

Little hatte seinen Bericht beendet.

„Es ist gut, daß Sie wieder da sind, Little", sagte Naydeck. „Ihre Dienste haben mir gefehlt. Franz ist kein Ersatz für Sie. Immerhin mag er bleiben. Ich will ihn nicht gleich wieder fortschicken. So kann er Sie ein wenig entlasten."

Naydeck hatte sich in den Tagen an das Gesicht des nach Luzern verschlagenen Schlesiers gewöhnt, auch hörte er gern den Dialekt; wie ein leises Grüßen aus seiner Jugendzeit war es ihm. —

Als die Monate, die Naydeck für den Aufenthalt in dem Sanatorium vorgesehen hatte, ihrem Ende zugingen, ließ er Stephan Trojaczki kommen. Mit leiser Unruhe sah er dieser Begegnung, die nicht länger hinauszuschieben war, entgegen, und als Little dann eines Morgens den Polen meldete, war ihm unbehaglich zumute. Auf jeden Fall wollte er sich möglichst passiv verhalten, den Polen reden lassen und selbst den Leidenden spielen.

Da trat Trojaczki auch schon ein: ein großer, ziemlich starker Mann, mit langem, blondem, tief herunterhängendem Schnurrbart, rotem, dickem Gesicht, aus dem ein paar kluge, graue Augen schlau-gutmütig in die Welt blickten. Mit tiefer, unterwürfiger Verbeugung trat er auf Naydeck zu und küßte ihm die Hand. Aber

in den Augen lag auch Offenheit und Treue, und er gab den ruhigen Blick seines Herrn, mit dem dieser jetzt sein Auge suchte, gerade und frei zurück. Nichts verriet auch nur die leiseste Unsicherheit: der Pole hätte geschworen, vor dem Fürsten Woronzeff zu stehen. —

„Setz dich zu mir, Stephan", sagte Naydeck freundlich. „Hast du übrigens schon gefrühstückt? Nein? — Noch nicht? Little wird erst einmal für dich sorgen."

Er klingelte, gab seine Befehle.

„Ich bin leider noch nicht ganz in Ordnung", wandte er sich an den Verwalter. „Mit dem Gedächtnis, das mir sonst doch nie Schwierigkeiten machte, will es immer noch nicht so recht gehen. Ja, ja, man wird so langsam alt. Der plötzliche, unerwartete Tod der Frau Fürstin hat mich auch wieder zurückgebracht. Na ja, es muß eben getragen werden. Du wirst mir aber nur von dem sprechen, was unbedingt besprochen werden muß. Und dann wundere dich nicht, wenn ich dir vielleicht nicht immer gleich folgen kann. Mein Gedächtnis ist — wie gesagt — recht unzuverlässig. Und jetzt geh erst mal frühstücken. Ich lasse dich dann wieder rufen."

Wie erschöpft von den wenigen Worten ließ sich Naydeck in seinen Sessel zurückfallen.

Mit andächtiger Ehrerbietung hatte der Pole den Worten seines Herrn gelauscht. Jetzt trat er auf Naydeck zu, und man sah es ihm an, er suchte nach dem passenden Ausdruck der Teilnahme an dem leidenden Zustande seines Herrn. Aber der einfache, biedere Mann fand ihn nicht. Er sah jedoch Naydeck mit einem solchen

Ausdruck treuer Ergebenheit an, daß dieser wußte: auf den Menschen ist Verlaß! Wieder küßte der Pole die Hand des Herrn, und mit tiefer, feierlicher Verbeugung verließ er das Zimmer. Es war Naydeck lieb, ihn vorläufig los zu sein. Er wollte Zeit gewinnen, über den Mann nachzudenken, wollte versuchen, innerlich den richtigen Standpunkt zu ihm zu finden. Trojaczki machte den Eindruck eines besonnenen, klugen Mannes, der durch dick und dünn zu seinem Herrn hielt. Ein Dummkopf war er sicherlich nicht. O nein! In dem dicken, roten Gesicht lag viel Energie, aus den kleinen Augen sprachen Pfiffigkeit und Bauernschlauheit. Dem Manne Wind vorzumachen, war bestimmt nicht ganz leicht. Es galt auf der Hut zu sein. Vor allem mußte man sich durchaus sicher zeigen. Das schien die Hauptsache. Trojaczki waren auch nicht für den Bruchteil einer Sekunde irgendwelche Zweifel an der Person seines Herrn gekommen. Das stand fest! Sollte Naydeck aber das Pech haben, während der Besprechung mit dem Beamten so zu entgleisen, daß dieser überhaupt erst auf den Gedanken kam, näher über seinen Herrn nachzudenken, dann war das schon allein gefährlich genug. Vorsicht, äußerste Vorsicht war geboten! —

Erst nach einer guten Stunde ließ er den Polen wieder zu sich kommen.

„So, Stephan, nun erzähle mal und verschone mich mit Fragen, soweit es möglich ist."

Naydeck blieb schweigend, verhielt sich abwartend, nahm aber jedes Wort mit angespannter Aufmerksam-

keit in sich auf. Der Beamte sprach mit knapper Klarheit, so daß es nicht schwer war, ein ziemlich genaues Bild zu gewinnen. Naydeck traf seine Anordnungen vorsichtig, tastend, versuchte, dem Polen immer leise entgegenzufühlen, seinen Intensionen möglichst entgegenzukommen, um keine Auseinandersetzung heraufzubeschwören. Durch geschickte Fragestellung schob er Trojaczki die Entscheidung zu. Ab und zu lehnte er sich, wie ermüdet, in seinen Sessel zurück. Wenn dann Trojaczki fragend aufblickte, hieß er ihn durch eine matte Handbewegung fortfahren. Der Verwalter eilte sich, suchte es seinem Herrn möglichst leicht zu machen, fing an, die Fragen so zu stellen, daß ein leichtes Nicken, ein Kopfschütteln als Antwort genügte. Zum Schluß bat der Pole noch um Anordnungen für Taschtenko. Naydeck sah auf: er hatte den Namen noch nie gehört. Jetzt malte sich in dem Gesicht Trojaczkis doch helles Erstaunen.

„Euer Durchlaucht, das eine Vorwerk von Baltschara!"

Als wenn er sich selbst nicht mehr begreifen könne, griff Naydeck an die Stirn.

„Aber natürlich, diese Vergeßlichkeit! Es ist zum Verzweifeln! Aber ich war mit meinen Gedanken woanders."

Endlich war Trojaczki mit seinem Vortrag zu Ende.

„Laß die Akten hier liegen," befahl Naydeck, „ich will sie noch einmal in Ruhe durchsehen."

Dann sprach er dem Beamten seine volle Zufriedenheit aus, reichte ihm freundlich die Hand und stellte

ihm die Mittel frei, sich auf vierzehn Tage in der Schweiz nach Gefallen aufzuhalten.

„Dir wird es auch nichts schaden, wenn du mal eine Zeitlang ausspannst."

Trojaczki dankte hochbeglückt, wünschte Seiner Durchlaucht gute Besserung und empfahl sich.

Naydeck atmete auf, fühlte sich wie von einem Alpdruck befreit. Immer wieder stellten ihm die Verhältnisse Schlingen, in denen er sich nur zu leicht fangen konnte! Aber jetzt — deutlich kam es ihm zum Bewußtsein — war er doch einen großen Schritt weitergekommen. Das Zusammentreffen mit dem Verwalter hatte er gefürchtet. Nun lag es glücklich hinter ihm, war gut abgelaufen, und damit war vielleicht die größte Gefahr für seine Existenz beseitigt. Die Bahn wurde freier und freier, fester und fester fühlte er sich im Sattel, seine Rolle wurde ihm immer mehr zur zweiten Natur. —

Noch einen Monat blieb er in Luzern; dann befahl er die Abreise. Eine heiße Sehnsucht nach dem Leben hatte ihn erfaßt, nach Menschen, Spiel, schönen Frauen. Alle Stimmen der Vergangenheit sollten schweigen, in vollen Zügen wollte er nun das genießen, was die Welt zu bieten hatte an Reiz, Schönheit und Annehmlichkeit, endlich wollte er das sein, was er so heiß ersehnt und erkämpft hatte: der große Herr mit unbeschränkten Mitteln in bevorzugter Stellung, viel beneidet, verwöhnt, umworben, unabhängig von all den Dingen, die die meisten Menschen an den grauen Alltag ketten.

Er hielt es für angebracht, der Polizei in Rapallo seine Abreise mitzuteilen und eine Adresse anzugeben, unter der ihn jederzeit Post erreichen würde. Sein Schreiben war kurz, stellte keinerlei Fragen nach dem weiteren Verlauf der Angelegenheit.

Dr. Tscheuschner dankte er beim Abschied aufrichtig. Der Mann hatte ihm die Zeit in seinem Hause so angenehm wie nur möglich gestaltet, ihm auch gesundheitlich genützt: seine Nerven waren besser geworden, er fühlte sich wieder leistungsfähig. Der Arzt hatte ihm dringend Schonung anempfohlen, vor allem geraten, nicht selbst immer die umfangreiche Korrespondenz zu erledigen. Zugleich hatte er ihn auf einen jungen, sehr sprach- und schreibgewandten Schweden namens Henderssen aufmerksam gemacht, und da Naydeck der Mann sympathisch war, engagierte er ihn als Sekretär. Auch ein drittes Auto schaffte er noch an: es war nötig geworden wegen des Gepäcks. Sein Weg ging hinaus in die lachende Welt, er war überall und nirgends.

Wo er hinkam, war eine Flucht von Zimmern bereit, jeden Tag wurden sie verschwenderisch mit Blumen geschmückt, die Hotelangestellten flogen. Überall erregte er Aufsehen. Auf der Promenade, in den Restaurants, im Theater zeigte man sich dem eleganten, märchenhaft reichen Fürsten Woronzeff, Bittschriften, Briefe von zarter Hand flogen auf seinen Schreibtisch. Henderssen erledigte alles schnell und zuverlässig. Einige Monate blieb er in Cannes. Er fand mehr Bekannte, als ihm lieb war, Herren und Damen drängten sich

um den stets gastfreien Fürsten, abends sah er der Trauer wegen meistens nur einen kleinen Kreis von Gästen bei sich. Naydeck war ein scharmanter Wirt: immer liebenswürdig, interessant, amüsant. Die Gunst schöner Frauen flog ihm zu. Er nahm sie skrupellos, warf die eine um der andern willen fort — ein Spiel wie jedes andere. Das Frühjahr über blieb er in Cannes, dann ging er auf einige Wochen nach Rom, im Sommer machte er auf seiner Segeljacht eine Fahrt nach Norwegen, der Herbst sah ihn an den oberitalienischen Seen, den Winter verbrachte er in Kairo. Es war eine stete Jagd nach immer neuen Genüssen und Vergnügungen, anderen Menschen, neuer Umgebung: jede Stunde dieses Lebens kostete er aus bis zur Neige.

Das Geld floß ihm durch die Hände, er brauchte nicht zu rechnen, die Einnahmen blieben größer als die Ausgaben.

Zu den ersten Rennen war er in Paris. Hier schreckte er zum ersten Male aus seinem Vergnügungstaumel auf. Als er eines Tages bei Voisin aß, saß halb abgewandt, an einem der kleinen Tische ein Bekannter von ihm, von früher her, aus dunklen Tagen: George Slavade.

Naydeck zahlte sofort und verließ das Restaurant. Im Hotel gab er Befehl zur Abreise. Er wußte, er war töricht! Wo er auch immer hinkommen mochte, immer mußte er darauf gefaßt sein, alte unerwünschte Bekannte zu treffen. Mit unnahbarer Miene den Fürsten Woronzeff gespielt, und er hätte wohl auch hier gewonnen. Aber Paris war ihm doch verleidet. Auch sagte ihm sein Gefühl, es sei besser, diesem Slavade

aus dem Wege zu gehen, und überdies, warum sich unnötig einer Gefahr aussetzen, der man leicht ausweichen konnte.

So reiste er nach Venedig. Aber er hatte Pech: es regnete tagelang. Venedig bei Regen, ein schrecklicher Aufenthalt! Der Canale Grande lag vor seinen Fenstern wie ein schmutziger Tümpel, die alten, stolzen Palazzos, die ihn säumten, sahen verkommen und öde aus, selbst der wundervolle weiße Marmorbau der Santa Maria della Salute, der seiner Wohnung gegenüberlag, hatte jeden Reiz verloren. Die schöne Gräfin Morosini gab sich zwar alle Mühe, ihm die Langeweile fernzuhalten. Aber nachdem er ein kleines Vermögen in ihrem Salon verspielt hatte, ließ er doch packen, und fuhr weiter nach Florenz, dann nach Zürich. In all der Unruhe, im steten Wechsel seiner Tage war nur eine Beständigkeit: die Briefe der kleinen Prinzessin Maria Virgilia — seiner Tochter! Überallhin kamen sie ihm nachgereist. Oft irrten sie lange umher, waren längst überholt, wenn sie ihn endlich erreichten. Jetzt war sie in Amerika bei ihrer Freundin Daisy Harrisfield. Meist antwortete ihr Naydeck sofort in einem väterlich-herzlichen Ton, den er jetzt auch wirklich ganz gut zu treffen wußte, nachdem er ihm im Anfang doch einige Schwierigkeit gemacht hatte. Sooft er aber einen dieser schmalen Bogen mit der großen, steilen Mädchenhandschrift in Händen hielt, befiel ihn immer wieder ein Gefühl leichter Befangenheit. Seine Lage war auch wirklich mehr als eigenartig! Er schrieb Briefe

an einen wildfremden Menschen, der ihn mit „Papa" anredete und tausend Vertraulichkeiten in die Zeilen flocht. Und er antwortete dieser fremden, jungen Dame, nannte sie „Du" und bemühte sich, einen väterlich-liebevollen Ton zu finden! Wenn ihm die Antwort auf einen der vielen Briefe geglückt schien, hatte er immer ein Gefühl der Erleichterung.

So lebte er nur der Gegenwart und hatte die dunkle, trübe Vergangenheit fast vergessen. Nur selten irrten seine Gedanken zu dem kleinen Eiland bei Sestri Levante, nur hie und da ließen sie den toten Fürsten Woronzeff erstehen. Naydeck wollte Vergangenes vergangen sein lassen. Das Recht war auf seiten der Lebenden! So hatte er sich alles zurechtgelegt, geknetet, geformt, wie er es brauchte, und sein eiserner Wille zwang die Vergangenheit in den Hintergrund.

Da brachte ihm Little eines Tages die Karte eines Herrn Tonelli aus Rom. Eine Ahnung durchzuckte ihn: der Mann brachte ihm nichts Gutes.

„Fragen Sie den Herrn, in welcher Angelegenheit er mich sprechen will."

„Verzeihen, Euer Durchlaucht, ich habe schon danach gefragt. Der Herr sagte aber nur, er käme in einer wichtigen Privatangelegenheit."

Naydeck überlegte eine Sekunde. Abweisen konnte er den Mann nicht. Das hätte ihm schaden können, wenn er wegen des vermißten Grafen Naydeck kam, und er wußte es ganz genau, er kam deswegen.

„Ich lasse bitten."

Herr Tonelli stellte sich ohne weiteres als Geheimagent des Polizeipräsidiums in Rom vor und entschuldigte sich aufs höflichste, wenn er sich erlaubte, zu stören. Bisher sei es noch nicht gelungen, den Verbleib des Vermißten gerichtsnotorisch festzustellen. In der heutigen Zeit könne aber ein Mann, wie Graf Naydeck, nicht einfach vom Erdboden verschwinden, und so müsse man mit seinem freiwilligen oder unfreiwilligen Tod rechnen, und dies um so mehr, als die Leiche des Ertrunkenen, die man damals bei Sestri Levante auffand, wohl doch aller Wahrscheinlichkeit nach als die des Vermißten anzusehen sei. Die umfangreichen Untersuchungen hätten nun aber mit fast absoluter Sicherheit ergeben, daß man es gar nicht mit einem Grafen Naydeck, sondern mit einem internationalen Hochstapler zu tun hätte, der in der Kriminalgeschichte fast aller Hauptstädte Europas eine Rolle gespielt habe. Und nun erzählte Tonelli Naydeck seine eigene Lebensgeschichte bis in alle Einzelheiten. — Der saß wie auf Dynamit! Seine Nerven waren zum Reißen angespannt. — Aber seltsam, wenn ihm das Unerhörte, ja geradezu Groteske seiner Lage zum Bewußtsein kam, wurde es ihm fast schwer, dem Beamten nicht ins Gesicht zu lachen. Er wußte auch noch nicht, wohin der Detektiv eigentlich abzielte, konnte den Zweck seines Besuches noch nicht klar erkennen. So ließ er ihn ruhig ausreden und erklärte ihm dann, an das Hochstaplerdasein Naydecks nicht glauben zu können. Er sei monatelang täglich mit ihm zusammen gewesen, habe ihn in allen möglichen

Lebenslagen kennengelernt, aber immer nur den Eindruck eines durch und durch vornehmen Mannes von ihm gewonnen. Da zog Tonelli eine Photographie hervor, hielt sie Naydeck hin: ein Bild von ihm, vor vier oder fünf Jahren aufgenommen, bartlos zwar, aber unverkennbar.

„Das ist Graf Naydeck, Durchlaucht erkennen ihn sicher auch."

„Allerdings erkenne ich ihn, obwohl ich ihn nie glattrasiert sah."

„Es ist ein Paßbild, das er machen ließ, um nach der Schweiz zu kommen. Damals trat er unter dem Namen ‚Graf Wildberg' in Paris auf."

Naydeck schüttelte ungläubig den Kopf: „Ich verstehe immer noch nicht. Natürlich! Jedem kann es schließlich passieren, getäuscht zu werden, aber dies übersteigt denn doch die Grenzen des Glaubhaften. Ein Mensch mag sich tagelang verstellen können, aber doch nicht monatelang. Ich weiß wirklich nicht, was ich zu alledem sagen soll. Aber ich bitte, mir den eigentlichen Zweck Ihres Hierseins nennen zu wollen. Kann ich Ihnen irgendwie dienlich sein, so stehe ich zur Verfügung."

Tonelli verneigte sich höflich dankend und entnahm seiner Aktentasche ein kleines Paket.

„Euer Durchlaucht sehen hier eine große Anzahl Briefe der Tänzerin Madame Guerreira aus Neuyork. Wir haben die Dame mit Absicht längere Zeit in Unkenntnis über die Vorgänge gehalten, um Material zu sammeln."

Jetzt räusperte sich der Detektiv etwas verlegen:

„Euer Durchlaucht, wir kennen aus Ihren eigenen Angaben die Beziehungen, die Euer Durchlaucht zu Madame Guerreira hatten, — trotzdem bitte ich um Verzeihung, daß ich diese" — er schien nach einem passenden Ausdruck zu suchen — „diese Privatangelegenheit erwähnen muß." Er wartete eine zustimmende Bewegung Naydecks ab, dann fuhr er fort: „Die Briefe sind alle an den Grafen Naydeck gerichtet. Als sich der Inhalt wiederholte, uns nichts Neues mehr bot, teilten wir Madame Guerreira den Tod des Grafen mit. Die Tänzerin stellte sich von dem Augenblick an jeder von uns gewünschten Auskunft völlig ablehnend, ja fast feindlich gegenüber. Nun wollten wir Euer Durchlaucht bitten, uns einiges über den Charakter der Dame zu sagen und vor allem auch die Briefe lesen zu wollen, an Hand derer Euer Durchlaucht die Mitteilungen der Dame doch vielleicht in einer Weise ergänzen könnten, die für uns wichtig werden dürfte." —

Naydeck saß unbeweglich.

Der Beamte löste die kleine Schnur, die die Briefe zusammenhielt, schob sie über den Tisch Naydeck zu, der seine Hand darauf legte.

„Ja", sagte er kurz und mit leicht belegter Stimme. „Lassen Sie mir die Briefe hier. Ich werde Sie dann wieder zu mir bitten. Wie lange gedachten Sie zu bleiben? Bis morgen? Nun, dann haben wir ja Zeit."

Kaum hatte der Beamte die Tür hinter sich geschlossen, als Naydeck hastig nach den Briefen griff. Es war später Nachmittag geworden, das Tageslicht schwand

bereits. So setzte er sich an eines der großen Fenster und durchflog Bogen um Bogen. Sein scharfgeschnittenes Gesicht nahm allmählich einen eigentümlichen, fast weichen Ausdruck an. Die Briefe waren Monate alt, und dennoch konnte er sich dem unmittelbaren Eindruck nicht entziehen, die sie auf ihn ausübten. Den letzten Brief behielt er in der Hand, die Schrift war kaum mehr zu lesen, es war immer dunkler geworden. Nichts stand in den Briefen — nichts, was ihm hätte schaden können! Er brauchte sich keine Sorge zu machen. — Der Inhalt der Briefe durchlief alle Phasen menschlichen Empfindens. Erst amüsante, launige Berichte, treffende, witzige Bemerkungen, wie sie der Guerreira eigen waren. Dann kamen Fragen wegen seines Schweigens, kleine, zart angedeutete Vertraulichkeiten. Die Fragen wurden dringlicher, vergaßen die gebotene Vorsicht. Mißtrauen, Eifersucht, gekränkte Eitelkeit tauchten auf, eine stolze Natur bäumte sich gegen die Nichtachtung, die in seinem Schweigen lag, die sie tief verletzte, bis ins Innerste traf. — Und immer las man es zwischen den Zeilen, an was Naydeck nicht geglaubt hatte, nicht hatte glauben wollen, weil es ihm unerwünscht, ja lästig gewesen war: er war für die Tänzerin nicht das Objekt einer Laune, einer flüchtigen Verliebtheit. — Nein, die Gefühle, die sie ihm entgegenbrachte, waren tieferer Art: sie liebte ihn!

Naydeck starrte auf die Zeilen. Wie seltsam, daß ein Mensch so an ihn schrieb. Er war es nicht wert. Ein Gefühl des Unbehagens, ja fast der Beschämung überkam ihn.

Einer raschen Eingebung folgend, stand er auf, machte Licht, klingelte und ließ den Detektiv zu sich bitten.

„Ich habe die Briefe gelesen," sagte er zu dem erwartungsvoll vor ihm Stehenden, „und ich kann nichts finden, was Ihnen einen stichhaltigen Anhaltspunkt geben könnte. Ja, mein Herr, ich muß offen sagen, mir ist es nachträglich sehr unangenehm, daß ich diese Briefe lesen mußte; denn sie sind weder für mich noch für Sie, noch für sonst einen Dritten geschrieben — sie gehen lediglich die Schreiberin selbst und den Grafen Naydeck etwas an. Ich — für meine Person möchte diese Briefe wenigstens so betrachten. Mein Herr, Sie werden selbstverständlich Ihre Vorschriften haben, nach denen Sie handeln müssen, und trotzdem würde ich Ihnen zu überlegen geben, ob Sie in diesem Falle nicht mit Ihren Nachforschungen zu weit gehen, einer Dame zunahetreten, die mit dem Grafen Naydeck nichts weiter verband als — als ein Liebesverhältnis. Mein Empfinden sagt mir, daß eine diskrete Rücksichtnahme hier wohl am Platze wäre. Sie baten mich dann noch, Ihnen über den Charakter Madame Guerreiras Aufschluß zu geben. Das wäre mir nicht schwergefallen, wenn ich den Inhalt dieser Briefe nicht gekannt hätte. Jetzt ist es mir zu meinem Bedauern unmöglich geworden."

Naydeck schwieg einen Augenblick.

„Sie wissen," fuhr er scharf betont fort, „daß ich Madame Guerreira nahestand. Durch ihre Briefe an den Grafen Naydeck erfahre ich von Dingen, die ich nicht ahnte, und die mich begreiflicherweise verletzen

müssen. Mein Urteil über Madame Guerreira könnte darum vielleicht kein ganz objektives, kein völlig unbeeinflußtes sein. Darum muß ich leider ablehnen, es abzugeben."

Tonelli sah mit Erstaunen in die erst leicht erregten, ausdrucksvollen, dann wieder kalt, fast schroff werdenden Züge des Fürsten Woronzeff. — Hier war nichts mehr zu holen, das sah er. Nach einigen höflichen Redensarten empfahl sich der Beamte.

Naydeck blieb den ganzen Abend in einer unausgeglichenen, unbefriedigten Stimmung.

Als er am nächsten Morgen die Halle des Hotels durchschritt, stürzte ein kleiner, glattrasierter Herr auf ihn zu:

„Hallo, Graf Naydeck! Ich bin froh, Sie zu sehen!"

Er erkannte Mr. Macley, den Impresario der Guerreira.

Fast wäre er zusammengefahren! Den hatte der Teufel hergeführt!

Hinter ihm, im Schatten einer Säule, saß ein Herr, den Kopf über eine Zeitung gebeugt. Bei dem Namen „Naydeck" hob sich dieser Kopf eine Sekunde blitzschnell. — Tonelli war der Lauscher! Also doch! Die Spürhunde lagen auf der Fährte! —

Naydeck hatte sich sofort gefaßt. Kühl, erstaunt sah er den Amerikaner an:

„Sie scheinen zu irren, mein Herr. Ich heiße nicht Naydeck, habe auch nicht den Vorzug, Sie zu kennen."

Mr. Macley wich einen Schritt zurück, sah Naydeck

verwirrt, mit allen Zeichen des Erstaunens ins Gesicht; murmelte dann aber betreten eine Entschuldigung.

Naydeck war im Begriff, ruhig weiterzugehen, besann sich dann aber anders: Tonelli lauschte, er hatte ihn wohl bemerkt, nun galt es unbedingt, seine Rolle glaubhaft durchzuführen. Noch einmal wandte er sich — jetzt entgegenkommender — dem Amerikaner zu:

„Darf ich vielleicht wissen, mit wem ich die Ehre habe, mein Herr? Die Verwechselung interessiert mich."

„Macley" — stotterte der Mann verlegen, „George Macley aus Neuyork."

Naydeck neigte leicht den Kopf:

„Fürst Woronzeff. Haben Sie mich mit einem Grafen Ludwig Naydeck verwechselt? Verzeihen Sie meine Neugierde. Aber sie ist nun einmal wach geworden."

Der Impresario hatte seine Fassung wiedergewonnen:

„Ganz richtig, Durchlaucht, mit dem Grafen Ludwig Naydeck. Ich bin mal mit ihm von Bremen nach Neuyork gefahren. Dann sah ich ihn noch in Rom. Die Ähnlichkeit ist einfach unglaublich, sie ist verblüffend! Verdammt noch mal! — Verzeihen Sie, Durchlaucht! — Aber ich hätte tausend Eide geschworen, den Grafen Naydeck vor mir zu haben, trotz des Bartes! Ich wollte ihm eben sagen, wie gut ihn der Bart kleidet."

Naydeck lächelte freundlich:

„Ich war mit Graf Naydeck gut bekannt. Wir wurden oft verwechselt. Machen Sie sich also darum keine

Gedanken. Wie Ihnen jetzt eben, erging es häufig selbst unsern guten Bekannten. Danach muß die Ähnlichkeit also wirklich sehr groß sein."

Naydeck schien es, als sähe ihn der Amerikaner noch einmal scharf und prüfend an. Er hielt lächelnd stand.

„Die Ähnlichkeit ist fast unbegreiflich, Durchlaucht. Wenn ich nicht wüßte, wer Sie sind, ich würde Sie immer noch für den Grafen Naydeck halten!"

„Und ich weiß jetzt auch," fiel Naydeck ein, „wo ich Sie unterzubringen habe, Mister Macley. Sie sind der Impresario aus Neuyork, der seinerzeit Madame Guerreira lancierte? Ist es nicht so? — — —"

„Ganz recht, Durchlaucht."

Naydeck wurde von einem vorübergehenden Herrn gegrüßt. Er dankte höflich. Sollte er nach Rosaria Guerreira fragen? Immerhin, es lockte ihn doch, von ihr zu hören.

„Wie geht es ihr übrigens?" fragte er leichthin.

Wenn Mr. Macley auf seinen Star zu sprechen kam, konnte der trockene Amerikaner fast überschwenglich werden.

„Glänzend geht es ihr, Durchlaucht! Einfach glänzend! Eine entzückende Frau! Ein Star ist sie, ein Star allerersten Ranges! Ich habe Furore mit ihr gemacht! — — Aber jetzt" — Mr. Macley machte ein bekümmertes Gesicht — „ich fürchte, die Herrlichkeit geht bald zu Ende. Die Guerreira hat Heiratsgedanken! — Da ist der junge Astor Bakefield, große Kohlenfelder in Kanada. Der Vater will es nicht zugeben. Aber was

soll er machen? Der junge Bakefield hat sein mütterliches Vermögen, und das reicht selbst für die Guerreira. Sie hat sich ganz plötzlich und unerwartet zu diesem Schritt entschlossen. Astor Bakefield hatte erst gar kein Glück bei ihr. Dann kam plötzlich der Umschwung. Ich erleide großen Verlust dadurch, Durchlaucht."

„Trösten Sie sich dann, so gut es geht, mit der Konventionalstrafe für Vertragsbruch, Mister Macley", sagte Naydeck mit leichter Ironie, „und gönnen Sie der Guerreira das Eheglück! Also wirklich! — Solches Aufsehen hat sie drüben gemacht?"

„Einfach fabelhaft, Durchlaucht! Sie hatte da einen Tanz, der machte die ganze Sache! Überall mußte sie ihn tanzen. Ganz Amerika hat ihn gesehen. Drüben will man das sehen, was so und so viele schon vorher sahen, worüber die Welt und die Zeitungen sprechen, die Melodie muß schon auf der Straße gepfiffen werden — — sowie dieser berühmte Tanz drankam, raste das Publikum."

„Sie machen mich neugierig, Mister Macley."

„Gott — es war eigentlich so einfach und doch so raffiniert. Miß Guerreira tanzte zusammen mit sechs Tänzern, die als schwarze Bären verkleidet waren, bei Kerzenbeleuchtung. Rings an den Wänden hingen große silberne Kandelaber, in denen jeden Abend an die sechshundert Kerzen brannten. Die Wirkung läßt sich nicht beschreiben: sie war feenhaft! Im Halbkreis die riesigen schwarzen Bären, die unzähligen Kerzen flimmerten und flackerten in der Zugluft, und aus einem gewaltigen

Bärenarm in den andern flog die schöne, graziöse Frauengestalt. Nicht etwa — und das war das Raffinierte — in einem kurzen Tanzfähnchen, sondern in großer Abendtoilette, in mattgelb, tief dekolletiert, eng an den Kopf liegend ein fingerbreiter, wundervoll gearbeiteter Brillantreif, von dem ein paar mattgelbe, auserlesen schöne Paradiesreiher wehten. Übrigens," — Macley meckerte sein zynisches Lachen, — „der Brillantreif war wohl nicht echt. Aber es soll sich bald ein Gentleman gefunden haben, der sich ein Glück daraus machte, ihn durch einen echten zu ersetzen."

Diese Amerikaner können doch selbst beim besten Willen an keiner Taktlosigkeit vorbei, dachte Naydeck.

Er war dem Mann nur mit halbem Ohr gefolgt, seine Gedanken schweiften ab. Die Guerreira Heiratsabsichten! Wie angenehm zu hören! Voraussichtlich würde sie dann in Amerika bleiben. Er würde kaum in die Gefahr kommen, ihr je wieder zu begegnen. Gefahr? Das war vielleicht zuviel gesagt. Aber ungelegen würde ihm eine Begegnung immer sein, das war ganz zweifellos. Sehr ungelegen sogar. Und plötzlich überkam es ihn wie eine dunkle Ahnung, fast wie eine Drohung, als sollte die schöne Guerreira doch noch einmal seinen Weg kreuzen, doch noch einmal in sein Leben treten. —

„Ich gehe jetzt nach Persien," rief ihn Mr. Macleys Stimme in die Wirklichkeit zurück, „ein Mann meines Berufs muß immer auf der Jagd sein. Ich entdecke meine Stars, und wenn es in China oder Sibirien sein sollte. Jetzt geht es erst einmal nach Persien; orientalisch

ist gerade Mode. Ich will eine Gruppe Tänzerinnen zusammenstellen. Morgen reise ich ab."

„Dann viel Glück auf den Weg, Mister Macley."

Naydeck betrachtete den smarten Amerikaner belustigt.

„Ich würde mich freuen, Sie einmal wieder zu sehen, und darf wohl darauf rechnen, dann nicht wieder von Ihnen verkannt zu werden?"

Naydeck hatte es scherzend gesagt.

„Sicher nicht, Durchlaucht. Ich bitte nochmals um Vergebung, und wenn Sie Graf Naydeck sehen, grüßen Sie ihn bitte von mir."

Naydeck hielt es für richtig, den Amerikaner aufzuklären. Der war ganz bestürzt, konnte es gar nicht glauben, daß der nette Graf Naydeck tot sein sollte!

„Oh, Durchlaucht, ich bin traurig, das zu hören! Wirklich sehr traurig."

Naydeck wurde mit Fragen bestürmt, nur mit Mühe konnte er sich endlich losmachen. Kaum hatte er die Halle verlassen, stellte sich Tonelli dem Amerikaner vor, wies sich als Kriminalbeamter aus und bat um eine ungestörte Unterredung. Sie verlief ziemlich ergebnislos. Macley fiel zwar zuerst aus allen Wolken, seine klugen, vergnügten Augen weiteten sich interessiert, — aber dann übersah er als praktischer Mann schnell die Situation. Um Gottes willen, hier bloß nicht festgehalten werden durch Dinge, die ihn absolut nichts angingen, er wollte nach Persien und Tänzerinnen suchen, aber nichts mit dem Gericht zu tun haben! Und die Guerreira

sollte er unter der Hand etwas aushorchen? Er schüttelte bedenklich den Kopf, wenn er daran dachte, wie ihn die Tänzerin mit ihren großen, dunklen Augen von oben bis unten ansehen würde, wenn er mit Fragen so kitzliger Art an sie herantreten würde. Nein — das war alles nichts für einen Buſineßman! Alſo: zu allem „Ja" geſagt, und morgen früh mit dem erſten Zug über alle Berge.

Während Tonelli und der Amerikaner dieſe Unterredung hatten, ſchlenderte Naydeck, noch mit den letzten Ereigniſſen beſchäftigt, am See entlang. Was Macley ihm von der bevorſtehenden Verheiratung Roſaria Guerreiras erzählt hatte, intereſſierte ihn außerordentlich. Nichts konnte ihm lieber ſein, als die Tänzerin durch die Ehe in den Staaten feſtgehalten zu wiſſen. So würde ſie ſeinen Weg kaum wieder kreuzen. Und wenn der Zufall ſie doch noch einmal zuſammenführen ſollte, als Frau Bakefield würde ſie ſich wohl hüten, die alte Bekanntſchaft mit dem Fürſten Woronzeff erneuern zu wollen. In gewiſſen Dingen konnten dieſe Herren Amerikaner ſehr empfindlich ſein.

Wie gut es ſich traf, daß dieſer Mr. Macley auf dem Sprunge ſtand, nach Perſien abzufahren! Ob Tonelli ihn aufgeſucht hatte? Zweifellos. Aber viel Neues konnte ihm der Mann kaum geſagt haben. In der Hauptſache nur die Begebenheiten, die die Polizei ſchon von ihm ſelbſt wußte. Ob Tonelli zur feſtgeſetzten Stunde abfahren würde? Naydeck empfand doch einige Unruhe; auch ihn litt es nicht mehr an Ort und Stelle.

Und wie schon sooft — von Sekunde zu Sekunde entschlossen — ging er in sein Hotel zurück und befahl die Abfahrt für den nächsten Morgen.

Little und Franz packten, Henderssen kam, um die Befehle des Fürsten zu erbitten. Morgen ging es schon wieder weiter! Neues war zu sehen, zu erleben; dem jungen Schweden erschien es jeden Tag wieder wie ein unfaßbares Glück, diese Stellung bekommen zu haben.

„Ich fahre morgen früh nach Genf," sagte Naydeck, „erledigen Sie hier alles, und dann telegraphieren Sie an das Grand Hotel au Lac nach Genf. Besprechen Sie mit dem Chauffeur, wann wir dort sein werden. Um acht Uhr fahre ich ab."

Dann machte er noch eine Spazierfahrt um den See. Es war frisch; nur zögernd schien der Frühling dies Jahr zu kommen. Der stille See bot noch nicht das heitere, schöne Bild wie zur wärmeren Jahreszeit, in der ungezählte Segelboote, kleine und größere Dampfer, Fischkutter ihn belebten.

Am Abend suchte Naydeck bald seine Zimmer auf, um Briefe zu erledigen, darunter auch einen an Maria Virgilia.

„Jetzt ist es Februar," hatte sie geschrieben, „nur noch ein paar Monate, dann komme ich zurück. Wie freue ich mich auf Dich, Papali! Ich kann es Dir gar nicht sagen!" — —

Er antwortete ihr schnell mit einigen Zeilen, erzählte ihr von seinen Reiseplänen, gab seine Adresse in Genf an; aber auf ihr Zurückkommen ging er nicht weiter ein.

Nebenan hantierten Little und Franz leise mit dem Gepäck. Die Zimmer hatten schon viel von ihrer Behaglichkeit verloren. All die Sachen, die ihnen einen persönlichen Anstrich gaben, Bücher, Rauchutensilien, Bilder, Schreibgegenstände waren schon eingepackt. Eben trug man die Koffer auf den Korridor hinaus. Naydeck trat auf den Balkon seines Salons. Die Luft war schön, sternübersät wölbte sich der Himmel über dem See und den Bergen. Unter ihm lag die große Strandpromenade mit ihren tausend Lichtern, gedämpft klang Musik vom Strandpavillon herüber, die Wasser des Sees plätscherten leise verträumt ans Ufer. —

Maria Virgilia wollte nun wirklich zurückkommen? Man mußte jetzt also ernstlich mit diesem kleinen Mädchen rechnen? Wie alt war sie gleich? Achtzehn Jahre? Er wußte es nicht einmal genau. Ob er versuchte, ihr Kommen hinauszuschieben? Warum sollte er ihr nicht schreiben: „Bleib noch ein paar Monate länger bei Deiner Freundin. Ich gönne Dir von Herzen die schöne Zeit. Und mir paßt es besser in meine Pläne."

Aber aus ihren Briefen klang trotz allem Kindlichen oft doch auch wieder eine gewisse Selbständigkeit, die wohl noch gefördert sein mochte durch die lange Abwesenheit von Heimat und Elternhaus. Vielleicht würde sich diese kleine Prinzessin gar nicht so ohne weiteres bestimmen lassen, länger in Amerika zu bleiben, als sie sich vorgenommen hatte; und ihr gegenüber etwa die Autorität des Vaters zur Geltung zu bringen, wäre nicht klug gewesen. Aus ihren Briefen ging deutlich hervor,

wie selbständig sie immer hatte handeln dürfen, und es schien nicht ratsam zu sein, hierin irgend etwas zu ändern. — Warum war ihm eigentlich der Gedanke an ihr Kommen so bedrückend? Sie hatte ihren Vater jahrelang nicht wiedergesehen, hatte ihn als Kind verlassen. Daß sie von seiner Persönlichkeit einen so vollkommen klaren, festumrissenen Eindruck bewahrt haben sollte, daß das Mädchen für ihn zur ernsten Gefahr hätte werden können, war nicht anzunehmen. Außerdem war es nach der ganzen Sachlage so gut wie ausgeschlossen, ja, eigentlich direkt unmöglich, daß in ihr überhaupt irgendwelche Zweifel an der Echtheit der Person des Vaters wach werden könnten. Aber trotzdem: ein Sehen war vorderhand besser zu vermeiden. Irgendeine weite Reise konnte man leicht vorschützen. Jahr und Tag mochten darüber hingehen, und unterdessen fuhr Maria Virgilia zu den Verwandten nach Moskau oder auf die Orloffschen Besitzungen in der Krim. Aber einmal würde sie ja doch durchaus zum Vater zurück wollen. In ihren Briefen lag so viel tiefe, echte Sehnsucht, und er mußte darauf gefaßt sein, daß sie ungerufen kam, wenn er sie nicht riefe. Da war es denn auf jeden Fall besser, Zeit zu gewinnen, sich auf das Treffen, dem er auf die Dauer doch nicht ausweichen konnte, vorzubereiten. So sollte sie denn also in Gottes Namen kommen! Und dann hatte er auch so etwas — er begriff sich eigentlich selbst nicht recht — wie eine Art Mitleid mit dem Mädelchen. Das junge Ding hatte keine Mutter mehr und freute sich so sehr auf den Va-

ter! — Naydeck lächelte. Aber es war ein trübes Lächeln. Noch nie in seinem Leben war es ihm passiert, daß jemand sich so sehr auf ihn gefreut, sich so stark nach ihm gesehnt hatte. Wäre es nicht grausam gewesen, diese Freude zu zerstören, und unnötig dazu? Irgendeine Gefahr bedeutete sie wohl sicher nicht für ihn. Selbst wenn ihr irgendwelche kleinen Züge als fremd auffallen sollten, so waren sie durch die lange Krankheit, von der er ihr ja geschrieben hatte, genügend erklärt. Zudem war mit den Zweifeln eines kleinen Mädchenherzens wohl nicht so schwer fertig zu werden. Schließlich, — das Leben hatte einen schon vor schwierigere Aufgaben gestellt. —

Also gut denn: möge die kleine Prinzessin Woronzeff kommen. Er ging zum Schreibtisch und öffnete noch einmal den Brief an Maria Virgilia. —

Unter seiner Unterschrift war noch gerade Platz, und er warf schnell die paar Worte auf das Papier:

„Wann gedachtest Du einzutreffen? —"

Achtes Kapitel

Mai in Berlin. — Im Tiergarten blühten Flieder und Rhododendron, in der Siegesallee und am Brandenburger Tor wurden die großen Teppichbeete auf den frischgrünen Rasenflächen bepflanzt. Narzissen, Tulpen, Hyazinthen leuchteten in allen Farben, es roch nach Frühling und

frischer Erde. Die Damenwelt trug die ersten hellen, duftigen Kleider, Sommerhüte mit Blumen und farbigen Bändern, die Herren gingen ohne Paletots, Veilchen im Knopfloch. Um die Mittagsstunde war es heute schon sommerlich warm. Das empfand auch Naydeck, als er die Linden heraufschlenderte. Er nahm einen Augenblick den Hut ab, ließ an der Kranzlerecke das kühlere Lüftchen, das vom Lustgarten herüberkam, um seine Stirn wehen. Fast lockte schon der Schatten der alten Lindenbäume, deren Blätter noch im ersten zarten Frühlingsgrün prangten; noch ein paar Wochen weiter, und sie würden vollen Schatten spenden. Er drehte um, bummelte zurück, dem Pariser Platz zu. — Wie lange war er hier nicht gegangen! Berlin gefiel ihm an diesem schönen Frühlingstage! Alles sah so frisch aus, die Straßen waren belebt, das sonnige Wetter hatte viele schöne Frauen, anmutige Mädchen herausgelockt. Es gab doch viele elegante, hübsche Erscheinungen in Berlin! Heute — im Glanz der Frühlingssonne — erschien ihm eine jede besonders reizend. Auch die Herren flanierten noch zahlreicher als sonst um diese Mittagsstunde; auf den Gesichtern lag Lebensfreude, Unternehmungslust, scherzhafte Worte flogen hin und her, ein Hauch von Leichtsinn und Fröhlichkeit lag über der schönen Straße mit ihrem bunten Menschengewimmel.

Ich bin einmal wieder deutsch, dachte Naydeck und fühlte sich eigentlich ganz wohl dabei. Dies Berlin machte sich heraus, fand er.

Er wohnte im Adlon, erwartete in den nächsten Tagen die kleine Prinzessin Maria Virgilia. Im Kanal herrschte schlechtes Wetter, so war es unbestimmt, wann der „Columbus" in Hamburg einlaufen würde. Eigentlich hatte er sie in Hamburg abholen wollen, überlegte es sich dann aber anders. Es war besser, Maria Virgilia in Berlin zu erwarten. — Die Aussicht, im Auto stundenlang neben diesem fremden, jungen Mädchen zu sitzen, war ihm nicht gerade verlockend; dann schob er aber auch das erste Zusammentreffen ganz gern hinaus: er kam immer noch früh genug! So sollte Little die Prinzessin in Hamburg empfangen. — Da war er auch schon an seinem Hotel angelangt. Er wollte doch einmal gleich hineinschauen. Vielleicht war Henderssen schon aus Dietrichsdorf zurück.

Als er vor Tagen durch das badische Land mit seinen blühenden Obstbäumen in den deutschen Frühling hineinfuhr, war ihm ein Gedanke durch den Kopf gegangen und hatte ihn nicht wieder losgelassen: wie mochte es wohl in seiner Heimat, in Schlesien, in Dietrichsdorf aussehen? Seine Eltern waren beide tot, das wußte er; aber sein jüngerer Bruder und die beiden Schwestern? Ob wohl einer von ihnen in Dietrichsdorf lebte? Vielleicht war es längst verkauft. Oder war jetzt vielleicht zu verkaufen, nach dem Tode der Eltern. Wenn er es nun kaufte? — — Der Gedanke setzte sich in ihm fest, verfolgte ihn. Er spielte auf der ganzen langen Eisenbahnfahrt damit, wie ein Kind mit einem neuen Spiel-

zeug. Warum sollte er es schließlich nicht kaufen? — Es hieß dem Schicksal wieder einmal ein Schnippchen schlagen, wie er es schon sooft getan hatte. Oder war noch etwas anderes dabei, vielleicht eine leise Sehnsucht nach der alten Heimat und so etwas wie Sentimentalität, der schäbige Rest, den ihm das Leben gelassen hatte? — Ein Gefühl der Bitterkeit, des Trotzes überkam ihn.

Er hatte dann von Berlin aus bei einem Breslauer Auskunftsbüro telegraphisch angefragt und erfahren, Dietrichsdorf sei im Jahre 1908 in den Besitz eines Herrn Schäfer, Webereibesitzer aus Liegnitz, übergegangen. Er war aber im vergangenen Jahre gestorben und die Erben wollten Dietrichsdorf mit den beiden Vorwerken Aumühle und Tischau wieder verkaufen. Ein Käufer hatte sich noch nicht gefunden. Der alte Herr von Ostrau und seine Frau waren tot. Aus der Ehe stammten vier Kinder. Der älteste Sohn war verschollen, der zweite stand als Rittmeister bei den x-ten Husaren in O., die beiden Töchter waren verheiratet. Dietrichsdorf sollte 850 000 Mark kosten. Da die Vorwerke leichten Boden hatten, schien die Forderung ziemlich hoch zu sein.

Naydeck entschloß sich kurzerhand, den Besitz zu kaufen. Ob er je hinfuhr, ließ er dahingestellt, ob er es lange behalten würde, wußte er nicht.

Noch am selben Tage fuhr Henderssen, mit allen Vollmachten versehen, nach Liegnitz. Er mußte jede Stunde zurück sein. Besondere Nachricht hatte sich

Naydeck nicht bestellt: er wollte dem Kauf in den Augen seines Sekretärs jede Wichtigkeit nehmen. Henderssen erwartete ihn schon in der Halle. Naydeck sah ihn fragend, aber nicht sonderlich interessiert an.

„Nun? Haben Sie alles arrangiert?" fragte er in dem etwas harten Deutsch des Russen. Er hatte unermüdlich daran gearbeitet, sich den russischen Akzent anzugewöhnen, und mit seinem Sekretär, der selbst sehr gut Deutsch sprach, in den letzten Wochen fast nur in seiner Muttersprache verkehrt. Jetzt war ihm dieser harte Akzent in Fleisch und Blut übergegangen.

„Es ist alles nach den Befehlen Euer Durchlaucht geregelt", erwiderte Henderssen. „Unterlagen und Vollmachten habe ich hier," er nahm eine Aktenmappe aus seiner Handtasche, „wann darf ich sie Euer Durchlaucht übergeben?"

Naydeck winkte ab:

„Später, später, lieber Henderssen. Es hat keine solche Eile."

Er spielte den Gleichgültigen und war doch innerlich tief erregt. Ein freudiges Gefühl hatte ihn bei der Nachricht von dem Kaufabschluß durchzuckt. Dietrichsdorf sein! — Die Heimat sein, aus der er einst mit Schimpf und Schande vertrieben war! Launen des Schicksals! Winkelzüge des Lebens! — Er senkte einen Moment die Lider fest über die Augen, dann sah er seinen Sekretär freundlich an:

„Ich brauche Sie heute nicht mehr, Henderssen. Sie haben anstrengende Tage hinter sich, ich bin zufrieden

mit Ihnen. Amüsieren Sie sich mal. Auf Wiedersehen!"

Auch in den folgenden Tagen ließ er seine Gedanken gern nach Dietrichsdorf wandern. Durch die Landwirtschaftskammer in Breslau hatte er einen gut empfohlenen Oberinspektor bekommen. Hendersen war wieder hingefahren, um Bücher, Rechnungslegung und Wirtschaftsführung zu besprechen.

Von Hamburg war noch keine Nachricht gekommen. Naydeck verbrachte die Wartetage mit Briefschreiben, Bummeln, machte ein paar Einkäufe. Abends ging er in ein Theater oder Varieté. Nachgerade fing er an, sich ein wenig zu langweilen, als ihm Little endlich die Depesche brachte. Sie war noch vom Schiff aus abgesandt:

„Treffe morgen 12 Uhr 14 Friedrichstraßenbahnhof ein. Tausend Grüße Gilia."

Naydeck las diese wenigen Worte in der Halle. Er war allein. Bei dem herrlichen Wetter war alles ausgeflogen. Nur unter der Palme, in der schummrigen Ecke, unterhielt sich leise eine Dame mit einem Herrn. Ein Page ging lautlos über die dicken, weichen Teppiche, an der Office sprach der Portier mit einem der Direktoren.

Also in vierundzwanzig Stunden würde sie da sein!

Lange genug hatte er Zeit gehabt, sich an den Gedanken zu gewöhnen. Nun aber, da die Entscheidung gefallen war, es ein Ausweichen nicht mehr gab, bemächtigte sich seiner doch eine starke Erregung. Ihm war es, als schlänge jemand eine Kette um seine Glieder,

als würde er in seiner Bewegungsfreiheit gehemmt, als sollte er in einen Zwang gepreßt werden, er, der über ein Jahr frei über sich und seine Zeit, über jede Minute des Tages verfügt hatte und dem diese Freiheit so schnell Lebensbedingung, so schnell unentbehrlich geworden war. Er würde nun in der nächsten Zeit Pflichten einem andern Menschen gegenüber haben, Pflichten, denen nicht zu entgehen war, die aber höchst unbequem werden konnten, nein, werden mußten. Aber jetzt war ja nichts mehr dagegen zu tun, es hieß, den unabwendbaren Ereignissen standhalten! Diese Erkenntnis verstimmte ihn etwas. —

Und all das dieses kleinen Mädchens wegen!

Er zerknüllte das Blatt Papier in seiner Hand.

Also gut! Es war nicht zu ändern, mußte überstanden werden. Schließlich nahm alles im Leben einmal ein Ende, und so würden auch diese Wochen hingehen. Wenn es ihm nicht mehr paßte, schickte er sie eben nach Moskau. Das Gefühl, die Fäden seines Lebens doch immer fest in der Hand zu haben, sie nach Wunsch und Willen zu leiten, gab ihm die Laune wieder.

Er bestellte Zimmer für die Prinzessin auf seiner Etage, aber am entgegengesetzten Ende des Korridors, in dem Bestreben, wenigstens räumlich von vornherein eine möglichst weitgesteckte Grenze zu ziehen. Es war ein kleiner Salon in Goldgelb, ein ebensolches Schlafzimmer mit daranstoßendem Toilettenzimmer und Bad. Daneben lag ein Raum für die Jungfer. Sicher hatte sie irgendeine Bedienung mit. Es waren hübsche Zim-

mer mit dem Ausblick auf den Pariser Platz. Über das Brandenburger Tor hinweg sah man auf die grünen Wipfel des Tiergartens.

Wie empfing man wohl nun als Vater solch junges Mädchen? — — —

Blumen? — Schokolade? — Er entschloß sich für beides, bestellte bei Schmidt einen Riesenstrauß Maiglöckchen und kaufte bei Hövel Süßigkeiten. Little mußte eine Schachtel Zigaretten in ihren Salon stellen und eine Auswahl von Romanen besorgen. Damit war dann wohl alles Nötige geschehen. Er entließ dann Little, der den Abendzug nach Hamburg nehmen sollte.

Diesen Tag wollte er noch ausnutzen, den letzten, an dem er, für die nächste Zeit jedenfalls, ganz sein eigener Herr war. Wieder überkam ihn ein ärgerliches Empfinden: wie fatal dieser Zwang, wie lästig diese Rücksichten! Jetzt stand es für ihn schon fest, er würde die Kleine möglichst bald zu ihren Verwandten nach Rußland schicken. Er fuhr durch den Grunewald und kehrte erst am späten Nachmittag zurück. Abends schlenderte er über die Linden, bummelte dann bis zum Morgengrauen. Als er spät erwachte, kam er sich ein wenig wie ein Schuljunge vor, der den letzten Ferientag noch schnell zu allerlei Dummheiten ausgenutzt hatte. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß keine Zeit mehr zu verlieren war, und während er sich schnell ankleidete, mußte er fortwährend an die unfreiwillig übernommene Tochter denken. In einer kleinen Stunde würde sie da sein. Am gescheitesten war es schon, sie mit Humor zu

ertragen, und so nahm er sich vor, das Beste aus dieser Zwangslage zu machen.

Trotz des schönen Tages wählte er einen dunklen Anzug: er kam sich darin väterlicher, würdiger vor. Das Auto hielt schon vor dem Portal, Franz stand wartend am Schlag. Naydeck durchschritt noch mal Maria Virgilias Zimmer. Blumen und Süßigkeiten standen bereit, ebenso Zigaretten; auf einem kleinen Tischchen, vor dem ein tiefer, bequemer Sessel stand, lagen die Bücher. Gedankenlos las er die Titel: Zobeltitz, Wilde, Maupassant. Er stutzte! Maupassant und Wilde? War das denn etwas für junge Mädchen? Aber schließlich, er konnte nicht jeden Roman Probe lesen. Die Lektüre würde ja wohl der kleinen Prinzessin nichts schaden! Neben den Zigaretten prangte ein Strauß weißer Flieder. Naydeck sah fragend auf Henderssen, der ihn begleitet hatte, um noch etwaige Befehle entgegenzunehmen. Der wurde ein wenig verlegen:

„Eine bescheidene Aufmerksamkeit, Euer Durchlaucht," stotterte er, „für Durchlaucht die Prinzessin-Tochter. Neulich, der gnädige Gruß, den Euer Durchlaucht die große Güte hatten, auszurichten — da wollte ich mich dankbar erweisen — —"

Naydeck lächelte.

„Schon gut, Henderssen. Die Prinzessin wird sich sicher sehr über den schönen Flieder freuen."

Er erinnerte sich, daß Maria Virgilia seinem Sekretär, wohl in einer übermütigen, liebenswürdigen Laune, neulich einen Gruß bestellt hatte. Er hatte öfters in

seinen Briefen den jungen Schweden erwähnt — was sollte man auch immer an ein fremdes, kleines Mädchen schreiben — und hatte Henderssens kleine Schwächen liebenswürdig verspottet.

Das sind also die Folgen, dachte Naydeck belustigt. Womöglich verliebt sich noch dieser Jüngling sterblich in meine — Tochter — ja, höchstwahrscheinlich wird er das prompt besorgen. Ob sie so hübsch war wie auf dem Backfischbilde? Zum ersten Male dachte er über ihr Äußeres nach. Nun, in einer halben Stunde würde er ihr gegenüberstehen. Manchmal versprechen Backfische mehr, als sie dann später halten. Aber man würde ja sehen. —

Das Auto sauste die Linden herauf. Bei Schmidt ließ Naydeck halten: er wollte noch ein paar Blumen mitnehmen. Als er mit einem herrlichen Strauß rosa Treibhausrosen weiterfuhr, kamen ihm Bedenken. Empfing man seine Tochter mit Blumen? — Warum schließlich nicht? Immerhin, er stand dieser Frage doch unsicher gegenüber, und so beschloß er, die Rosen im Auto liegen zu lassen. Als er mit Franz den Perron betrat, wurde der Zug gerade gemeldet: jeden Augenblick mußte er einlaufen. Nervös ging Naydeck auf und ab. Jetzt also immer scharf daran denken, daß er Vater war! Eine Rolle, die er wahrhaftig noch nie in seinem bewegten Leben gespielt hatte und die ihm, er gestand sich's ehrlich zu, auch nicht sonderlich zu Gesicht stand. Aber da lief auch schon der Zug langsam in die Halle ein.

Er war zuerst zurückgetreten, um besser sehen zu können. — Schnell suchte sein Auge die Abteile erster Klasse

ab. Er brauchte nicht lange zu suchen, sah Little zu dem Ausgang eines der Wagen eilen, die Tür aufreißen, — die Stufen herab sprang eine junge Dame, Naydeck sah es auf den ersten Blick, — eine junge Dame von Welt. —

Einen Moment zögerte er noch, dann ging er rasch auf Maria Virgilia zu. Suchend hatte sie sich umgeschaut; jetzt grüßte ihn ihr warm aufleuchtendes Auge, und — wieder ganz Kind — stürzte sie ihm in die Arme. Er spürte ein paar frische, kühle Mädchenlippen, erst auf der einen, dann auf der andern Wange, dann sah er in ein paar strahlende, goldbraune Augen, in ein entzückendes, ja bildschönes Mädchengesicht! Er wurde verlegen — zum ersten Male seit undenklichen Zeiten wieder einmal verlegen. Gern hätte er jetzt den Rosenstrauß zur Hand gehabt: er wäre eine Ablenkung gewesen.

In ihrer freudigen Erregung entging Maria Virgilia seine Befangenheit. Sie hatte sich in seinen Arm eingehakt, Franz ergriff die kleine Juchtentasche, und so gingen sie über den Bahnsteig die Treppe hinunter. Maria Virgilia schwatzte und lachte und drückte dazwischen zärtlich seinen Arm. Naydeck betrachtete sie von der Seite: dies feingeschnittene, blasse Profil, den seltsamen Kontrast des hellblonden, leicht goldig schimmernden Haares und der dunklen Augen, die schmalen, geraden Augenbrauen, die Anmut des lachenden Mundes. — Ihm schien es plötzlich unbegreiflich, wie ihm die Ankunft dieses jungen Mädchens lästig, ja unangenehm gewesen sein konnte, er verstand sich

selbst nicht mehr, wieso ihm die nächsten Wochen als steiler, schwer zu erklimmender Berg hatten erscheinen können. Ihre Schönheit, der Charme ihres Wesens entzückten ihn: er fand sie unbeschreiblich reizend!

Im Auto legte er ihr rasch den Rosenstrauß in den Schoß. Nicht im entferntesten kam ihm der Gedanke, die Blumen könnten hier etwa nicht am Platze sein; im Gegenteil, sie waren auf einmal ganz selbstverständlich geworden.

Maria Virgilia nahm sie auch wie etwas sehr Natürliches: „Ich danke dir vielmals, Papa! — Oh — die herrlichen Rosen!“ — — Sie senkte ihr Gesicht in die rosa Blüten und sah ihn strahlend an.

Als sie nun den Linden zufuhren, hatte er das Gefühl, als müsse er jetzt etwas sagen, etwas Herzliches, Willkommenheißendes. Er gab sich einen Ruck, — fast wollte er wieder verlegen werden —, nahm die Hand Maria Virgilias mit leichtem Druck und sprach — immer auf diese schmale Hand in perlgrauem Leder blickend:

„Wie freue ich mich, Maria Virgilia, daß du da bist! Nun wollen wir uns hübsche Tage machen. Ich möchte dir gern alles recht schön und angenehm gestalten. Alles soll so sein, wie du es willst. Autofahrten, Konzerte, Theater, Rennen. Was dir Spaß macht. Berlin ist hübsch um diese Jahreszeit. Es wird dir gefallen. Freilich, du bist von England und Amerika verwöhnt. Hast du dich denn wirklich so auf das Wiedersehen gefreut? — —“

Er fand selbst, er gab ja nur Gemeinplätze von sich. —

Aber ihm, dem sonst so Gewandten, der fast nie um ein passendes Wort verlegen war, fiel nichts Besseres ein. Es war doch sehr viel schwerer, eine Tochter zu haben, als er gedacht hatte! Dabei war Maria Virgilia wirklich nicht schwierig. Sie plauderte mit lachendem Munde die kurze Strecke bis zum Hotel. Immer wieder sah sie ihn strahlend an. Ihre Zimmer fand sie entzückend, sah sofort die Schokolade, die Zigaretten, neigte sich zu den Maiglöckchen, dem Flieder und dankte ihm mit einem Kuß.

Zum zweiten Male fühlte er die kühlen Mädchenlippen auf seiner Wange. Sein Blick streifte zufällig die Bücher. Auf einmal fand er Maupassant ganz und gar unpassend: er wollte die Bände nachher heimlich wegtun. Im selben Moment verspottete er sich selber: Tugendwächter eines jungen Mädchens, das er seit zehn Minuten kannte! Es war wirklich reichlich komisch!

„Wenn es dir recht ist, wollen wir nachher gleich zum Frühstück gehen," sagte er rasch, „mußt du dich noch umziehen?"

„Nein, ich kann so kommen. Ich bin in ein paar Minuten fertig."

Naydeck sah, sie war in Toilettenfragen vollkommen sicher.

„Hast du eigentlich eine Jungfer mit?"

„Nein." Maria Virgilia lachte. „Bis jetzt habe ich nie eine gehabt. In der Pension mußten wir uns alles selbst machen, und auf der Überfahrt mit Harrisfields

Bekannten ist mir von deren Jungfer immer geholfen worden. Aber wenn du meinst, ich brauchte eine —"

Sie sah ihn schalkhaft an.

Er lachte nun auch:

„Natürlich meine ich das! Henderssen kann sie besorgen, wenn es dir recht ist. Du weißt, mein Sekretär. Der Flieder ist übrigens von ihm. Du sagst ihm vielleicht ein freundliches Wort, Maria Virgilia. Sicher nicht die ersten Blumen von einem Herrn? Wie?"

Er hatte auf einmal einen harmlosen Ton gefunden, er wurde ordentlich fröhlich, und beim Frühstück gefiel ihm diese kleine Prinzessin Woronzeff immer besser. Sie war wirklich entzückend. Das Gesicht hatte einen eigenartigen Charme, der wohl von dem Kontrast des hellschimmernden Haares und der dunklen Augen kam. Ihm fiel ein, der Fürst hatte ihm gelegentlich erzählt, seine Großmutter sei Schwedin gewesen. Vielleicht hatte sie das helle Haar ihrer Heimat der Urenkelin vererbt. Der Schnitt des Gesichts war leicht slawisch, aber gerade nur soviel, um pikant zu wirken. Die dunklen Augenbrauen standen fein gezeichnet über den goldbraunen Augen mit den langen, gebogenen, schwarzen Wimpern. Der mattweiße, zartrosa überhauchte Teint erinnerte an die Farbe schöner Perlen.

Die Gegensätze waren es auch, die in ihrem Wesen so reizvoll wirkten. Halb war sie noch ein Kind, halb vollendete Dame. Auf der Treppe hatte sie vorhin noch wie ein Kind gelacht und gescherzt, durch den Saal, wo hundert Augenpaare auf sie gerichtet waren,

zeigte sie ganz und gar die Haltung der Dame. Auf ihren Lippen lag ein zurückhaltender, fast ein wenig hochmütiger Zug. Als Naydeck sie so vor sich herschreiten sah, mußte er sich eingestehen, wie wenig der Ausdruck „Kleine", mit dem er sie sooft in Gedanken bezeichnet hatte, auf sie paßte. — Über der schlanken, ebenmäßigen, reichlich mittelgroßen Gestalt lag jener Hauch, den nur edelste Rasse und große Welt geben können. Er ließ sie plaudern, warf nur ab und an eine Frage dazwischen, erkundigte sich nach ihrer Zeit in England und Amerika, fragte nach ihren Freundinnen, ihren Neigungen. Dabei studierte er sie heimlich, mit dem Ergebnis, daß er sie immer reizender fand. Sie war sehr einfach, aber mit großem Geschmack angezogen. Jede Bewegung war von entzückender Anmut, größter Sicherheit. Jetzt trafen sich ihre Augen: sie legte ihre Hand auf die seine:

„Bist du mit mir zufrieden, Papali? — Du siehst mich so prüfend an."

Naydeck gab den Blick lächelnd zurück:

„Sehr sogar!" sagte er ehrlich.

„Habe ich mich eigentlich sehr verändert? Hättest du mich erkannt, wenn du mir auf der Straße begegnet wärest?"

„Aber natürlich hätte ich dich erkannt. Und du mich, Maria Virgilia?" —

Kaum hatte er die Frage gestellt, als sie ihm auch schon mehr als überflüssig erschien. Er biß sich unmutig auf die Lippen. Wie konnte er nur so unvorsichtig sein?

— Bis jetzt hatte er doch wirklich noch gar nicht so recht darüber nachgedacht, wie restlos sie ihn als Vater anerkannt hatte! Auch nicht der leiseste Schein eines Zweifels war über ihre Züge geglitten. Nicht ein einziges Mal hatte sie ihn irgendwie prüfend angesehen. Zu dumm, es direkt herauszufordern. Aber auch jetzt, da sie es nun tat, blieb sie völlig harmlos.

„Etwas hast du dich verändert, Papali, meine ich fast. Aber — ich finde — zu deinem Vorteil. Der Bart kleidet dich so gut; auch sonst, du siehst eigentlich noch fabelhaft jung aus; nur ein paar graue Haare an den Schläfen — die hast du sicher über Mamas Tod bekommen! Ach, die arme, liebe Mamussja! — Wir haben ja noch gar nicht von ihr gesprochen." —

Ihr Gesicht zeigte einen traurigen, fast schwermütigen Ausdruck, der ihn an das Bild der Fürstin Maria Annunciata, ihrer Mutter, erinnerte.

Naydeck strich leise über ihre Hand. Ihm war ganz weich zumute geworden:

„Später, Kind. Wir haben ja noch über so vieles zu sprechen. Du siehst übrigens doch ein wenig müde aus, mußt es ja auch sein. — Wollen wir aufstehen? Wir trinken noch schnell den Kaffee in der Halle, und dann legst du dich ein wenig hin?"

Wie froh war er, über das Thema hinweggekommen zu sein! — Es war doch eine recht schwierige Rolle, die er zu spielen hatte! —

Als sie den Saal verließen, folgten wieder viele Blicke der schönen, in ihrem einfachen Reisekleid so auf-

fallend vornehmen und eleganten Mädchengestalt. — Sie schien nicht zu bemerken, welches Aufsehen sie erregte. Als wäre sie ganz allein in dem Raum, mit einer solchen Sicherheit bewegte sie sich unter dem Kreuzfeuer all der Augen. — Als sie den Kaffee in der Halle getrunken hatten, brachte er sie bis an ihr Zimmer.

Da fiel sie ihm plötzlich um den Hals; der kleine Hut verschob sich ein wenig, die schmale Ledertasche fiel zur Erde.

„Papali," rief sie, „ich muß dir noch einmal sagen, wie ich mich freue, wieder bei dir zu sein. Du bist doch noch der einzige, den ich habe, wo die Mama und Sascha — ach, ich freue mich ja so furchtbar, bei dir zu sein!"

Er fühlte die schlanke Gestalt an seiner Brust, ein feiner Resedahauch stieg aus dem blonden, schönen Haar, ein rascher Wunsch sprang in ihm auf, er hätte diese süße kleine Prinzessin fest an sich ziehen mögen. Aber er bezwang sich.

In seinem Salon warf er sich in einen Sessel, zündete eine Zigarette an.

Was ist denn nun los?

Er lachte kurz auf. Aber es kam nicht aus freiem Herzen, klang halb unwillig, halb leichtsinnig.

Diese Maria Virgilia war entzückend! Er glaubte immer noch den Duft ihres blonden Haares zu spüren. Nur keine Dummheiten, schalt er sich selbst! Alter Esel, der er war! Jetzt galt es, den Vater zu spielen! Alles andere hatte zu schweigen! —

Sah er eigentlich wirklich noch so jung aus? Er er-

hob sich schnell, trat vor den Spiegel, da erschien Little in der Tür des Nebenzimmers:

„Euer Durchlaucht hatten Herrn Henderssen befohlen."

Littles glattes, nie verändertes Bedientengesicht gab Naydeck besser und schneller sein Gleichgewicht zurück als alle Reflexionen.

„Ich lasse bitten", es klang kühl und gelassen, wie immer. Sein Ton verriet nicht das geringste von der leisen Erregung, in die ihn dies blonde, junge Mädchen versetzt hatte.

Er ließ sich von Henderssen alle Unterlagen über Dietrichsdorf vorlegen. Über eine Stunde arbeitete er mit dem Sekretär, endlich waren sie fertig.

„Ich habe heute noch allerlei für Sie zu tun", sagte Naydeck im Aufstehen.

„Vor allem sehen Sie zu, möglichst schnell eine gewandte Zofe für die Prinzessin ausfindig zu machen."

Henderssen machte ein einigermaßen ratloses Gesicht, wollte einen Einwurf wagen. Aber Naydeck schnitt ihm das Wort ab:

„Ich sehe Ihnen schon an, was Sie sagen wollen. Mein lieber Henderssen, Sie werden's schon machen. Bestellen Sie am besten verschiedene Bewerberinnen. Die Prinzessin kann dann selbst wählen. Das würde Ihren Auftrag sehr erleichtern. Dann will ich heute abend hier oben essen, nebenan in dem kleinen Salon. Sorgen Sie bitte für alles. Ich möchte es recht hübsch

haben, Blumen, Konfekt, Champagner, keinen herben, einen mittelsüßen, nicht schweren. Dann versuchen Sie, noch eine Loge im Metropoltheater zu bekommen. Telephonieren Sie gleich. Sonst ist vielleicht keine mehr frei. Die ‚Kaiserin' wird doch gegeben? Ich weiß es nicht sicher."

„Sehr wohl, Euer Durchlaucht: die ‚Kaiserin'. Und wenn eine Fremdenloge nicht mehr frei sein sollte, befehlen Euer Durchlaucht dann Billetts für ein anderes Theater?"

„Dann kommen Sie bitte nochmal zu mir und bringen Sie die Theaterzeitung mit."

Der Sekretär verschwand. So ganz geheuer war ihm noch immer nicht zumute. Teufel auch! Man hatte so manches schon arrangiert. Aber für die durchlauchtigste Prinzessin-Tochter eine Kammerjungfer beschaffen, das war denn doch nicht so einfach! — Na, irgendwie mußte er ja nun damit fertig werden. Erst würde er mal den Rat des erfahrenen Personalchefs des Hotels einholen. Der würde ihm sicher behilflich sein.

Während sein Sekretär sorgenbeschwert zum Personalchef ging, benutzte Naydeck die Zeit bis zum Tee, um ein Geschenk für Maria Virgilia zu besorgen. Er ging von Juwelier zu Juwelier. Das Richtige wollte sich nicht gleich finden. Was man ihm zeigte, war alles zu anspruchsvoll für ein junges Mädchen. Er wollte etwas ganz Einfaches, aber doch Hübsches und Wertvolles haben. Schließlich fand er eine Kette mittelgroßer, sehr gleichmäßiger, rosa Perlen, die ihm gefiel.

Hoffentlich besaß sie noch keine solche Kette! Er freute sich schon jetzt darauf, sie ihr zu geben.

Als er heimkehrte, sah er vor der Tür Maria Virgilias drei weibliche Wesen stehen: sicher die Zofen, diese Sorgenkinder Hendersens. Maria Virgilia blieb unsichtbar, ließ nur fragen, wann sie zu Tisch erscheinen solle, und er möge nicht böse sein: sie habe verschlafen und sei jetzt beim Auspacken. Er ließ ihr ausrichten, er würde sie um halb acht abholen. Hoffentlich sei ihr die Zeit recht. Dann machte er noch eine Fahrt durch den Tiergarten. Die Luft war mild und warm. In den zartgrün belaubten Bäumen sangen die Vögel ihr Abendlied, ein paar Reiter trabten die Charlottenburger Chaussee herauf, am Stern kreuzten zwei Dragoneroffiziere auf schönen Vollblütern den Platz; durch den warmen Frühlingsabend herausgelockt, lustwandelte eine bunte Menschenmenge auf den verschlungenen Parkwegen. Naydeck fuhr weit die neue, prachtvolle Heerstraße hinunter. Die großartige Anlage des Stadions lag längst hinter ihm. Als er wenden ließ, dämmerte schon der Abend, am Himmel leuchteten ein paar Sterne auf. Er befahl schneller zu fahren, und bald sauste er die Tiergartenstraße herauf, bog in die Siegesallee ein, fuhr die Charlottenburger Chaussee herunter zum Brandenburger Tor, da hielt der Wagen schon vor Adlon. Wollte er Maria Virgilia nicht warten lassen, so mußte er mit dem Umziehen eilen. Pünktlich zur festgesetzten Zeit ging er zu ihr hinüber. Er gestand sich seine Freude auf das Wiedersehen ein.

Als er in ihren kleinen Salon trat, war sie gerade dabei, eine seiner Rosen in den Gürtel zu stecken. So ohne Hut, in dem weißen Spitzenkleid, mit breitem, goldenem, mattgrüngesticktem Gürtel, erschien sie ihm noch reizender als am Vormittag. Der Kontrast ihres hellen Haares und der dunklen Augen und Brauen kam noch viel mehr zur Geltung. Naydeck sah sie entzückt an! Sein Gleichgewicht kam wieder ins Wanken. Sie wandte den Kopf, nickte ihm strahlend zu, mit der Rose an ihrem Gürtel beschäftigt:

„Ich bin fertig, Papa!" rief sie. „Ich habe so fest geschlafen. Das macht die deutsche Frühlingsluft, glaube ich."

Er bot ihr feierlich den Arm:

„Jetzt kommt das Empfangsdiner. Wir essen zur Feier deiner Ankunft bei mir, dann Galaoper, wenn es dir so recht ist. Wie ich höre, hat Henderssen noch eine Loge für die ‚Kaiserin' bekommen. — Es wird dir gefallen. Die Massary übertrifft sich selbst in dieser Rolle."

Sie nahm seinen Arm, schmiegte sich leicht an ihn:

„Wie hübsch, Papali! Das hast du dir reizend ausgedacht."

Henderssen hatte seine Sache ausgezeichnet gemacht. Rosa Rosen bedeckten den Tisch. Ein Strauß dieser herrlichen Blüten lag auf ihrem Platz. Die schweren Vorhänge waren zugezogen, der brennende Kronleuchter gab dem in Grün und Gold gehaltenen Raum ein festliches Gepräge. Hinter den Stühlen standen feierlich die beiden Diener. —

Maria Virgilia entdeckte unter ihrer Serviette das weiße Samtetui, das die Perlenkette barg. Sie brach über das Geschenk in hellen Jubel aus: sie war so gar nicht blasiert. Er wußte, sie besaß von ihrer Mutter her vielen und sehr kostbaren Schmuck, aber auf ihren Wunsch war alles in Moskau geblieben. Jetzt freute sie sich über die verhältnismäßig einfache Kette kindlich. Er mußte sie ihr selbst um den schlanken Hals legen. Dann sprang sie mit einem um Erlaubnis bittenden Blick auf und lief zum Spiegel. Fast hätte Little die Haltung verloren! So etwas von Freude hatte er bei seinen englischen Ladys denn doch noch nicht erlebt! — Gleich nach der Suppe ließ Naydeck die Champagnerkelche füllen, und als die Diener gingen, um das Vorgericht zu holen, hob er sein Glas zu einigen Worten des Willkommens. Aber sie klangen eigentlich gar nicht sehr würdig und väterlich:

„Du hast dich auf dies Wiedersehen gefreut. Aber ich glaube, ich habe noch viel mehr Grund zur Freude; denn mit dir ist Jugend und Schönheit zu mir gekommen. Laß sie lange bei mir bleiben!" —

Mit gesenktem Kopf hatte sie zugehört. Dann blickte sie ein wenig befangen, ein bißchen gerührt auf. Naydeck hielt ihr sein Glas hin: hell klangen die Gläser aneinander.

„Fühlst du dich denn schon ein wenig wohl bei mir, Maria Virgilia?" fragte er rasch, um den toten Punkt, wie er immer leicht nach solchen Augenblicken kommt, zu überbrücken. —

„Sehr, Papali!“ sagte sie warm. „Du glaubst gar nicht, wie sehr! Aber warum nennst du mich jetzt immer Maria Virgilia? Früher sagtest du doch einfach ‚Gilia‘, das klang so viel hübscher.“

„Gilia.“ Er wiederholte den Namen leise, es klang wie eine Liebkosung.

Sie lachte!

„Wie du das aussprichst! So ungewohnt! Sage es bitte noch einmal.“

Er hielt ihr seine Hand über den Tisch hin. Sie legte die ihre hinein:

„Gilia,“ sagte er noch einmal, „liebe, kleine Gilia!“ Da war sie befriedigt.

„So gefällt es mir. Jetzt fühle ich mich erst richtig zu Hause.“

Little und Franz erschienen, Naydeck zog seine Hand zurück. Sie plauderten nun wie zwei gute Kameraden. Maria Virgilia hatte soviel zu erzählen, der ungewohnte Champagner lachte aus ihren schönen, goldbraunen Augen, Naydeck konnte sie gar nicht genug ansehen. Die Stunde verflog nur zu schnell. Es war Zeit zum Theater geworden, sie kamen schon sowieso etwas zu spät. Little meldete das Auto. Naydeck ließ noch einmal die Gläser füllen.

„Hast du eine gute Jungfer bekommen, Gilia? Ich sah vorhin verschiedene Weiblichkeiten vor deinem Zimmer stehen.“

„Sehr gut, Papa. Eine ältere Person. Sie war längere Jahre bei einer Gräfin Pückler. Hat dein Se-

kretär sie besorgt? Da möchte ich ihm doch danken, auch für den schönen Flieder."

Naydeck gab Little einen Wink:

„Herrn Henderssen, bitte."

Der Sekretär erschien. Maria Virgilia gab ihm dankend die Hand. Naydeck beobachtete, wie reizend sie das machte: mit so großer Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit, und doch einer gewissen Reserve. Henderssen wurde sehr verlegen vor dieser schönen, jungen Prinzessin. In einer gutmütigen Anwandlung half ihm Naydeck darüber hinweg. Er würde sich sterblich in Maria Virgilia verlieben: das sah er jetzt schon kommen. „Vielleicht er nicht allein", versuchte Naydeck sich selbst zu verspotten.

Im Theater war Maria Virgilia ganz Auge und Ohr! Naydeck saß im Schatten der Loge, ein wenig hinter ihr. Er hatte die Massary schon öfters bewundert, und heute lag ihm mehr daran, Maria Virgilia zu beobachten. Ihr großer, weißer Spitzenhut ließ nicht allzuviel zum Beobachten übrig. Aber sie wandte sich oft genug mit strahlendem Lächeln nach ihm um, und er fing an, auf diese Augenblicke, da er ihr in die schönen, freuderfüllten Augen blicken konnte, zu warten. Sie war so unverwöhnt in jeder Beziehung. Alles machte ihr Freude. Die nächsten Tage bewiesen ihm dies immer wieder, als er ihr Berlin zeigte, sie durch Galerien und Ausstellungen führte. Sie fuhren nach Potsdam, an die Havelseen, sie aßen in den großen Hotels, in den kleinen Gastwirtschaften, im Grune-

wald oder am Wannsee, waren auf den Rennen, bummelten durch die Geschäftsstraßen und machten zusammen allerhand Einkäufe. Überall fiel das junge, schöne Mädchen auf, jeder sah sie an, viele drehten sich nach ihr um. Der große, elegante Mann und das blonde, schlanke Mädchen mit den dunklen Augen waren bald ein bekanntes Paar in den Hotels und Unter den Linden: man zeigte sich den Fürsten Woronzeff und seine schöne Tochter. Aber Maria Virgilia schien von der Bewunderung, die sie überall erregte, nichts zu wissen, die Blicke, die ihr überall folgten, nicht zu bemerken. Immer war sie strahlendster Laune, dankbar für alle kleinen Freuden, die sie empfing. Auf alle Vorschläge, die Naydeck ihr machte, ging sie gern ein.

Manchmal emanzipierte sie sich auch von ihm. Darin war sie ganz Engländerin oder Amerikanerin, blieb die Vormittage ganz für sich, schickte ihm dann wohl durch die Jungfer ein paar Zeilen, machte Einkäufe, schrieb Briefe. In diesen Stunden fehlte sie ihm dann immer. Um seine Gedanken abzulenken, mußte Henderssen kommen. Er diktierte dann Briefe, sah mit dem Sekretär Bankabrechnungen durch, besprach dieses und jenes. Es konnte wohl geschehen, daß er horchte, — war sie fortgegangen, — kam sie zurück? Merkwürdig! Was hatte er sich nur vor dem Kommen dieses jungen Mädchens für lästige Gedanken gemacht, die alle darin gipfelten, wie er sie auf gute Art am schnellsten wieder loswerden konnte. Und jetzt dachte er mit einem gewissen Unbehagen daran, sie nur noch kurze Zeit behalten zu sollen.

Die Verwandten in Moskau verlangten nach ihr; sie wollten für längere Zeit auf Reisen gehen, Maria Virgilia aber vorher für einige Monate bei sich haben. Sie wollte auch selbst gern fahren. Hatte sie doch Sehnsucht nach Rußland, auch das Bedürfnis, die Angehörigen ihrer Mutter wiederzusehen.

„Lieber bliebe ich bei dir! Aber ich fahre doch auch gern nach Moskau. — Komm doch mit, Papali!" bat sie, „dann wäre es erst richtig schön."

Fast ein wenig traurig lehnte er ab.

„Du weißt, ich stehe den Verwandten nicht so besonders nah. Lieber warte ich schon auf dich. Wann kommst du wieder, Gilia?"

„Bald," lachte sie, „bald!" Und umarmte ihn zärtlich.

Es war, als ob Naydeck in diesen Tagen die ganze Vergangenheit vergaß. Es gab für ihn kein Petersburg, kein Paris, kein Brüssel, kein Rapallo mehr. Er dachte nur noch an den Augenblick, fand sich immer mehr in seine Rolle als Vater, ja, er begann, sie zu lieben! Es schien ihm, als seien diese Wochen die glücklichsten seines Lebens. Vom Morgen bis zum Abend beschäftigte ihn nur ein Gedanke: Maria Virgilia!

Wenn er Seite an Seite mit ihr durch den Tiergarten oder den Grunewald fuhr, hätte er mit keinem Menschen auf der ganzen Welt getauscht! Nur manchmal, wenn sie ihm so offen von all ihren Gedanken, ihren Erlebnissen in England oder Amerika erzählte, kam er in Verlegenheit, um das, was er ihr erzählen sollte: er war zum Schweigen verurteilt. Dachte er an seine Ver-

gangenheit, stieß er sich an ihr wund und blutig. Mit Gewalt schüttelte er dann die Erinnerungen ab, die ihn zerrissen und zerquälten. Er wollte an all das, was hinter ihm lag, nicht denken, wollte die Gegenwart genießen, die, er wußte es wohl, ja auch nur ein Spiel war, wie alles in seinem Leben. Eine Komödie seine Rolle als Vater, ein falsches Spiel mit Gefühlen und Worten diesem jungen Mädchen gegenüber, das ihm mit so blindem Vertrauen entgegenkam. Ein Betrug sein ganzes Dasein! Doch immer wieder meldeten sich Stimmen der Vergangenheit, immer wieder, wie schon sooft, sah er aus den blauen Fluten des Mittelmeeres jene weiße Hand auftauchen, die ihm zu winken schien. Oder war es ein Drohen gewesen? — Und selbst wenn er es über sich hätte bringen können, alle Erinnerungen zu begraben, an nichts mehr zu denken, als an die schöne Gegenwart, Maria Virgilia selbst führte seine Gedanken unbewußt immer wieder in die Vergangenheit zurück, die er fürchtete, vor der ihm graute! Da waren tausend Dinge und Erlebnisse von früher, auf die sie anspielte, Erinnerungen an die Kindheit, an die Mutter, an Sascha, ihren Bruder, an Baltschara, Petersburg, Moskau, — Erinnerungen, auf die Naydeck nur ausweichend, tastend, vorsichtig fühlend eingehen konnte.

Nur die Unbefangenheit Maria Virgilias gab ihm dann sein Gleichgewicht wieder. Nach Möglichkeit suchte er solche Gespräche zu vermeiden. Die Vergangenheit sollte schweigen, sollte unbedingt schweigen!

Selbst eine Begegnung, die ihn noch vor wenigen Wochen aufgeschreckt, zu raschen Maßnahmen veranlaßt hätte, berührte ihn jetzt kaum.

So war er eines Abends mit Maria Virgilia über den Potsdamer Platz gefahren. Das Gewühl der Autos, Wagen, Fußgänger, elektrischen Bahnen war außerordentlich groß, der Verkehr stockte, es war kaum vorwärts zu kommen. Ein Auto fuhr dicht an ihnen vorüber, ein Herr saß darin; jetzt fiel sein Blick auf das schöne, junge Mädchen, dann suchte sein Auge ihren Begleiter. Auch Naydeck sah hin. Die beiden Augenpaare ruhten während des langsamen Vorübergleitens ineinander. Ein leichtes Stutzen des Mannes da drüben, er schien erstaunt, schien angestrengt nachzudenken. In den Augen Naydecks ein rasches Erkennen! Aber schon hatte er sich in der Gewalt: kühl, gleichgültig sah er über den Herrn hinweg.

Es war Herr von Fáy, der Frauenmaler aus Budapest! — Naydeck fühlte, das Schicksal hatte ihn gestreift. Ganz nahe war es im Abenddämmer an ihm vorbeigeglitten. — Die Vergangenheit hatte höhnisch grinsend angeklopft. — Nach fünf Minuten hatte er den Vorfall vergessen.

Eines Abends saß er mit Maria Virgilia in einem Restaurant der großen Ausstellung in Halensee. Warm und mild umschmeichelte sie die Luft des schönen Frühlingsabends. Im offenen Auto waren sie zum Rennen im Grunewald hinausgefahren. Maria Virgilia hatte auf irgendein Pferd gesetzt, ein paar hundert Mark ge-

wonnen und war strahlend. Reizend sah sie aus in ihrem blaßblauen Kleid mit dem gleichfarbigen großen Chiffonhut, einen weißen sibirischen Fuchs um die Schultern, um den Hals die rosa Perlenkette. Das Restaurant, gerade in Mode, war überfüllt. Eine bunte Menschenmenge wogte über den Ausstellungsplatz, zwei Militärkapellen konzertierten. Eben begann das Feuerwerk und die Beleuchtung der beiden riesigen Fontänen. Rot, grün, blau, gelb, violett schossen die Wassermassen zum Nachthimmel hinauf, jetzt in allen Farben des Regenbogens, dann meergrün, dann wieder schneeweiß: ein schönes, ewig wechselndes Farbenspiel. Über dem Platz kreuzten Leuchtkugeln, erstrahlten unzählige Sterne. Raketen zischten empor, ein Regen von Streugold fiel büschelweise vom Himmel, Feuergarben bohrten sich pfeilschnell in das Dunkel der Nacht, leuchteten auf, verschwanden.

An einem Tische, ganz in ihrer Nähe saß eine Gesellschaft von Gardeoffizieren aus Potsdam; sie mochten wohl auch auf dem Rennen gewesen sein. Die bunten Uniformen leuchteten; man saß vergnügt bei einer Bowle, scherzte und lachte. Naydeck bemerkte, wie die Herren öfters zu seinem Tisch herüberblickten. Ein Gardedukorps drehte sich sogar unauffällig um. Als er Naydecks Blick begegnete, sah er etwas verlegen fort.

Für was mochten Maria Virgilia und er wohl gehalten werden? Für Vater und Tochter? Alter Mann — junge Frau? Zum ersten Male dachte er daran, daß sie ja eigentlich viel mehr zu den jungen Menschen da

drüben gehörte als zu ihm, dem vierundvierzigjährigen Mann, ja, daß sie sich sicher einmal nach Jugend sehnen, sich verlieben, heiraten würde. Wenn nicht hier, dann in Moskau, Wien, Rom, Paris, weiß der Himmel wo! Aber irgendwo mußte es ja eintreffen, das Unabänderliche! Nachdenklich betrachtete er ihr schönes Gesicht. Es war ihm halb abgewandt, sie sah auf das Feuerwerk, die leuchtenden Fontänen, über ihre Züge huschte das wechselvolle Farbenspiel als zarter Abglanz. Ein eigenartiges Gefühl überkam ihn: halb war es Eifersucht auf jemand, der noch gar nicht da war, halb Angst, sie über kurz oder lang zu verlieren. Wie lächerlich, wie überflüssig! Aber es war nun einmal so. Warum nur diese Unruhe? Er wußte es selbst nicht.

Maria Virgilia wandte sich ihm plötzlich zu, in ihre Augen trat etwas wie leichtes Staunen. Er erschrak: hatten seine Züge zu deutlich die Gedanken verraten?

„Was hast du denn eben gedacht, Papa?"

Maria Virgilia fragte es in dem schönen, weichen Französisch der Slawin.

Einen Moment zögerte er mit der Antwort. Dann sagte er offen: „Sieh mal, dort die Offiziere, an dem Tisch halbrechts. Sie sahen zu dir herüber."

Ein feines Rot überhauchte ihre Wangen.

„Und da dachte ich, wie lange es wohl noch dauern würde, und du verliebst dich in solch einen jungen Menschen, heiratest ihn, und ich bin dann wieder allein. Siehst du, dies waren meine Gedanken, kleine Gilia."

Sie lachte leise:

„Ich glaube, ich verliebe mich gar nicht so schnell."

Auf einmal schien Naydeck eine Frage geradezu brennend wichtig. Er konnte sie nicht unterdrücken:

„Warst du schon einmal verliebt, Gilia? Beichte mal!"

Sie schüttelte den Kopf, war gar nicht verlegen:

„Nein. In England, in unserer Pension war das gar nicht Mode. Ich habe auch noch nie daran gedacht."

„Wie müßte der denn aussehen, in den du dich verlieben könntest?" fragte er weiter. Sein Blick überflog rasch den Kreis der jungen, gut aussehenden Offiziere.

Sie lachte wieder. Aber diesmal lauter und lustig:

„Wie du, Papali!"

„Aber Gilia!"

„Ja, Papa, genau so wie du. Ich heirate überhaupt nur einmal jemanden von ‚uns'. Und dir, Papali, muß er ähnlich sehen: groß, brünett, dunkler Bart. Es hat mir noch nie jemand so gut gefallen wie du!"

Naydeck verneigte sich mit einem Lächeln des Dankes.

„Meine liebe, kleine Gilia! Du willst dich wohl ein bißchen lustig machen über deinen alten Vater?"

„Aber Papali! Ich spreche in vollem Ernst."

„Vorläufig bleib bei mir, Gilia!"

Er sagte es rasch und warm, in seinem Ton lag eine große Bitte.

Er hörte ihre Antwort nicht. Ein Knattern, wie aus hunderten von Gewehren übertönte sie, ein Meer von Leuchtkugeln, Raketen, Feuergarben, leuchtenden Sternen zischte auf, schoß zum Nachthimmel empor, tauchte

ihn in Feuerglut. Die Springbrunnen warfen ihren Strahl plötzlich fast noch einmal so hoch in die Luft, sie glänzten in goldroten Farben, die tausend sprühenden Tropfen fielen in die großen Bassins wie in ein Feuermeer zurück. Maria Virgilia sah begeistert auf den schönen Schlußeffekt des Feuerwerks. Auch Naydeck starrte auf die rotgoldenen Wassersäulen. Aber seine Gedanken waren woanders, er sann Maria Virgilias Worten nach. Eine warme Welle lief ihm durch den Körper. Aber im selben Augenblick lachte er sich auch schon selbst aus. Wie er im Alter Maria Virgilias gewesen war, vielleicht noch ein wenig jünger, da waren auch ihm Vater und Mutter der Inbegriff alles Schönen und Guten gewesen. — Die Kritik des Kindes an den Eltern kommt später, aber eines Tages ist sie bestimmt da. Maria Virgilias weiche Altstimme riß ihn aus seinen Gedanken.

„Wie schön", sagte sie verträumt. „Schade, daß es schon vorüber ist."

Er sah auf ihr reizendes Profil. Ein seltsames Gefühl hielt ihn in Bann, so, als wäre er durch dieses Mädchen nicht mehr ganz Herr seiner selbst. Bis jetzt hatte er noch immer in seinem Leben zu jedem Ereignis, jeder Empfindung Stellung genommen. Hier konnte er sie nicht recht finden, ließ sich treiben, suchte vielleicht gar nicht ernstlich danach.

„Es sind nur noch einige Tage," versuchte er sich zu beruhigen, „dann fährt sie nach Rußland, und wenn sie dann wiederkommt, lache ich wohl über das Heute. Viel-

leicht kommt sie auch nicht mehr frei zurück. So schön, so reich wie sie ist. Mit der Rolle des Schwiegervaters wäre mir mein Standpunkt angewiesen, meine Einstellung auf natürlichste Weise von den Verhältnissen bestimmt."

Er lachte in Gedanken kurz auf, aber es klang unfrei. Maria Virgilia sah ihn fragend an. Er sagte irgend etwas Belangloses und leerte schnell sein Glas.

Sie brachen dann bald auf. Die Köpfe an dem Offizierstisch reckten sich, unauffällig zwar, aber Naydeck hatte es doch bemerkt.

Der lange Gardedukorps winkte den Kellner heran, schien ihn etwas zu fragen. Der Mann sah dem auffallenden Paar eine Sekunde nach, aber dann zuckte er die Achseln:

„Bedaure, kenne die Herrschaften nicht. Sind heute zum ersten Male hier."

Naydeck ließ noch einen Umweg durch den Tiergarten machen. Die Fahrt im offenen Auto durch die milde Nachtluft tat wohl. Maria Virgilia schob ihren Arm zärtlich unter den seinen:

„Laß langsam fahren, Papali," bat sie, „damit wir nicht so schnell zu Hause sind."

Er befahl den Umweg über den Neuen See. Verflogen war jede Mißstimmung.

„Was hast du dir gedacht, Gilia," sagte er und strich leise über die Mädchenhand auf seinem Arm, „was wir machen werden, wenn du wiederkommst?

Soll ich dir etwas von der Welt zeigen? Was willst du sehen? Paris? Italien? Ägypten? Indien?"

„Alles!" jubelte Maria Virgilia. „Alles, Papali, was du mir zeigen willst! Ach, wie wundervoll! Das Leben ist überhaupt wundervoll mit dir, noch viel schöner, als ich dachte."

Sie schmiegte sich an ihn. Ein leiser Duft von Reseda umschmeichelte ihn.

Lächelnd sah er in ihre Augen.

„Findest du das Leben so wundervoll?"

„Ja, das finde ich. Das Leben ist eine gute Sache!" Naydeck mußte über den echt amerikanischen Ausdruck lachen. — „Aber die Wochen mit dir, die waren besonders schön."

„Also abgemacht, Gilia! Wenn du aus Rußland zurückkommst, gehen wir in die weite Welt. Und wenn wir des Wanderns müde sind, bleiben wir irgendwo, wo es uns gefällt. Du sollst dann den Ort aussuchen, wo wir uns ausruhen wollen."

„Pferde und schöne Reitwege muß man da aber haben. Es fehlt einem auf die Dauer zuviel, wenn man seine Pferde nicht hat", meinte sie.

„Ich habe da unten in Schlesien einen Besitz gekauft." Naydeck dachte an Dietrichsdorf, das er in den letzten Wochen fast vergessen hatte.

„Aber du weißt wahrscheinlich gar nicht mal genau, wo Schlesien liegt. Also da unten, nach Österreich zu, drei oder vier Eisenbahnstunden von hier. Wir könnten im Frühling vielleicht ein paar Wochen hingehen. Da

kannst du Pferde haben und reiten soviel du willst, Gilia, und Hunde und sonst noch allerhand Viehzeug, das dir Spaß macht. Du kannst dir auch deine Freundin, Daisy Harrifield, einladen. Was meinst du dazu? Würden dir wohl ein paar Monate Landleben gefallen?"

Maria Virgilia war sofort einverstanden:

„Das ist eine herrliche Idee! Wie heißt der Besitz, Papa?"

„Dietrichsdorf. Willst du es haben? Sieh es dir an. Wenn es dir gefällt, schenke ich es dir."

Maria Virgilia umarmte den Vater, so gut es bei ihrem großen Hute ging. Aber besonderen Eindruck machte ihr das in Aussicht gestellte Geschenk nicht. Jedenfalls keinen viel größeren, als etwa ein Blumenstrauß oder ein neues Kleid. Sie nahm es weiter nicht wichtig.

Naydeck war einen Moment doch ein wenig erregt. In einer Laune wollte er den Besitz seiner Väter an ein junges Ding verschenken. Wie seltsam spielte das Leben! Unwillkürlich blickte er auf Maria Virgilias schlanke Hand, die schmal und weiß mit den schön gewölbten Nägeln im vorbeihuschenden Licht der Laternen auf seinem Arm ruhte. Diese Hand sollte das halten, was er einst nicht hatte halten dürfen, was er schamerfüllt hatte verlassen müssen, als ein Ausgestoßener, Geächteter.

Ich will bald einmal nach Dietrichsdorf fahren, dachte er, sowie Maria Virgilia fort ist. Ich muß doch einmal sehen, wie alles dort aussieht. Werde ich noch

etwas wie Heimatsgefühl aufbringen können, oder wird es weiter nichts sein als eine Sensation mehr in meinem Leben?

Die letzte Spanne Zeit, die ihm noch mit Maria Virgilia blieb, verflog nur allzu schnell. Naydeck versuchte, sie noch ein paar Tage länger zu halten. Aber sie wollte nicht; das verstimmte ihn ein wenig. Sie hatte ja eigentlich recht. Man erwartete sie. Der Bruder ihrer Mutter, Alexander Orloff, fuhr ihr bis Warschau entgegen. Es war alles verabredet, sie mußte reisen, aber er hätte sie gerne noch einige Tage länger behalten. Es war ihm, als würde ohne sie alles so leer, so inhaltslos sein. Jeder Tag, den sie noch bleiben würde, dünkte ihm ein Geschenk, das er noch mehr genießen würde als alle vergangenen.

Sicher würde es nachher, wenn sie erst fort war, gar nicht so schlimm sein, wie es ihm jetzt schien. Ein Tag, ein paar Tage vielleicht, und die Gewohnheit trat dazwischen. Es würde wohl wie so manchmal im Leben sein, man stellte sich alles viel schlimmer vor. Nachher vollzog sich dann der Übergang ganz schmerzlos, die Lücke füllte sich mit Neuem, das Leben ging seinen Gang weiter, ließ einem wenig Zeit zum Nachdenken, und schließlich wunderte man sich selbst, wie da eigentlich eine Lücke hätte entstehen sollen. Wie von selbst hatte sich die Lage geklärt, und man lächelte schließlich wohl gar dazu, sich eine Frage herauskonstruiert zu haben aus Geschehnissen, die im Grunde nie zu einer Frage geworden waren.

Maria Virgilia fuhr ungern. Man merkte es ihr an. Aber sie tröstete sich selbst und ihn:

„Ich komme ja bald wieder, Papali."

Aber als sie dann schließlich zum Bahnhof fuhren, waren sie doch beide in gedrückter Stimmung.

Little stand mit den Schlafwagenbilletts bereit. Bis Warschau konnte sie sitzenbleiben.

Maria Virgilia winkte und winkte. Sie sah ein wenig blaß, ein bißchen traurig aus. Ihr schönes Gesicht mit dem lichten Haar und den großen dunklen Augen leuchtete weiß aus der Umrahmung des Fensters.

„Leb wohl, Gilia, leb wohl!" rief Naydeck noch einmal. Eine brennende Woge schoß ihm zum Herzen! Aber sie hörte ihn schon nicht mehr, der Zug rollte langsam aus der Halle, wurde schneller und schneller, jetzt bogen die ersten Wagen schon um die Kurve, ein letztes Aufblitzen; der Zug war verschwunden.

In trüber, gedrückter Stimmung fuhr Naydeck zum Hotel zurück. Dort in der Halle erwartete ihn Hendersen mit Post. Ein Brief aus Dietrichsdorf war dabei. Naydeck faßte einen schnellen Entschluß: heute nacht noch wollte er nach Schlesien fahren.

Auch Hendersen sah ein wenig niedergeschlagen aus. Es fiel Naydeck auf. Ob wohl auch er der Prinzessin nachtrauerte? Er nickte ihm freundlich zu. Der Blick des jungen Menschen irrte ab. Ja, ja, mein alter Freund, uns scheint beiden nicht zum Totlachen zumute zu sein. Aber so ist das Leben nun mal, dachte Naydeck;

aber dann hatte er doch das Bedürfnis, dem Schweden, der sich so tapfer bemühte, nichts von seiner Stimmung merken zu lassen, etwas Freundliches zu sagen:

„Die Prinzessin läßt Ihnen noch ausrichten, wie angenehm es ihr wäre, in der Jungfer eine so zuverlässige und umsichtige Begleiterin zu haben."

Der Sekretär verbeugte sich tief. Als er sich aufrichtete, traf Naydeck ein warmer, dankbarer Blick, so daß er sich freute, das Wort gefunden zu haben.

„Ich fahre noch heute abend nach Dietrichsdorf. Sorgen Sie für alles, Henderssen." —

Die Dienerschaft war die plötzlichen Abreisen gewöhnt. In einer kleinen Stunde stand das Auto vor dem Portal. Naydeck hatte schnell im Grillroom eine Kleinigkeit gegessen. Eine Stunde später sauste sein Auto durch das abendliche Berlin mit seinen Millionen von Lichtern in die rasch sinkende Nacht hinein. Nur Henderssen begleitete ihn.

Neuntes Kapitel

Als Naydeck im ersten Morgengrauen durch die Stadt fuhr, in der sein Bruder bei den x-ten Husaren stehen sollte, überkam ihn ein eigenartiges, beklemmendes Gefühl des Unbehagens. Wenn eine Begegnung zu dieser frühen Stunde auch so gut wie ausgeschlossen war, so bangte ihm doch davor, wenn auch im raschen Vorüberfahren ein gegenseitiges Er-

kennen ja wohl kaum möglich war. Aber die Straßen des kleinen Landstädtchens lagen wie ausgestorben, keine Menschenseele weit und breit: nein, vor einem unerwünschten Zusammentreffen war er sicher.

Er schloß die Augen. Seine Gedanken wanderten. Warum fuhr er eigentlich hier, warum setzte er sich unangenehmen Begegnungen aus? Was veranlaßte ihn, sich in Gefahren zu begeben, die er doch leicht hätte vermeiden können? Lag denn überhaupt irgendein Grund vor, der ihn zwang, in Deutschland zu sein? Warum hatte er Dietrichsdorf gekauft? War es denn nötig gewesen, die Vergangenheit ans Tageslicht zu zerren? Legte er sich nicht vielleicht selbst die Schlinge um den Hals? Konnte nicht das Spiel, das er wagte, sich plötzlich gegen ihn wenden? Etwas wendet sich schon gegen mich, dachte Naydeck, er sah das schöne Gesicht Maria Virgilias vor sich, das ist mein eigenes Herz. Es geht gefährliche Wege, die Gefahr ist süß, — aber sie kann verhängnisvoll werden. Mußte er nicht endlich von diesen Gedanken, denen nachzuhängen doch so gar keinen Zweck hatte, loszukommen suchen? Warum hatte er eine wahre Angst davor, seine Lage bis in ihre äußersten Folgen klar und ruhig zu überdenken? Hatte er doch bis jetzt in seinem bewegten Leben immer noch den Ereignissen fest ins Auge gesehen und dadurch die Verhältnisse gemeistert. Warum tat er es denn diesmal nicht auch? Sprachen seine Sinne, fand er dieses Mädchen in ihrer Jugend und Schönheit reizend, begehrenswert, — oder war es wirklich jene große Liebe, von der er wohl oft

hatte sprechen hören, die er aber bis dahin immer für eine Illusion gehalten hatte.

Es ist so, dachte er traurig, und eine große Hoffnungslosigkeit befiel ihn. — Es war jemand zum Inhalt seines Lebens geworden, für ihn, den Ausgestoßenen, der allein bleiben mußte, der sein verpfuschtes Dasein nie und nimmer mit dem Schicksal eines andern verknüpfen durfte. Zwischen ihm und diesem Mädchen stand eine unüberwindliche Mauer.

Naydeck fröstelte. — „Schneller!" rief er dem Chauffeur zu.

Was half es, all diesen Fragen auszuweichen, zu versuchen, sie beiseite zu schieben. Es war zu spät, es war etwas da, stärker als er, das ihn tief im Innern angstvoll erzittern ließ. Nicht er hatte sein Schicksal mehr in der Hand, es lag in andern Händen. —

Warum wehre ich mich nicht mit meiner alten Energie gegen etwas vollkommen Unmögliches? dachte er. Warum schalte ich nicht das Herz aus, wende mich an den Verstand? Sein Blick streifte den jungen Menschen neben sich; Henderssen kämpfte mit dem Schlaf, ab und an sank sein Kopf vornüber, er riß ihn dann immer wieder erschrocken hoch.

Was hat er es gut, dachte Naydeck, sein Lebensweg geht geradeaus, es gibt kein rechts, kein links für ihn, sein Inneres werden nie schwere Kämpfe zerreißen. „Schlafen Sie doch, Henderssen," sagte er, „ich werde es auch versuchen."

Nach einigen Stunden erreichte er die Grenze von

Dietrichsdorf. Der Himmel hatte sich überzogen, ein feiner, dichter Regen fiel. Naydeck starrte schweigend in das vertraute Antlitz der Heimat. Der Wind lief vor seinem Wagen her, wie der Vorbote neuer, unbekannter Geschehnisse. Waren sie freundlich? Waren sie feindlich? Grau in grau schien die Zukunft vor ihm zu liegen.

Doch da bog das Auto auch schon in die alte Lindenallee ein, die von der Chaussee abzweigte, dann fuhr er durch das eiserne Tor, über die gut gehaltenen Wege des alten Parkes; der Kies knirschte leise unter den Gummireifen. Naydeck versuchte, nur dieses Geräusch zu hören, nicht den Schlag seines Herzens. Wie oft hatte er sich in den letzten Wochen den Augenblick ausgemalt. Nun war er da! Der Wagen umfuhr den großen runden Rasenplatz, hielt vor dem langgestreckten Herrenhaus. Der Oberinspektor, ein großer Mann mit offenen Gesichtszügen, stand mit abgezogenem Hut an der Treppe. Naydeck begrüßte ihn und trat ins Haus.

Seit vierundzwanzig Jahren zum ersten Male stand er in der Halle. Die Luft des Vaterhauses, die kein Mensch je vergessen kann, schlug ihm entgegen. Langsam sah er sich um, als müsse er sich besinnen. Noch alles wie damals, und doch so anders. Ich stehe hier, so wie ich gegangen bin, dachte Naydeck, als ein Unwürdiger. Unwillkürlich senkte er den Blick.

Da trat der Oberinspektor auf ihn zu, machte eine Bewegung, als wolle er vorausgehen, die Türen zu öffnen. Aber Naydeck winkte dem Mann ab.

„Danke."

Er dachte im Augenblick gar nicht daran, daß es auffallen könnte, ja sogar auffallen müßte, wenn er in diesem Hause Bescheid wußte; es war ihm vollkommen gleichgültig. Rasch ging er durch den großen Gartensaal, die rote Stube mit den eingelassenen Spiegeln und der Ledertapete, in das Arbeitszimmer seines Vaters. Der Raum der alte, nur neue, ungewohnte Möbel. Naydeck sah sie fast mit Erleichterung; die Erinnerung wurde dadurch abgeschwächt. Er ließ sich vor dem Schreibtisch nieder. Im Nebenzimmer hörte er Henderssen sprechen, er rief ihn herein:

„Sagen Sie Herrn Sperling, daß ich ihn in einer Stunde erwarte und lassen Sie sich inzwischen meine Zimmer zeigen." Der Sekretär verschwand, es wurde totenstill im Raum. Der einsame Mann fuhr sich mit der Hand über das Haar, stand auf, trat zum Fenster. Der Regen hatte aufgehört, es tropfte nur noch leise von den alten, hundertjährigen Bäumen des Parks; über den weiten Rasenflächen lag ein dünner Wassernebel. Alles wie einst, die Bäume wohl größer, die Bosketts dichter, die schönen Koniferengruppen, die Lieblinge seines Vaters, voll ausgewachsen, — das war der einzige Unterschied. Hier, an diesem Fenster, hatte sein Vater so oft gestanden, hier hatte er auch zum letzten Male mit dem Sohne gesprochen, schreckliche, harte Worte; dort hatte seine Mutter gesessen, mit dieser Angst, diesem Entsetzen, diesem grenzenlosen Schmerz in dem blassen Gesicht. — Zu jener Tür dort war er hinausgegangen, er glaubte noch, wie damals, das Fallen der Klinke zu

hören, dieses kurze, harte Geräusch, das ihn für immer vom Vaterhaus trennte. Und nun stand er doch wieder hier unter dem Dach seiner Väter. Warum? Warum hatte er es nur alles so kommen lassen? Er empfand im Augenblick sein Hiersein nicht mehr als Sieg, sein verfehltes Leben stand zu deutlich an alle Wände dieses Hauses geschrieben. Nein, er stand nicht als Sieger hier, viel eher als Bettler. —

Ich reise heute noch ab, dachte er, so schnell wie möglich will ich wieder fort.

Er sah sich um. Er konnte nicht mehr allein bleiben, rief laut nach Henderssen, den er im Nebenzimmer glaubte. Aber niemand kam. Da ging er schnell in die Halle zurück. Dort fand er den Sekretär.

„Herr Sperling soll sofort kommen. Oben auf meine Zimmer." Wieder vergaß er, daß er ja nicht wissen durfte, wo seine Zimmer waren, aber ehe Henderssen ihm vorauseilen konnte, ging er auch schon die breite Eichentreppe hinauf. Noch genau so wie einst knarrten die alten Stufen. Oben empfing ihn knicksend ein Stubenmädchen.

„Befehlen Euer Durchlaucht nicht etwas zum Frühstück?" fragte Henderssen.

Er wußte, unten war der Tisch gedeckt, man hatte sich auf diese Stunde eingerichtet.

„Hier oben, bitte", sagte Naydeck kurz. „Herr Sperling soll aber trotzdem gleich kommen."

Jetzt in dem Eßzimmer, allein mit seinen Gedanken am Tische, — nein, er hätte es nicht ertragen! Sicher

würde das Servieren auch endlos dauern, es gab natürlich überflüssig viel Gerichte, dies alles ging über seine Kräfte.

Er arbeitete einige Stunden mit dem Oberinspektor. Zwischendurch, ohne die Arbeit zu unterbrechen, nahm er eine Kleinigkeit zu sich, trank etwas Bouillon, aß ein Vorgericht, für alles andere dankte er, bat nur um starken Kaffee. Herr Sperling wunderte sich, wie schnell sein hoher Chef die Sachlage erfaßte, wie rasch er sich über das ganze Gut orientiert hatte. Hätte er geahnt, daß der Sohn des Hauses seine Hand auf der Gutskarte liegen hatte, er wäre weniger erstaunt gewesen. Die Hauptsache, die Geldfrage regelte sich leicht: ohne weiteres stellte Naydeck die nötigen Mittel zur Verbesserung der Wirtschaft zur Verfügung. Es sollte alles wieder in die Höhe gebracht werden; was immer für die alte Scholle getan werden konnte, das sollte geschehen.

Als er dann endlich nach der Uhr sah, war die fünfte Stunde bereits vorüber. Für sieben Uhr bat er um eine Kleinigkeit zum Abendessen; gleich darauf wollte er abfahren.

„Meine Zeit ist beschränkt," sagte er kurz, „ich wollte eigentlich die Nacht hierbleiben, aber das ist ja jetzt nicht mehr nötig."

Er wartete Herrn Sperlings Antwort nicht ab, sondern stand auf und verabschiedete den Beamten.

Die Zeit bis zum Essen ging Naydeck unruhig auf und ab, von der Tür bis zum Fenster und wieder zurück. Unten ging der Oberinspektor über den Platz zu den

Ställen, ein weißbrauner Hühnerhund sprang an ihm hoch.

Es klopfte, Henderssen stand in der Tür:

„Euer Durchlaucht, unten steht ein Mann, der Euer Durchlaucht gern eine Bitte vortragen möchte. Es ist der alte Schäfer Dassel. — Sein Vater hat schon hier auf dem Gute gedient, jetzt er und drei Söhne."

Naydeck zögerte.

Aber dann befahl er doch, den Mann vorzulassen.

Der Alte trat ein, unbeholfen, verlegen; er stand in dicken, wollenen Socken an der Tür, die Holzpantoffel hatte er draußen stehen lassen, in den alten, verarbeiteten Händen drehte er seinen Schäferhut, aber der Blick der blauen Augen war offen und gerade.

Er ist alt geworden, dachte Naydeck. Als ich fortging, war er noch ein rüstiger Mann.

„Was wollt Ihr?" fragte er leise, fast weich.

Der alte weißhaarige Mann trat einen Schritt näher. Das Hochdeutsch machte ihm sichtlich Mühe:

„Ich wollt' man bloß bitten, weil mir doch alles fortgenommen ist, das Gartenland, freie Weide und auch Brennholz —"

„Wer hat Euch alles fortgenommen?"

„Die letzte Herrschaft. Früher, beim alten Herrn Baron, da habe ich das ja alles gehabt, aber wie er denn verstarb und der Junker Manfred auch fortging — der andere, der Junker Ludwig, der war ja schon lang' nich mehr da —, da haben sie mir ja denn alles genommen. — Nu wollt' ich man untertänigst gebeten haben — so,

wie das jetzt mit dem Deputat is — hab' ich es doch gar zu schwer im Alter. Viel tun kann ich ja nu auch nich mehr, ich bin nu ja auch schon bei Jahren."

Mit einer freundlichen Handbewegung schnitt Naydeck die Rede des alten Mannes ab:

„Es ist gut, Ihr sollt alles wiederhaben."

Auf sein Klingeln erschien Henderssen.

„Dieser Mann soll all die Rechte wiederbekommen, die er bei seiner alten Herrschaft, dem Baron von Ostrau, gehabt hat. Was er als seine gewesenen Rechte angibt, stimmt. Veranlassen Sie das Nötige auf dem Büro."

Rasch trat er auf den Alten zu, gab ihm die Hand.

In dessen Augen lag eine große Dankbarkeit.

„Herr Fürst," stotterte er, „ich weiß ja nich, ob die Anrede so stimmen tut, — aber ich möcht' mich auch recht schön bedanken, Herr Fürst."

Wie weh ihm heute die Anrede „Fürst" tat! Mit den Söhnen des Alten hatte er gespielt, die eine Tochter war Stubenmädchen bei seinen Eltern gewesen, der Vater hatte schon seinem Großvater gedient. Nun stand er hier, — der verlorene Sohn —, tat vielleicht seit vielen Jahren das erste Gute.

Noch einmal ließ er den Oberinspektor zu sich kommen. Die Lohn- und Deputatliste der Arbeiter und Angestellten wollte er einsehen. Die Leute standen sich nicht schlecht, aber auch nicht gut. Er besserte sie in ihren Bezügen auf.

Als das Essen gemeldet wurde, atmete er auf. Es war

nur für ihn allein gedeckt; er ließ ein zweites Gedeck für Henderssen auflegen: er mußte einen Menschen um sich haben.

Als das Auto gemeldet wurde, erhob er sich rasch. Sperling stand an der Treppe, Naydeck reichte ihm aus dem Wagen die Hand. Als er durch den Park, die alte Lindenallee hinunter in das abendliche Dunkel fuhr, kamen ihm die letzten Stunden wie ein Traum vor; er war froh, daß sie vorüber waren.

Auch in den kommenden Wochen dachte er nicht gern an Dietrichsdorf zurück, ließ sich auch absichtlich nicht die Zeit dazu, mit Gewalt fast schüttelte er die Erinnerung ab, suchte Zerstreuung, Abwechslung, Vergessen um jeden Preis! — Kaum drei Tage hielt es ihn am selben Ort. Sein Leben von früher, in Berlin durch Maria Virgilias Anwesenheit unterbrochen, schlug wieder über ihm zusammen, nur daß noch unendlich mehr Unruhe und Hast hineingekommen war. Hotels, Restaurants, Bars, Theater, Autofahrten, Rennen, vom Spieltisch auf die Segeljacht, nach durchschwärmten Nächten auf die Morgenpromenade irgendeines eleganten Bades.

Eine wilde Jagd, ein fortwährender Wechsel! Kaum waren die Koffer ausgepackt, ging es auch schon wieder weiter. Von Wien nach Paris, von dort nach Biarritz, dann wieder nach der Insel Wight, Sizilien, Konstantinopel, über den ganzen Balkan nach Luzern. Eine fast krankhafte Unrast schien sich des Mannes bemächtigt zu haben. Nur in einem war es anders geworden: neben

jede Frau stellte er Maria Virgilia, und keine kam mehr an ihn heran. Die Briefe von ihr wurden zu den Ruhepunkten in seiner Jagd nach Zerstreuung. Er trug sie mit sich herum, las sie wieder und immer wieder. „Liebstes Papali," schrieb sie in dem einen, „ich werde hier sehr verwöhnt, Onkel Sascha und Tante Natascha, auch die Vettern sind sehr gut zu mir. Ich reite täglich einen schönen Vollblutfuchs von Michael. Auch seine Kameraden wollten mir ihre Pferde geben. Aber Michael sagt, es genüge, wenn ich seine Pferde reite, seine Freunde sollten sich ihre Damen allein suchen. Neulich war ein Gartenfest beim Fürsten Scheratoff, morgen tanzen wir im Palais Petrowsky. Ich wollte nicht hingehen; es ist doch erst ein und ein halbes Jahr her, daß unsere geliebte Mamussja tot ist. Aber Onkel Sascha und Tante Natascha meinten, ich solle es nur ruhig tun, Mamussja würde sich nur freuen. Ich will zum ersten Male etwas von ihrem Schmuck tragen, den Rubin- und Brillantreif im Haar und das kleine Rubinherz mit dem Kranz von Brillanten. Sie hat es auch auf ihrem ersten Ball getragen. Ich werde immer an dem Abend an sie denken, wenn ich das Herzchen an meinem Halse fühle —"

Naydeck schloß die Augen. Er sah sie vor sich, das helle, leuchtende Haar, das schöne, perlblasse Gesicht, die dunklen Augen, den schlanken, weißen Hals, auf dem das rote Rubinherz lag. Eine schmerzhafte Eifersucht schlug in ihm hoch! Würden sie sich denn nicht alle in sie verlieben? Lag dieser Michael Orloff nicht wahr-

scheinlich längst in ihren Banden? — Der Gedanke an den jungen Offizier regte ihn ordentlich auf, quälte ihn! Er fühlte es, keinem Menschen auf der ganzen Welt würde er Maria Virgilia gönnen. Aber zugleich wußte er, daß er es ja doch nicht ändern könne. Er war ja zur Ohnmacht verdammt, konnte, durfte ja gar nichts tun, Maria Virgilia zu beeinflussen, mußte sie ihren Weg gehen lassen, mußte abseits stehen, wenn sie von ihm fortging, dem Glück oder dem Unglück entgegen.

Aber sie sollte jetzt wenigstens bald zurückkommen! Er wollte sie forthaben aus der Nähe dieses jungen Orloff. Immer wieder schrieb er ihr:

„Wann kommst du zurück? Ich vermisse dich! Komme bald! Laß es nicht Herbst werden, ehe du wieder bei mir bist! —"

„Ich muß noch ein paar Wochen zu Onkel Anton Antonowitsch," antwortete sie, „er wäre sehr böse, wenn ich nicht käme, schreibt er. Aber dann komme ich, Papali. Behalte mich lieb bis dahin!"

Es konnte also Winter werden, bis sie endlich kam. Naydeck jagte weiter, von Ort zu Ort. Am liebsten hätte er eine große Seereise nach Island oder Norwegen gemacht. Aber dann hätte er Maria Virgilias Nachrichten längere Zeit vermissen müssen, und so ließ er es. Er war schon zu abhängig von ihren Briefen. Früher hätte er sich scharf verspottet. Die Briefe eines kleinen Mädchens! Jetzt wurde er sich über diese Abhängigkeit nicht einmal recht klar. Er liebte diese Briefe, den feinen Resedaduft, der dem Papier anhaftete, die schön ge-

schwungene Handschrift. Sie auf Wochen entbehren — unmöglich —, nein, das wollte er nicht, konnte es vielleicht gar nicht mehr.

In Luzern blieb er zum ersten Male etwas länger. Im „Cercle des Etrangers" traf er eines Abends ein Ehepaar von Stocklar; und er wußte es sofort: die Frau hatte er schon einmal im Leben gesehen. Aber wann und wo nur? Er konnte nicht darauf kommen. Es beschäftigte ihn so, daß er öfters mit Absicht eine Begegnung suchte. Auch Frau von Stocklar schien ihn manchmal nachdenklich, fast prüfend anzusehen. Wo hatte er nur diese große, blonde, nicht weiter hübsche, aber recht elegant aussehende Frau schon einmal gesehen? Die Frage ließ ihn gar nicht mehr los, beschäftigte ihn fortwährend. Dann lernte er schließlich das Ehepaar kennen. An einem Abend saß er mit Frau von Stocklar in einer Nische des Klubsaales, alle andern spielten. Es war spät geworden, ging schon auf Mitternacht. Er zog sein Zigarettenetui, und sie sah ihn über die ersten Rauchwolken hinweg sinnend an, indem sie den Kopf leicht auf die Hand stützte:

„Ich habe einmal einen Herrn gekannt, dem sehen Sie merkwürdig ähnlich, Fürst Woronzeff."

Naydeck ließ es blitzschnell, wie einen eisernen Vorhang, über seine Züge fallen; er sah sie ruhig, fragend an, aber sein Herz schlug heftig.

„Es war in Brüssel," fuhr Frau von Stocklar nachdenklich fort, „ja, richtig, jetzt weiß ich es ganz genau: es war bei einem Abendessen des Bankiers Voßwenkel

in der Rue Stanislaus, da saß mir ein Baron Waldthausen gegenüber — er sah genau wie Sie aus, Fürst."

„Wie amüsant!"

„Amüsant? Nein, seltsam! Wie kann es solche Ähnlichkeit nur geben? Dieser Baron Waldthausen trug zwar keinen Bart und hatte ein Monokel im Auge. Ich erinnere mich so genau dieses Abends, von dem später so viel gesprochen wurde. Nach dem Essen saßen wir alle im Zimmer des Hausherrn. Man unterhielt sich über Hellsehen und Hypnose. In die lebhaft gewordene Debatte griff ein Herr ein, des Namens erinnere ich mich nicht mehr. Er behauptete hypnotisieren zu können, gab dann auch gleich einige verblüffende Proben seiner Kunst zum besten. Eine Dame, die Frau des Rennstallbesitzers Lejeune, tanzte den Tanz der Salome im hypnotischen Schlaf, und zwar so hinreißend schön, wie ich ihn nie auf der Bühne gesehen habe. Man glaubte, das blutige Haupt Johannes des Täufers zu sehen, so geheimnisvoll hob sie das Tuch von der Schüssel. Vorher hatte sie auf Fragen geantwortet, daß sie diese Straußsche Oper überhaupt nicht kenne, und hatte lachend eingestanden, ihr sei Johannes der Täufer in Verbindung mit Salome ein ziemlich vager Begriff. Ist das nicht seltsam, Fürst?"

„Für uns Laien wohl, meine gnädige Frau; dem Mann von Fach wird es nichts Seltsames sein. Ich könnte Ihnen aus Indien noch viel merkwürdigere, ja rätselhafte Dinge erzählen."

„Das mag sein, Fürst Woronzeff. Aber wir standen

damals alle unter dem Eindruck des Übernatürlichen. Aber hören Sie nur weiter. Es wurde dann ein Herr hypnotisiert. Er vergaß seinen Namen, seine Stellung, seine Frau, seine Kinder, behauptete steif und fest, er hieße so und so, sei Heizer auf einem Ozeandampfer und habe drei Frauen, eine in Hongkong, eine auf Sumatra und eine dritte in Buenos Aires, glaube ich. Als man seine Angaben bezweifelte, wurde er fast unangenehm! Er wurde schnell geweckt, und wir lachten alle sehr. Zuletzt wandte sich der Hypnotiseur an Frau Voßwenkel. Sie war gleich bereit, als Medium zu dienen, schloß die Augen und versank bald in tiefen Schlaf. Es wurde ihr befohlen, dem Baron Waldthausen, der am Kamin lehnte, etwas zu schenken, was ihr besonders wertvoll sei. Es ging ein Raunen durch die Versammelten: alles glaubte, es würde sich womöglich um einen Kuß handeln. Frau Voßwenkel war jung und hübsch, erst seit kurzem verheiratet, ihr Mann sollte eifersüchtig sein wie ein Pascha — man fand den Scherz reichlich gewagt. Aber was nun geschah, war ganz harmlos. Frau Voßwenkel löste nur ihren prachtvollen Schmuck, eine Kette glasheller Brillanten, mit Smaragden von großer Schönheit durchsetzt, von ihrem Halse und reichte sie dem Baron Waldthausen. Sie tat dies mit einer liebenswürdigen Geste, als schenke sie ihm irgendeine belanglose Kleinigkeit. Dann wurde sie aus dem Schlaf geweckt, Baron Waldthausen gab ihr mit einer Verbeugung das Halsband zurück, man spendete lebhaften Beifall! —

Erst nach Tagen merkte Frau Voßwenkel, daß das Halsband vertauscht worden war: sie hatte eine vorzügliche Imitation für ihren echten Schmuck zurückerhalten."

Frau von Stocklar war während des Erzählens in eine gewisse Erregung gekommen. Naydeck hielt den Kopf leicht gesenkt, blickte auf die Zigarette in seiner Hand. Tausend Gedanken jagten sich in seinem Kopf! Es stimmte alles! Brüssel, der Bankier Voßwenkel, seine Frau, der Baron Waldthausen — alles stimmte, er hätte es selbst nicht besser erzählen können als diese Frau ihm gegenüber.

Es war damals nach einer der traurigsten Epochen seines Lebens. Drei Monate Untersuchungshaft in Paris lagen hinter ihm, als er mit seinem letzten Gelde nach Brüssel kam und dort einen gewissen Marteaux kennenlernte, der ihm mit Geld aushalf. Sie hatten sich dann beide, kühn und geschickt, in die ersten Kreise der Brüsseler Gesellschaft einzuschleichen gewußt. Es war ihnen infolge ihres Ansehens — Marteaux war ein Südfranzose aus guter Familie —, ihrer tadellosen Manieren, ihres Geldes, nicht allzu schwer geworden. Marteaux, ein geschickter Hypnotiseur, war ein gefährlicher Mensch. Nur der Not gehorchend hatte Naydeck gemeinsame Sache mit ihm gemacht. Das Halsband der Frau Voßwenkel war damals noch viel wertvoller gewesen als sie beide gedacht hatten. Naydeck hatte sich von dem Erlös des Schmuckstücks, das man in Amerika verkauft hatte, lange über Wasser halten können.

„Was wurde daraus?“ fragte Naydeck jetzt und zwang sich, Frau von Stocklar ruhig in die Augen zu sehen. Er erinnerte sich jetzt auch ganz genau, sie hatte ihm an jenem Abend bei Tisch gegenüber gesessen.

„Nichts!“

Frau von Stocklar hob leicht die Schultern.

„Das Halsband war und blieb verschwunden und mit ihm dieser Baron Waldthausen und sein Komplize, der Hypnotiseur.“

Naydeck zerdrückte umständlich seine Zigarette in dem Aschbecher, entnahm seinem Etui eine neue:

„Wie fatal! Übrigens nicht besonders angenehm, solchem Gauner ähnlich zu sehen!“

Leichthin sagte er es, mit leiser Ironie. Frau von Stocklar betrachtete einen ihrer kostbaren Ringe, schob ihn hin und her, die Bemerkung schien sie überhört zu haben:

„Sie sehen ihm so ähnlich, diesem Baron Waldthausen, Fürst Woronzeff, daß ich im ersten Moment, als ich Sie sah — seien Sie mir bitte nicht böse — ernstlich an die Polizei dachte! Es war tatsächlich so. Ich sagte es gleich meinem Mann. Aber er lachte mich aus; er wußte schon, wer Sie waren.“

Naydeck überrann es kalt. Um Haaresbreite war eine große Gefahr an ihm vorbeigegangen! Was wollte nun diese Frau? Hatte sie immer noch leise Zweifel? Nur größte Kaltblütigkeit konnte die gefährliche Lage retten. — Ein etwas hochmütiger, sehr überlegener Blick streifte seine Nachbarin.

„Eigenartig," sagte er nachdenklich, „da habe ich nun solche Ähnlichkeit mit einem wildfremden Menschen, und meine Tochter zum Beispiel ist hellblond, gerade das Gegenteil von mir. Dabei war meine verstorbene Frau auch brünett. Meine Tochter ist jetzt achtzehn Jahre alt, ich hoffe, sie bald hier zu haben. Momentan ist sie bei meinem Bruder in Rußland. Sie fehlt mir recht, ich bin es gewöhnt, sie um mich zu haben."

Bei diesen Worten sah er gleichgültig über die Menschen am Spieltisch hin; dann blickte er Frau von Stocklar an. Sie wurde etwas verlegen.

„Ich weiß gar nicht so recht, warum ich Ihnen die Geschichte erzählt habe, Fürst Woronzeff. Eigentlich war es töricht, sie zu erwähnen. Aber ich stand so ganz unter dem Eindruck dieser merkwürdigen Ähnlichkeit, daß ich gar nicht recht zum Überlegen kam. Ich fürchte, mein Mann wäre sehr ungehalten, wenn er davon wüßte. Bitte, erwähnen Sie es ihm gegenüber doch nicht!"

Sie schien etwas nervös.

„Ihr Wunsch ist mir Befehl," sagte Naydeck, indem er sich verbindlich verneigte, „obwohl es mich eigentlich interessiert hätte, auch Ihren Herrn Gemahl über diese merkwürdige Ähnlichkeit urteilen zu hören. Aber Frauenwille — Gotteswille!"

Frau von Stocklar sah etwas unsicher an ihm vorbei.

„Wollen wir heute abend unser Glück noch einmal am Spieltisch versuchen?" lenkte er ab. „Ich habe so das Gefühl, als würde ich heute Chance haben."

Er blieb noch acht Tage, wollte keine Eile zeigen, ja, es traf sich sogar, daß er zusammen mit den Stocklars abfuhr. Sein Weg ging nach Wien, jene reisten nach Lugano. Als er sich in der Halle des Hotels abschiednehmend über Frau von Stocklars Hand neigte, fühlte er noch einmal deutlich, einer Gefahr entgangen zu sein, und er atmete erleichtert auf, als er in seinem Auto saß, das ihn schnell dem Bereich dieser Frau entführte. —

In Wien schrieb er an den Fürsten Anton Antonowitsch Woronzeff:

„Behalte Maria Virgilia nicht zu lange; ich schicke sie Dir lieber bald einmal wieder."

Seine Sehnsucht nach ihr war größer geworden mit jedem Tag, den sie ihm fern war, seine Gedanken beschäftigten sich fast ausschließlich mit ihr, kamen gar nicht mehr von ihr los. —

Aber es wurde dann doch Januar, bis sie endlich zurückkehrte.

Naydeck sah elend und abgehetzt aus. Maria Virgilia fiel es gleich auf, als sie in Berlin ankam. Sie aber war noch viel schöner geworden, fand er. Angstvoll suchte er in ihren Zügen; war da irgendein neuer Zug, den sie früher nicht gehabt? Nein, seine Sorge war unnötig. Ihre goldbraunen Augen sahen ihn wie einst an, er konnte sich beruhigen: dieser junge Orloff war ihr sicher nicht gefährlich geworden.

Er drückte seine Lippen auf ihre Hand, führte sie an seine Augen, sie lächelten sich glücklich an. Maria Virgilia saß wie einst an seiner Seite.

Er aber kämpfte einen harten Kampf! Seine Liebe zu ihr schützte ihn und sie. Er war auf der Hut, fand die Kraft, harmlos zu scheinen und alles zu vermeiden, was dieses junge, vertrauende Herz beunruhigen konnte. Und sie ging im innigsten Vertrauen lächelnd am Abgrunde eines verlorenen Lebens, und das Glück kindlicher Liebe lag auf ihren schönen Zügen! —

Zehntes Kapitel

„Sieh da, Fürst Woronzeff! Sie haben sich zwar verändert, Gregor Antonowitsch, aber doch nicht so sehr, daß ich Sie nicht auf den ersten Blick erkannt hätte. Wie geht es Ihnen, Fürst?"

Mit diesen Worten trat ein großer, eleganter Mann plötzlich Unter den Linden auf Naydeck zu. Der erschrak heftig. Hatte er doch keine Ahnung, wer der breitschultrige, schlanke, brünette Mann wohl sein könnte, der da mit freundlichem Lächeln vor ihm stand. Wer in aller Welt konnte es nur sein? Zweifellos gehörte er der guten Gesellschaft an. Gut angezogen, in seinen Manieren die leichte, selbstverständliche, ruhige Art der großen Welt. Wie fatal dieses Zusammentreffen! Wie verhängnisvoll konnte es werden! Es war klar: ein alter Bekannter Woronzeffs. Aber Naydeck wußte nichts, absolut nichts mit dem Mann anzufangen, konnte ihn nicht unterbringen. Die Situation war mehr als peinlich, sie war im höchsten Maße kritisch. Wie konnte

man sich nur mit Anstand aus der Affäre ziehen? All diese Gedanken schossen Naydeck blitzartig durch den Kopf. Aber schon hatte er sich wieder in der Gewalt, erschien ruhig und gelassen.

„Ich muß tausendmal um Verzeihung bitten, ich weiß, wir kennen uns sehr gut. Nur im Moment kann ich Sie nicht unterbringen. Mein Bart hat mich, wie Sie sagen, nicht nur verändert, er ist auch das einzige, sichtbare Resultat eines monatelangen Aufenthalts im Sanatorium und die indirekte Erklärung meiner fast unbegreiflichen Vergeßlichkeit! Nochmals, zürnen Sie mir nicht."

Wie leichtes Erstaunen flog es über die Züge des Fremden.

„Aber lieber Woronzeff, kennen Sie denn wirklich Ihren alten Freund Sascha Galizin nicht mehr?"

„Mein Gott! Alexander Michaelitsch!"

Naydeck rief es aufatmend aus, der andere hatte ihm unbewußt geholfen. Sascha Galizin hatte er sich genannt. Die Galizins waren Prinzen, es gab seines Wissens nur einen einzigen Fürsten Galizin, den Besitzer riesiger Liegenschaften unweit Moskaus. Er hatte ihn einmal flüchtig in Petersburg gesehen, damals schon ein alter, weißbärtiger Herr. Ihm fiel jetzt ein: ein Generaladjutant des Zaren war ein Prinz Galizin. Er hatte ihn nie gesehen, aber von Gregor Woronzeff war er öfters als besonders liebenswürdiger, angenehmer Mann erwähnt worden; er hatte dann von Sascha oder auch von Alexander Michaelitsch gesprochen, und

richtig — jetzt fiel es ihm ein —, er hatte ja zum Tode der Fürstin auch eine Depesche aus Petersburg von Alexander Michaelitsch Galizin bekommen! Sie hatte den Vermerk getragen: „Allerhöchste Angelegenheit", ein Vorrecht der hohen Hofchargen und eine Gewähr für denkbar schnellste Beförderung. Ja natürlich — er erinnerte sich jetzt ganz deutlich. Diesen Alexander Michaelitsch mußte er jetzt vor sich haben, das militärische, dabei so gepflegte Äußere des Fremden paßte mit seiner Vermutung zusammen, er wurde seiner Sache immer sicherer: es konnte nur Prinz Galizin, der Generaladjutant sein.

Blitzartig hatte Naydeck kombiniert! Jetzt faßte er sich mit einer Miene an die Stirn, als könne er sich selbst nicht mehr begreifen:

„Wie ist es nur möglich! War ich denn eben mit Blindheit geschlagen! Nein, wie freue ich mich nur, Sie wieder zu sehen, Sascha! Aber lassen Sie sich zu meiner Entschuldigung erklären: ich hatte Pech beim Segeln... Gehirnerschütterung. Wenig angenehme Monate im Sanatorium liegen hinter mir. Es geht mir wohl wieder leidlich, nur das Gedächtnis hat merkwürdig nachgelassen. Mein Arzt behauptet zwar, es käme alles wieder in Ordnung; hoffentlich behält er recht. Vorläufig sieht es nicht danach aus, manches Mal bin ich wie vor den Kopf geschlagen. Also nochmals: seien Sie mir nicht böse, lieber Prinz! Und nun erzählen Sie bitte, was führt Sie hierher?"

Galizin hatte teilnehmend zugehört:

„Wie leid tut es mir, Sie nicht ganz wohl zu finden, Gregor Antonowitsch. Sie sehen übrigens auch nicht so ganz extra aus! Aber es wird schon alles wieder werden. Schonen Sie sich, parieren Sie Ihrem Arzt, lieber Fürst, und ich bin überzeugt, Sie sind bald wieder der Alte."

Naydeck stand wie auf Kohlen. Wenn er doch nur möglichst schnell und auf gute Art von dem Russen loskommen, dies gefährliche Zusammensein beenden könnte! Aber so ohne weiteres die Unterhaltung abbrechen, das ging nicht, hätte auffallen müssen. So hieß es standhalten. Er zwang sich zu einem Lächeln:

„Sie sind sehr freundlich, Alexander Michaelitsch! Natürlich, es wird alles wieder werden, wenn ich wohl auch noch für einige Zeit auf die Nachsicht meiner alten Freunde angewiesen bin. Aber nun erzählen Sie lieber von sich. Was führt Sie nach Berlin, wenn die Frage erlaubt ist?"

Galizin schaute ein wenig unmutig, zwischen seine dichten, dunklen Brauen schob sich eine kleine Falte.

„Ach, wissen Sie, lieber Fürst, die alte Geschichte! Ich spiele mal wieder den Briefträger. Keine sehr dankbare Aufgabe weiter! Man hört hier Klagen und in Petersburg Vorwürfe! Die hohen Vettern sind sich nie recht einig. Aber was hilft es: man ist Soldat und hat Order zu parieren."

Naydeck wußte, worauf Galizin anspielte; war doch der Briefwechsel zwischen den beiden Herrschern bekannt. So nickte er verständnisinnig:

„Ich kann mir denken, es mag nicht besonders amüsant sein, den Postillon d'amour zu spielen. Wie geht es übrigens der Zarin? Man hört so verschiedene Urteile über ihr Befinden?"

„Die Kaiserin ist gütig wie immer," erwiderte Galizin, „aber sie wird gegen ihre Umgebung immer verschlossener. Leider gerät sie von Tag zu Tag tiefer in die Abhängigkeit dieses Halunken, dieses Rasputin; wir sehen es alle als ein großes Unglück an. Aber seitdem er dem Zarewitsch beim letzten Anfall wirklich helfen konnte, sieht die verängstigte Mutter so etwas wie einen Heiligen, ein auserwähltes Werkzeug Gottes in dem Mönch. Auch der Zar steht unter seinem Einfluß. Rasputin ist heute einer der mächtigsten Männer Rußlands. Für uns ist die Lage alles andere als angenehm. Man muß dem Kerl den Hof machen, wenn man ihm nicht weichen will."

Die Herren waren im Plaudern bis zur Ecke der Charlottenstraße gekommen, wollten gerade zum Mittelweg der Linden herübergehen, als die Menge der Spaziergänger zum Rande des Trottoirs flutete: berittene Schutzleute tauchten auf, schwache Hurrarufe schallten herüber, Autos, Droschken, Equipagen hielten an. Die Herren schauten sich um: dort, an der Kranzlerecke, auf dem schmalen Reitweg tauchte eine Reiterkavalkade auf, an der Spitze der Kaiser, in weißer Mütze und dem Interimsrock der Gardedukorps, auf einem mächtigen Schwarzbraunen, hinter ihm einige Generale und Adjutanten, so galoppierten sie heran.

Entblößte Häupter, sich verneigende Damen ringsum. Das scharfe Auge des Kaisers flog über die Menge. Da fiel sein Blick auf Galizin. Er nickte ihm zu, hob den Zeigefinger der rechten Hand halb zum Mützenrand, parierte sein Pferd so scharf, daß die Herren des Gefolges fast vorbeischossen.

„Guten Morgen, lieber Prinz!" rief er ihm zu. Galizin eilte hinzu, das Publikum betrachtete den Vorgang mit gespannter Aufmerksamkeit. Vom Pferde herunter reichte der Kaiser dem Russen die Hand. Der Prinz verbeugte sich tief. Die schönen, blauen Augen des Herrschers sahen ihn freundlich an:

„Die Kaiserin erwartet Sie heute zum Tee. Sie sollen — glaube ich — alles mögliche für die Nichten in Petersburg mitnehmen. Sie werden sich wohl als etwas verspäteter Weihnachtsmann frisieren lassen müssen, lieber Prinz."

Galizin verneigte sich ehrerbietig:

„Alleruntertänigsten Dank, Euer Majestät. Ihre Majestät hatten die Gnade, mich für fünf Uhr zu befehlen."

„Die Kaiserin wird sich freuen, Sie zu sehen. Auf Wiedersehen heute abend, lieber Prinz, beim Diner!"

Ein leiser Schenkeldruck. Aus dem Stande fast sprang der Schwarzbraune an. Schnell entschwand der hohe Herr mit seiner glänzenden Suite den Blicken.

Galizin ging mit Naydeck rasch über die Straße, um den neugierigen Blicken des Publikums zu ent-

gehen. Die Herren schlugen den Weg zum Pariser Platz ein.

Galizin hatte einen Moment in Gedanken geschwiegen, dann sagte er: „Entweder ist am deutschen Volk viel mehr dran als am russischen, oder die Polizei ist hier viel besser als bei uns. Man wundert sich immer wieder, wenn der Kaiser hier so ruhig wie ein Privatmann durch die Straßen reitet und sogar gelegentlich anhält, um jemanden anzusprechen. Für den Zaren ist es doch jedesmal ein Opfer, wenn er — fast wie ein Gefangener eskortiert — durch die Straßen Petersburgs rast."

Naydeck nickte:

„Man versteht es auch gar nicht, wie der Zar bei diesen Zuständen immer noch halbwegs die Nerven behalten kann."

„Unter uns, lieber Fürst," erwiderte Galizin, „damit ist es auch schlecht genug bestellt. Ausfahrten werden vermieden, wenn sie nicht unbedingt sein müssen. Es geht dem Zaren nicht gut. Man spricht auch von Krieg, — hinter den Kulissen natürlich —, und wenn dann einmal ein Wort bis zu ihm dringt, hat seine Umgebung keinen leichten Stand."

Naydeck hatte interessiert zugehört. Aber er hätte nun doch gern dieses unfreiwillige Zusammensein, das — man konnte schließlich nicht wissen — immer noch gefährlich werden konnte, beendet. Nur nicht etwa die Unterhaltung auf das politische Gebiet kommen lassen, dann konnte es leicht ins Uferlose führen.

„Ich habe mir das schon öfters erzählen lassen, Prinz. Es mag nicht immer ganz leicht sein, in unmittelbarer Nähe der Allerhöchsten Person zu sein."

„Nein, wahrhaftig," Galizin sagte es seufzend, „es hat manchmal wirklich seine Schattenseiten, im Allerhöchsten Dienst zu stehen."

„Ich kann es mir denken, Sascha," stimmte Naydeck zu, „es mögen mehr Dornen an Ihrem Wege wachsen, als der Fernstehende ahnt. Aber es blühen Ihnen doch auch manche Rosen. Der Lebenskunst des Einzelnen ist es vorbehalten, der Dornen nicht zu achten und sich der Rosen zu freuen."

„So ist es, Woronzeff. Und überdies bin ich Soldat; das ist immer noch der bequemste Beruf. Man hat zu gehorchen und sich nicht weiter den Kopf zu zerbrechen. — Wie schade, daß wir uns erst heute trafen! Leider bin ich auf dem Sprunge, wieder abzufahren. Morgen früh, vor Tagesgrauen, geht mein Zug. Wie gerne wäre ich nochmal mit Ihnen zusammen! Aber heute ist leider jede Stunde besetzt. Zu schade wirklich! Aber ich habe ja noch gar nicht nach der Prinzessin gefragt! Wie geht es ihr denn? Wo ist sie, die reizende, kleine Prinzessin?"

„Dank für die Nachfrage. Aber Sie werden erstaunt sein, wenn Sie die ‚kleine Prinzessin' sehen würden! Aus dem Backfisch ist eine junge Dame geworden, und diese junge Dame befindet sich bei mir im Adlon, lieber Alexander Michaelitsch, und würde sich sicher sehr freuen, einen alten Bekannten wiederzusehen."

„Sehen Sie mal an!" Der Prinz schien sichtlich erfreut. „Dann muß ich unbedingt dieser jungen Dame guten Tag sagen. Selbstverständlich muß ich das. Um ein Uhr habe ich ein langweiliges Frühstück auf der Botschaft, den ganzen übrigen Tag bin ich im Geschirr. Darf ich jetzt schnell einen Moment mit heraufkommen?"

Naydeck verbeugte sich leicht.

„Sie werden Maria Virgilia eine große Freude machen."

Die Herren betraten das Vestibül des Hotels. Der alte Herr Adlon, der gerade in der Halle stand und der den Prinzen Galizin schon lange kannte, eilte herbei, um die vornehmen Gäste zu begrüßen.

„Sieh da, Herr Adlon!" rief Galizin in fließendem, ein wenig hartem Deutsch. „Sie sind ganz der alte, frisch und jugendlich. Ich mußte diesmal bei uns auf der Botschaft wohnen; aber wenn ich das nächste Mal in Ihrem schönen Berlin sein werde, komme ich wieder zu Ihnen."

Der berühmte, alte Hotelier verbeugte sich geschmeichelt.

„Euer Durchlaucht sind sehr gütig. Es wird mir immer eine ganz besondere Ehre sein, wenn Euer Durchlaucht über mich und mein Haus verfügen wollen."

„Wissen Sie zufällig, Herr Adlon," fragte Naydeck, „ob die Prinzessin zu Hause sein mag?"

„Vor zehn Minuten etwa sind Ihre Durchlaucht, die Prinzessin-Tochter, ausgefahren, wollten aber um ein Uhr spätestens wieder hier sein."

„Wie schade", rief Galizin aus. „Herr Adlon, lassen Sie es sich gut gehen und auf Wiedersehen in einigen Monaten."

Der Hotelier zog sich zurück.

„Also dann legen Sie mich bitte der Prinzessin zu Füßen, Gregor Antonowitsch. Es tut mir zu leid, Maria Virgilia nicht zu sehen. Ich habe sie als entzückende kleine Schönheit in Erinnerung."

Naydeck lächelte.

„Als Vater ist man befangen. Aber ich glaube, die Blüte hält, was die Knospe versprach. Im nächsten Winter will ich Maria Virgilia wieder zu den Verwandten nach Moskau schicken. Sollten Sie sie dann treffen, nehmen Sie sich ihrer bitte etwas an."

„Mit ganz besonderem Vergnügen, Gregor Antonowitsch! Die Prinzessin muß dann nach Petersburg kommen. Die Kaiserin wird entzückt sein, sie zu sehen. Und ich werde mir eine wirkliche Freude daraus machen, sie auch über das allerglatteste Parkett sicher zu geleiten."

„Tausend Dank, mein Prinz! Sie sind außerordentlich liebenswürdig."

Ob die Unterhaltung nun nicht endlich zu Ende sein sollte? Aber Galizin zögerte noch. Naydeck konnte nicht umhin, ihn noch zum Bleiben zu nötigen.

„Setzen Sie sich noch einen Moment zu mir, Prinz."

„Gerne, Woronzeff. Einen Augenblick habe ich noch Zeit. Vielleicht kommt die Prinzessin auch eher zurück, und ich habe die Freude, sie doch noch zu sehen. Wenn

es Ihnen recht ist, setzen wir uns hier in die Halle. Lassen Sie sich noch schnell die neueste Geschichte von Sergei Alexandrowitsch erzählen. Oder kennen Sie sie schon? Mit dem Souper in der Eremitage? Nein? So hören Sie denn: er gibt ein opulentes Souper in einem Salon paré der Eremitage. Seine Freunde wunderten sich: er hat die penibelsten und frömmsten Leute dazu geladen, lauter Menschen, die als die verkörperte Tugend durchs Leben wandeln. Das Essen, wie immer in der Eremitage, über alles Lob erhaben, die Weine ausgezeichnet. Die Stimmung wird immer fröhlicher, die Liebenswürdigkeit des hohen Gastgebers immer hinreißender. Kurz, alles verläuft ausgezeichnet, selbst die verknöchertsten Geheimräte tauen auf. Zum Dessert schleppen die Diener plötzlich ein Riesenostereі aus Rosen herbei, stellen es mitten auf die Tafel. Die Dienerschaft verschwindet, die Lampen verlöschen, nur das Riesenei ist strahlend beleuchtet. Leise, einschmeichelnde Musik ertönt. Sergei Alexandrowitsch bittet den Tugendreichsten unter den Tugendhaften, das Ei zu öffnen. Er tut es ahnungslos, und — horribile dictu — der Schale entschlüpft zwar kein Kücken, dafür aber Mademoiselle Laroche vom Ballett, im altmodischsten Kostüm der Welt, nämlich als Eva, und fängt an, zwischen dem Silber und Kristall der Tafel zu tanzen. —

Der Eindruck soll unbeschreiblich gewesen sein! Tiefste Entrüstung der Tugendwächter! Aber vor lauter Entrüstung vergaßen sie die Augen zuzumachen,

konnten sie — im Gegenteil — gar nicht weit genug aufreißen, wie ich hörte.

Nicki hat den humorvollen Sergei dann schleunigst auf eine Weltreise geschickt, hat aber schließlich denn doch über seine moraltriefenden Geheimräte herzlich lachen müssen.

Sie sehen, unser altes Petersburg ist immer noch, wenn auch manchmal etwas barbarisch, so doch amüsant. Und nun leben Sie wohl, lieber Fürst! Lassen Sie es sich recht, recht gut gehen, pflegen Sie sich ganz gesund, legen Sie mich der Prinzessin zu Füßen, sagen Sie ihr viel Schönes von mir und bringen Sie sie am besten selbst unsern allergnädigsten Herrschaften. Auf Wiedersehen, alles Gute! Ich muß mich eilen, sonst wird mir die Suppe auf der Botschaft kalt."

Naydeck sah der hohen, breitschultrigen Gestalt Galizins, die eben in der Drehtür verschwand, aufatmend nach! Plötzlich fühlte er sich wie zerschlagen. Nur mit aller Energie hatte er diesem Zusammensein standgehalten; aber es hatte ihn aufs äußerste angegriffen! Alle Selbstbeherrschung und Komödiantenkunst, deren er fähig war, hatte er aufwenden müssen. Jetzt aber, da er wieder allein war, überkam ihn ein Zustand völliger Erschöpfung. Dies fortwährende Versteckspielen, wie furchtbar war es doch! Überall stand das Verderben neben ihm, von allen Seiten, aus allen Ecken konnte es hereinbrechen. Er war und blieb ein gehetztes Wild. Konnte die verlorene Spur nicht jeden Augenblick gefunden werden? War nicht jeder Tag, den er lebte,

wie ein Geschenk, auf das er kein Anrecht hatte, das er dem Betrug verdankte? War sein ganzes Sein nicht trotz allen äußeren Glanzes nur jammervoller Schein, sein ganzes Leben doch nur ein Tanz auf dem Drahtseil?

Er dachte an Maria Virgilia. Welch Gegensatz zwischen ihm und ihr! Sie, voll unberührter Reinheit, — er, verstrickt in Betrug, verkommen in Lüge und Schuld. Schweren, müden Schritts ging er die wenigen Stufen bis zu seinen Zimmern hinauf. Ein Glück, daß sie jetzt nicht zu Hause ist, dachte er. Little mußte ihm Whisky und Soda bringen. Der Diener wunderte sich längst nicht mehr, wenn sein Herr jetzt öfters zu den unmöglichsten Tageszeiten dieses starke Getränk befahl. Er hatte sich daran gewöhnt, es immer bereitzuhalten. Nun mischte er ein großes Glas. Als Little gegangen war, goß Naydeck einen tüchtigen Schuß Whisky nach und stürzte den kalten, mousserenden Trank durstig herunter. Das tat gut, schlug nieder! Er zog die Uhr: noch zwanzig Minuten bis Maria Virgilia zurückkam. Zeit genug, um ein wenig zu ruhen. Er zündete eine seiner schweren, langen Zigaretten an und streckte sich müde auf die Chaiselongue.

Maria Virgilia freute sich, von Galizin zu hören. Es tat ihr leid, den alten Freund ihrer Kindheit verfehlt zu haben. Wie gerne wollte sie sich im kommenden Winter in Petersburg seiner Führung überlassen. In Gedanken sah Naydeck strahlend erleuchtete Säle, schimmernde Toiletten, goldstrotzende Uniformen, viel

schöne Frauen. An all dem durfte er keinen Teil haben, mußte sie allein gehen lassen, mußte sich darin ergeben, andere Einfluß, vielleicht gar Macht über sie gewinnen zu sehen. An diesen jungen Orloff mußte er plötzlich wieder denken. Und jetzt konnte er eine Frage, die ihm schon seit langem auf den Lippen lag, die er aber aus einer gewissen Scham immer wieder unterdrückt hatte, nicht länger zurückhalten. Der Wunsch, Gewißheit darüber zu erlangen, daß zwischen ihr und diesem Russen nichts, aber auch gar nichts sei, war zu mächtig in ihm.

Ein leichter Schatten hatte sich bei Nennung des Namens auf Maria Virgilias klare Züge gelegt. Naydeck sah es mit Genugtuung.

„Oh — dieser Michael Alexejewitsch, Papali! Wir waren gute Kameraden, bis — nun, bis —"

„Nun, Gilia, bis? Nahm er sich etwas gegen dich heraus?"

Naydecks Gesicht hatte sich leicht gerötet, er sah sie aufmerksam an.

„O nein, Papali," sagte sie halb lachend, halb erstaunt, „ganz etwas anderes. Nein, das nicht. Aber es war sehr häßlich und brutal, was er tat. Als wir eines Tages von den Exerzierplätzen kamen und durch die Preobraschenskaja-Vorstadt nach Hause ritten, schlug er ein armes, blasses Blumenmädchen, weil ihr Betteln ihm lästig war. Das arme, kleine Ding! Blutrot lief der Streich in dem schmalen Gesichtchen an. Seitdem mag ich ihn nicht mehr! Alles hat er versucht, mich

zu versöhnen. Selbst seinen Lieblingshund, den Asmodey, einen wundervollen Barsoi, wollte er mir schenken. Er hat ihn selbst vom Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch aus seinem berühmten Zwinger bei Tula zum Geschenk bekommen, und er hängt sehr an dem Tier. Aber ich sagte ihm, ich wolle den Hund nicht haben. Er könne bei mir bleiben, solange ich in Moskau sei. Mitnehmen würde ich den Asmodey nicht."

Maria Virgilia nestelte aus ihrem Ledertäschchen einen achtlos zusammengefalteten Brief hervor und reichte ihn Naydeck hinüber.

„Den habe ich übrigens gerade heute von Vetter Michael bekommen. Willst du ihn lesen, Papali?"

Naydeck konnte nicht widerstehen. Er las die großen, kräftigen Schriftzüge, die das dicke Papier mit dem Orloffschen Wappen bedeckten:

„Liebste, schönste Kusine!" schrieb Michael Orloff. „Die Sonne ist untergegangen, seit Du Moskau verließest. Ein Armer, Verlassener sehnt sich Tag um Tag nach Dir! Wo sind unsere schönen Ritte, unsere Feste? Jassák schaut umsonst nach seiner Reiterin aus, Asmodey liegt traurig neben meinem Schreibtisch, die kleine Tania weint. Solltest Du mir immer noch nicht ganz verziehen haben, Maria Virgilia, so küßt ein reumütiger Sklave, um Vergebung flehend, Deine schönen Hände.

Neige Dich gnädig Deinem
getreuen Diener und Vetter
Michael Alexejewitsch Orloff."

Naydeck sah fragend auf.

„Wer ist Tania?"

„Das kleine Blumenmädchen aus der Vorstadt, Papali. Ich habe sie aus schrecklichen Verhältnissen herausgeholt. Tante Natascha war so gut. Sie hat sie dann zu dem Gärtner gegeben, der hat keine Kinder, und sie hilft nun bei den Blumen und hat es sehr gut. — Und ‚Jassák' ist Michaels Vollblüter. Er ist sehr schön, aber ‚Formidable' ist mir viel lieber."

Naydeck nickte ihr freundlich zu, reichte den Brief zurück und sagte ablenkend:

„Unsere Pferde haben in letzter Zeit gute Tage gehabt. Morgen wollen wir, wenn es dir recht ist, einen längeren Ritt machen. Sonst bekommt dein Schimmel zu viel Stallmut."

Er hatte im Bendlertattersall für Maria Virgilia einen Vollblutschimmel gekauft, den Oskar Stensbeck, der beste Bahnreiter Deutschlands, selbst gearbeitet hatte. „Formidable" sollte eigentlich Leibpferd in Darmstadt werden. Aber Naydeck hatte den Schimmel gut bezahlt und sich selbst einen hochgezogenen ostpreußischen Schwarzbraunen gekauft. Sie ritten fast alle Tage zusammen. Anmutig, mit der nachlässigen Sicherheit der geborenen Reiterin, saß Maria Virgilia zu Pferde. „Formidable" war gar nicht so ganz einfach zu reiten. Aber unter der weichen Hand seiner schönen Herrin ging er willig und artig.

Auch heute hielten sie — wie meistens nach dem Frühstück — erst ihr Plauderstündchen oben in Nay-

decks Salon. Der ganze Tag war so ausgefüllt, daß ihnen diese ungestörte Zeit nach dem Frühstück ein liebes Bedürfnis geworden war. Sie sprachen dann oft traulich, ja, zärtlich miteinander. Maria Virgilia kam dann meist rasch in die Vergangenheit und schwelgte in Erinnerungen an ihre schöne Kindheit in der geliebten Heimat. Namen klangen an Naydecks Ohr vorüber, für sie bedeutungs- und erinnerungsvoll, für ihn ein leerer Schall, nur durch sie von Bedeutung, sonst tot und leer. Nur ihre vollkommene Harmlosigkeit konnte ihn davor bewahren, sich Blößen zu geben. Nadia Alexandrowna, Xenia Nikolajewna, der lustige Onkel Boris Michailitsch, die gute alte Lisaweta, der taube Grischka, der seinen Bart immer so schlecht färbte, so daß er in allen Farben schattierte. „Wjun", der zahme Fuchs, Mademoiselle Dubois, die französische Gouvernante, das wichtigste Ereignis ihrer Kindheit, der Besuch des Zaren zur Jagd in Baltschara. Naydeck fühlte dann schmerzlich, wie er ihr auf all diesen Wegen nicht folgen konnte. Sein sonst so scharfer Verstand versagte, und übrig blieb nur ein leises, unsicheres Tasten des Herzens. — Auch jetzt wieder sprach Maria Virgilia von ihrer Kindheit. Aber sie hatte heute an Naydeck keinen aufmerksamen Zuhörer. Das Zusammentreffen mit dem Prinzen Galizin wirkte noch in ihm nach. Die alte Unrast war wieder über ihn gekommen: am liebsten wäre er abgereist!

Er wandte den dunklen Kopf, sah zum Fenster hinaus. Es schneite seit einer Stunde, dichte, weiße

Flocken fielen zur Erde. Aber sie wurden nicht zur weichen, warmen Decke: im Berühren des Bodens zerflossen sie zu trübem, schmutzigem Grau. Nur auf dem Dach des Brandenburger Tores lag eine dicke Schneedecke, die Pferde des Siegeswagens trugen weiße Schabraken, die Göttin einen Hermelinumhang. — Da trat Little ein, um die dicken, gelbseidenen Vorhänge zu schließen. Der Wind lag auf den Fenstern, es zog ein wenig. Aber Naydeck winkte ab:

„Lassen Sie bitte noch offen, Little."

„Sehr wohl, Euer Durchlaucht."

Maria Virgilia stichelte an irgendeiner feinen Handarbeit für die Tante in Moskau. Er nahm sie ihr fort:

„Du verdirbst dir die Augen, Gilia. Was meinst du, wenn wir für ein paar Wochen nach Dietrichsdorf gingen? Schlittenfahren, Jagd auf Rotwild und Sauen, Reiten im Schnee. Ich denke mir das hübsch."

Sie fand die Idee herrlich, stimmte begeistert zu, und schon am nächsten Tage fuhren sie nach Schlesien.

* *
*

Maria Virgilia stand oben an der Treppe und ließ sich von der Kammerfrau den Pelzmantel um die schönen Schultern legen. Sie sah überaus reizvoll aus. Ihr Kleid aus gelblichen, echten Spitzen floß in einfacher Linie an der schlanken Gestalt herab. Im Gürtel war eine mattrosa Rose befestigt, das blonde Haar lag

schlicht um den feinen Kopf, um den Hals schlang sich als einziger Schmuck eine Kette wundervoller Perlen.

Naydeck, der am Fuß der Treppe stand, um ihr Lebewohl zu sagen, ehe sie zum Kasinoball der Dragoner in Z. fuhr, nahm das anmutige Bild entzückt in sich auf. Frau von Luers, die neue Hausdame, war schon fertig. Sie sollte Maria Virgilia begleiten. Er hatte unter irgendeinem Vorwand abgesagt, wollte er doch der Marter entgehen, Maria Virgilia wieder von einem Arm in den andern fliegen zu sehen, eine Qual, die er in diesen Wochen, seit sie in Dietrichsdorf waren, schon öfters hatte ertragen müssen; denn die Einladungen für den interessanten Fürsten Woronzeff und seine reizende Tochter häuften sich. Sie waren beim Regierungspräsidenten, im Kasino der Dragoner, beim Grafen Pragwitz in Hohenstein, beim Landrat von Wedern und noch vielen andern gewesen. Das alles war ihm zu viel geworden, brachte auch immer wieder Aufregungen und weckte Erinnerungen aller Art, die ihm lästig waren. So hatte er Frau von Luers ins Haus genommen: eine Begleitung mußte Maria Virgilia haben. Maria Virgilia genoß ihr Leben in vollen Zügen, ihr schien dies Dietrichsdorf eine reizende Abwechslung. Der Ball heute sollte der letzte im Jahre sein. Der Winter hatte zwar sein Regiment noch nicht abgetreten, vom Frühling war noch nicht viel zu spüren. Der Wind pfiff immer noch eisigkalt. Franz stand mit Fußsäcken und Pelzdecken bereit, obwohl das Auto leicht durchwärmt war. Maria Virgilia setzte den schmalen Fuß

im weißen Atlasschuh auf das Trittbrett des Wagens, da wandte sie sich nochmals zurück:

„Bist du noch auf, wenn ich zurückkomme, Papali? Bitte, warte doch auf mich, wenn du nicht zu müde bist."

Ein Windstoß riß ihm die Antwort von den Lippen, er winkte mit der Hand, — nur schnell, sie konnte sich sonst erkälten, unter dem weißen Pelz schimmerte das dünne Kleid. Sie war auch schon in den Wagen geschlüpft, Franz breitete die weiche Pelzdecke sorgfältig über ihre Knie, der Motor sprang an, der Wagen glitt fast lautlos in die Nacht hinein. Naydeck sah ihm nach, wie er um den großen Rasenplatz fuhr, die Scheinwerfer warfen ihr grelles Licht auf den Kiesweg, jetzt bog er in die Lindenallee ein, entschwand seinen Blicken. Dann aß er allein zu Abend. Aber es schmeckte ihm nicht, Maria Virgilia fehlte ihm. Später versuchte er in seinem Zimmer zu lesen. Aber es wollte nicht so recht gehen. Eine seltsame Unruhe hatte ihn ergriffen. Einmal öffnete er die Tür zur Halle, es war so still im Hause. Er lauschte auf diese Lautlosigkeit. Sie bedrückte ihn. Vielleicht hätte er doch mitfahren sollen; noch immer besser, als an einem solchen Abend, der gar kein Ende nehmen wollte, allein zu sein mit den trüben Gedanken. Erst elf Uhr! Vor ein Uhr würde sie kaum zurück sein.

Noch zwei lange Stunden! Dies tatenlose Warten wurde unerträglich, mußte irgendwie ausgefüllt werden. Aus dem Geheimfach seines Schreibtisches nahm er einige dicht beschriebene Bogen. Ohne sich selbst recht

klar zu sein, warum es geschah, schrieb er seit einiger Zeit Wichtiges aus seinem Leben nieder. Er griff zur Feder; aber schon nach wenigen Minuten warf er sie wieder hin; seine Gedanken gingen fortwährend auf Wanderschaft. So legte er die Blätter wieder an ihren Platz, begann unmutig auf dem dicken, weichen Teppich auf und ab zu gehen.

In sein Leben war ein tiefer Zwiespalt getreten; er fühlte es von Tag zu Tag mehr. Und zugleich fühlte er, wie des Schicksals Fäden ihn fester und fester umschlangen; zum ersten Male in seinem Leben stand er dem Kommenden ohnmächtig gegenüber, konnte die Fäden, die ihn umstrickten, nicht mehr entwirren. Der Fluch seiner Taten erfüllte sich an ihm. Zwischen ihm und diesem Mädchen, das er liebte, konnte es keine Gemeinschaft geben.

Wenn ich doch Wahrheit, Klarheit schaffen könnte! Ihn, den Verschlagenen, Unwahren, stets in Lügen Verstrickten, erfaßte jetzt oft der Wunsch nach reinlichen, klaren Verhältnissen. Besonders nachts, wenn er nicht schlafen konnte, geschah es, daß seines Daseins ganzer Jammer ihn bis zur völligen Verzweiflung erfaßte. Dann schien ihm wohl Wahrheit nicht nur möglich, nein, unbedingt notwendig, als die Erlösung aus einer Qual, die anfing, über seine Kraft zu gehen. Dann konnte er sich wohl zu dem Entschluß durchringen, vor Maria Virgilia hinzutreten und ihr alles zu sagen. — Wenn dann aber der Morgen kam, wenn des Alltags Nüchternheit ihn wieder umgab, das feine Räderwerk

seiner Umgebung wieder lautlos und selbstverständlich zu arbeiten begann, wenn Maria Virgilia mit ihrer blind vertrauenden Harmlosigkeit, mit ihrer reinen, kindlichen Liebe ihm entgegentrat, dann begriff er vollkommen, daß Wahrheit hier nie sein konnte, nie sein durfte. Er stellte sich das namenlose Entsetzen, die grenzenlose Angst, das Grauen in Maria Virgilias Augen vor, wenn er mit der tötenden Wahrheit vor sie hintreten würde, sie über sie ausgeschüttet hätte wie schmutziges Wasser: ich bin ein Schuft, ein Lügner, ein Fälscher, ein Ehrloser! Ich habe deinen Vater nicht gemordet, aber ich habe ihm den Tod gewünscht. Habe keine Hand gerührt, ihn zu retten!

Vor Wochen, an einem der ersten Abende, im winterlich verschneiten Dietrichsdorf, hatten sie bis spät in die Nacht hinein in seinem Zimmer am Kaminfeuer gesessen und sich Gespenstergeschichten erzählt. In Dietrichsdorf sollte es eine graue Frau geben; sie saß plötzlich in irgendeinem Zimmer, auf irgendeinem Sessel, mit aufgelösten Haaren und blassem, traurigem Gesicht, — um sich dann langsam in ein Nichts aufzulösen. Oder sie ging plötzlich mitten durch eine fröhliche Gesellschaft und verschwand im oberen Stockwerk. Maria Virgilia war es schließlich ganz gruselig geworden, sie setzte sich zu ihm in seine Sofaecke, schmiegte sich an seine Schulter. Das Feuer im Kamin war fast im Verlöschen, nur ein paar Scheite glimmten noch, warfen im letzten Aufflackern ihr Licht über den Teppich, die Möbel. Eine so zarte, trauliche Stimmung um-

gab sie, eine Stunde, in der man über Tiefstes, Letztes hätte sprechen mögen. Und in Naydeck war wieder der Wunsch mächtig geworden, Maria Virgilias Hände zu nehmen, über ihren gesenkten Kopf hinweg, ins Dunkel des Zimmers hinein, ihr alles zu sagen, Klarheit zu schaffen um jeden Preis. Mochte dann kommen, was da wollte!

„Papali, erzähle mir von Mamussja."

Maria Virgilias Stimme hatte plötzlich weich bittend an sein Ohr geschlagen, und Naydeck war in sich zusammengesunken und — log weiter.

Nein, es durfte nie und nimmer geschehen, er würde damit eine Tat begehen, die schlimmer, verabscheuungswürdiger gewesen wäre als sein ganzes, sonstiges Leben, er würde diesem jungen Menschenkind einen Stoß versetzen, den es nie verwinden konnte, er hätte etwas zerbrochen, was sich nie mehr hätte aufrichten lassen. Abgründe hätten sich vor ihr aufgetan, vor denen ihr bis ans Ende des Lebens geschaudert hätte. Sie hätte diesem fremden Mann den Rücken gewandt, mit einer unendlichen Verachtung. Das einzige, was ihm sein Leben lebenswert machte, was Schönheit und Reinheit in sein Dasein trug, was ihn aufrecht hielt: er würde es für immer verlieren.

Und was würde gewonnen? Nichts, rein nichts. Und Maria Virgilia, würde denn ihr die Wahrheit irgendwelchen Gewinn bringen? Welch leere Frage! Alles um sie herum mußte zusammenstürzen, ihr Herz würde furchtbar getroffen werden, niemals konnte es für sie

wieder ein Aufrichten geben, ihr Glaube an die Menschheit wäre für immer vernichtet.

Nein, es gab für ihn kein Schwanken! Er war zum Schweigen verurteilt, und wenn er sich daran verbluten sollte, er mußte schweigend die Last des Lebens, die Qual der Lüge weitertragen. Wie beglückte ihn die kindliche Liebe Maria Virgilias, und doch, wie furchtbar quälte sie ihn! Wie bezauberten ihn ihre Zutraulichkeit, Offenheit, reizende Fürsorge, ihre kleinen Zärtlichkeiten. Wie unwiderstehlich verstand sie zu bitten, wie beglückend zu danken! Er dachte sich jetzt oft aus, wie es hätte werden können, wenn er Maria Virgilia unter ganz andern Umständen kennengelernt hätte; wenn sie zurückgekommen wäre, als ihr Vater noch lebte, und er wäre ihr entgegengetreten, als Freund des Fürsten, aber als fremder Mann. Vielleicht hätte sie ihn liebgewonnen, wäre vielleicht sein geworden. Er war ja viel älter als sie. Aber trotzdem! Solche Ehen kamen ja oft genug vor. Wäre es etwas so Unmögliches gewesen? Naydeck fühlte ein Rauschen und Singen bei diesen Gedanken, die — er wußte es nur zu gut — ja doch zu nichts führen konnten und die ihn doch immer wieder von neuem quälend überfielen.

Die alte, englische Standuhr schlug halb eins. Er hörte Türen gehen: Maria Virgilia war zurückgekehrt! Naydeck trat auf die Schwelle der Halle. Ein scharfer Luftzug strömte von der offenen Haustür herein. Da hörte er schon Maria Virgilias weiche, dunkle Stimme: „Geht es ‚Formidable' besser, Franz?"

„Jawohl, Durchlaucht. Er ist durch. Er hat etwas gefressen und ist jetzt ganz ruhig.“ Der Schimmel hatte einen leichten Kolikanfall gehabt. Naydeck hatte ein Gefühl der Enttäuschung zu überwinden: nicht ihm galt ihre erste Frage, sondern dem Schimmel. Aber dann fand er sich gleich töricht, übertrieben. Sie wußte ja, daß es ihm gut ginge, daß er sie erwartete.

„Seine Durchlaucht sind noch auf und in seinem Zimmer“, hörte er Franz sagen, und dann wieder Maria Virgilia:

„Ah, wie schön! Bitte, sagen Sie Seiner Durchlaucht, ich käme gleich hinüber.“

Als sie bald darauf in sein Zimmer trat, sah Naydeck auf den ersten Blick, sie mußte irgend etwas Besonderes erlebt haben, sie sah so strahlend aus, ihre Augen leuchteten.

„Es war himmlisch, Papali!“ rief sie und umarmte ihn zärtlich. „Einen so hübschen Abend habe ich noch nie erlebt!“

Einen ganzen Arm voll Blumen warf sie auf einen Sessel: Rosen, Veilchen, Reseda, Flieder. Schon etwas welk, ein wenig zerdrückt, aber sie dufteten süß und stark. Sie drückte ihr Gesicht in einen großen Veilchenstrauß, dann lachte sie leise auf.

„Erzähle, Gilia“, sagte er mühsam. Er mußte ein schmerzhaftes Gefühl der Eifersucht niederringen. Sicher war sie wieder umlagert gewesen, war aus einem Arm in den andern geflogen! Er kannte das ja! Nur gut, daß dies der letzte Ball gewesen war! Nun ging es bald

wieder fort von hier. Dann endlich würde er sie wieder ganz für sich haben. Er fühlte in diesem Moment deutlicher denn je, wie sie der einzige Inhalt seines Lebens geworden war, — sie, die jetzt neben ihm saß, immer noch den Veilchenstrauß in der Hand, das helle Haar schimmernd im Schein des Kronleuchters, das Gesicht rosig überhaucht.

„Ich habe so viel getanzt, Papali. Alle waren so nett zu mir. Ach, es war zu schön! Ich wollte eigentlich noch gar nicht nach Hause fahren. Alle baten, ich möchte doch noch bleiben! Aber Frau von Luers meinte, man müßte solche Feste nie zu lange ausdehnen, besonders ich als Prinzessin nicht. Eigentlich doch zu albern, nicht wahr, Papa?"

Sein Blick haftete an den zahllosen Sträußen. Er schien die Frage überhört zu haben.

„Wer hat denn alles, Gilia?" Obwohl er sich Pein schuf durch diese Frage, er mußte sie stellen, konnte sie nicht unterdrücken.

„Alle! Baron Wendthausen, Graf Pragwitz, Herr von Bonnien, Graf Vitzthum, Baron Rothsattel, sogar der alte Graf Donnersberg, ja, und auch ein Herr von Ostrau..." Halb zögernd, halb leichthin nannte sie diesen letzten Namen.

Naydeck erschrak.

Er mußte ja darauf gefaßt sein, vielleicht einmal einem seiner Verwandten zu begegnen, trotzdem erschrak er. Er mußte ein paarmal schlucken, ehe er weiter fragen konnte:

„Was für ein Herr von Ostrau?"

Seine Stimme klang ihm selbst fremd.

Maria Virgilia wurde eifrig:

„Er ist Rittmeister in... ja wo denn eigentlich? Ich weiß es nicht mal genau. Aber denk dir, seinem Vater hat Dietrichsdorf gehört. Er selbst ist hier aufgewachsen, alles kennt er, er hat in einem fort gefragt! Alles Mögliche wollte er wissen. Ich konnte gar nicht so schnell antworten. Mit meinem Deutsch ist es doch noch nicht so weit her. Das bißchen, was wir in England lernten! Kennst du den Vater des Herrn von Ostrau, dem Dietrichsdorf früher gehörte? Ich glaube, es ist gar nicht so lange her, daß er starb —"

Stand die Vergangenheit groß, drohend auf? Naydeck war die Kehle wie zugeschnürt, nur mühsam reihte er Laut an Laut, nur langsam fand er die furchtbaren Worte:

„Nein, ich kannte ihn nicht!" Und hastig fortfahrend:

„Es hat der Familie wohl früher gehört. Ich kaufte es von dem Nachfolger des Herrn von Ostrau."

Er war leichenblaß geworden. Maria Virgilia sah es:

„Aber Papali! Was ist dir?" fragte sie voll Besorgnis. „Du siehst so schlecht aus! Soll ich dir ein Glas Wein holen? Du mußt irgend etwas nehmen." Sie stand schon neben der Tür.

„Ich habe nichts, wirklich nichts! Du weißt ja, mir war in letzter Zeit oft nicht ganz wohl. Ich glaube, ich habe mich neulich bei unserer Fahrt im offenen Auto erkältet."

Maria Virgilia faßte nach seiner Hand:

„Soll ich auch gehen, Papali? Willst du nicht lieber allein sein? Ich sitze hier und schwatze, und dir ist gar nicht gut zumute. Nein, wie dumm von mir! Lege dich lieber hin, Papali!"

„Nein, Gilia, bleibe! Bleibe noch bei mir und erzähle weiter. Aber mach' den Kronleuchter aus, laß nur auf meinem Schreibtisch die Lampe brennen. Das helle Licht tut mir weh heute — so, danke. So ist es schön, und nun komm, setz' dich wieder zu mir..."

Und während Maria Virgilia, schnell beruhigt, wieder plauderte, barg er sein Gesicht im Halbdämmer, gewann langsam seine Fassung wieder. Kein Zweifel war möglich! Ein unglücklicher Zufall! Gerade erzählte sie es: es hatten Herren zu dem Ball gefehlt. Man bat im letzten Augenblick einige Offiziere der Nachbargarnison, darunter auch Manfred von Ostrau. — —

Naydeck versuchte ruhig zu werden. Aber seine Gedanken flatterten doch wie aufgescheuchte Vögel! Ein blöder Zufall hatte seinen Bruder auf den Ball geführt. Die Garnison war immerhin drei Stunden Eisenbahnfahrt entfernt. Ein flüchtiges Zusammentreffen, weiter nichts. Es war kaum anzunehmen, daß es sich wiederholen könnte. Immerhin, besser war es auf jeden Fall, vorzubeugen. Die Abreise mußte jetzt beschleunigt werden. Sie hatten ja ohnehin bald fort gewollt. Nein — zu ernstlicher Unruhe war kein Grund vorhanden. Schon jetzt, nachdem er ruhiger geworden war, wurde es ihm klar. Aber etwas anderes war da, mit

dem unfehlbaren Instinkt des liebenden Mannes fühlte er es, und heiße Angst griff ihm ans Herz, es war da etwas zwischen Maria Virgilia und jenem Ostrau, etwas vollkommen Ungreifbares, in der Luft Schwebendes, gewiß, aber es war da, — er brauchte sie nicht einmal anzusehen, er hörte es am Klang ihrer Stimme. —

Unmöglich! fuhr es ihm jäh durchs Hirn. Alles kann geschehen! Nur das nicht! Aber trotzdem, trotzdem! War nicht alles möglich auf dieser Welt? Konnte nicht Unmögliches möglich werden?

Auf jeden Fall konnte man nicht einfach dasitzen und abwarten. Es galt zu handeln, vorzubeugen, auszuweichen, abzulenken! Es war keine Zeit zu verlieren! Sie mußten abreisen, und zwar in den nächsten Tagen schon. Am liebsten hätte er, wie sonst, sofort das Packen befohlen. Eine wahnsinnige Eifersucht kam plötzlich über ihn — überfiel ihn mit unerhörter Gewalt, ließ alle andern Erwägungen und Gedanken verblassen, raubte ihm jede Fähigkeit zur kühlen Überlegung. Er hätte in diesem Moment das schöne, junge Geschöpf, das so dicht neben ihm saß, an sich reißen mögen mit unwiderstehlicher Kraft, nur um einmal diesen süßen, blaßroten Mund zu küssen, um vor ihr niederzuknien und in stürmenden, heißen Worten ihr alles zu sagen — seine Vergangenheit — seine große, tiefe schmerzliche Liebe. Vielleicht, daß er sie mit sich fortriß, daß die Stunde über sie beide hinauswüchse. — Laut und schwer ging sein Atem.

„Dir ist doch nicht gut", fuhr Maria Virgilia auf

und starrte erschrocken in ein aschfahles, völlig zerstörtes, verfallenes Gesicht, aus dem die Augen unheimlich leuchteten: „Ich will Little klingeln" — sie war schon aufgesprungen.

Er griff nach ihrer Hand, rasch und fest, halb hielt er sie nur zurück, — halb war es, als wolle er sie an sich reißen. Ein kurzer, schmerzlicher Kampf, dann ließ er die schlanken Finger fahren.

„Laß", sagte er tonlos. „Es ist weiter nichts, Gilia! Du brauchst kein so ängstliches Gesicht zu machen. Komm, bleib sitzen. Gib mir deine Hand." Er drückte sie flüchtig an die Stirn. „Du hast so schöne, kühle Hände — ich glaube, ich habe etwas Fieber heute abend. Bleib noch, Gilia, geh nicht fort. Habe ich dich erschreckt?"

„Du sahst so fremd aus!" Sie sah ihn noch immer verstört an.

Naydeck versuchte zu lachen; es wurde zu einer Grimasse:

„Fremd, Gilia? Mag kommen, was will — aber fremd werde ich dir nie sein! Ach, Gilia, wie schön muß es doch sein, wenn das Leben so klar und einfach und — rein vor einem liegt, wie das deine vor dir! Wie wunderschön, wie ganz unbegreiflich schön."

„Aber Papa, das ist doch bei dir genau so wie bei mir!"

„Nein, ich glaube nicht, kleine Gilia. Wie soll ich dir das erklären? Siehst du, wenn man älter wird, als Mann, dann können doch Dunkelheiten ins Leben tre-

ten — ob man will oder nicht. Geschehnisse türmen sich auf, die man ungeschehen machen möchte — es geht nicht mehr, es ist vorbei. Geschehen ist nun mal geschehen. Man sieht es zu spät ein, daß manches nicht hätte sein dürfen."

„Du denkst an Mamussja, nicht wahr, Papali?"

Maria Virgilia ahnte wohl, es hatte zwischen den Eltern nicht alles ganz gestimmt. Aber wie weit der Bruch ging, das war ihr bei ihrer Jugend nie ganz klar geworden. Man hatte es ihr auch immer verheimlicht, soweit es möglich war.

Naydeck fuhr sich mit der Hand über die Stirn: Ach so, daran dachte sie. „Das auch. Ja, das wohl auch, Gilia." Er hatte sich erst zurechtfinden müssen. „Aber es ist nun mal so: was einmal einen Sprung bekommen hat, wird nie wieder ein ganzes Stück. Das ist, wie mit einem Menschen, der irgend etwas begangen hat. Und könnte er Berge versetzen und Meere ausschöpfen. Geschehenes läßt sich nie wieder ungeschehen machen. Aber laß uns von angenehmeren Dingen sprechen! Das sind so Gedanken, wie man sie wohl mal hat. Sie gehen vorüber. — Was meinst du dazu, wenn wir bald abreisten? Ich fühle mich gesundheitlich nicht besonders wohl hier."

Sie stimmte sofort zu.

„Wollen wir morgen schon fahren?" Er fragte es tastend, fast lauernd, sah auf den weißen, schönen Arm, der auf dem seinen ruhte.

Da zögerte sie.

„Morgen schon? —"

Nun wußte er genug.

„Hast du einen Grund, länger bleiben zu wollen, Gilia?"

„Ja, Papali!" Sie lachte etwas verlegen. „In vierzehn Tagen soll noch ein allerletzter Ball beim Landrat sein. Frau von Wedern lud uns gestern ein. Sie wird dir noch schreiben."

„Würdest du denn so gerne hingehen?"

„Ach, sehr gerne, Papali!"

Er ließ ihren Arm von dem seinen gleiten. „Dann müssen wir wohl noch so lange bleiben", sagte er kurz. „Aber dann reisen wir auch sofort ab, nicht wahr, Gilia? Ich habe Sehnsucht nach Sonne und blauem Himmel. Bist du einverstanden?"

Er kämpfte mit sich, schalt sich selbst feige. Die Frage brannte ihm auf dem Herzen: Wird dieser Herr von Ostrau auch auf dem Balle sein? Um alles in der Welt hätte er die Antwort wissen mögen. Aber er fragte nicht. Ein „Ja" hätte er jetzt nicht mehr ertragen können.

Auch später stellte er die Frage nicht, obwohl sie ihn unablässig beschäftigte, er gar nicht mehr von ihr loskam! Wie sollte er sich nun verhalten? Sollte er mit zu dem Balle gehen? Als dann die Einladung kam, sagte er auch für sich zu. Es stand ihm ja immer noch frei, sich im letzten Moment mit einer Unpäßlichkeit zu entschuldigen. Frau von Luers konnte Maria Virgilia wieder begleiten. Einer Begegnung mit seinem Bruder mußte er unter allen Umständen aus dem Wege gehen! Es

war immerhin möglich, ja wahrscheinlich, daß er auf dem Ball sein würde. Eine einzige Frage an Maria Virgilia hätte ihm Aufschluß geben können. Doch er fand nicht den Mut, sie zu stellen.

Nein, er würde nicht mitfahren. Es hieße, eine Gefahr bewußt aufsuchen, das durfte er unter keiner Bedingung. Überdies: es war das letztemal, daß Maria Virgilia seinem Bruder begegnen konnte, dann war ohnehin keine Gelegenheit mehr dazu. Sie reiste ab, und so bald würde er nicht mehr nach Dietrichsdorf zurückkehren! Es wurde ihm immer klarer: dieser Kauf von Dietrichsdorf war ein schwerer Fehler gewesen. Er mußte es so bald wie möglich wieder loswerden, und wenn sich ein Käufer nicht finden sollte, dann mußte es auf lange Jahre verpachtet werden. Aber da fiel ihm ein, er hatte es ja Maria Virgilia geschenkt, und sie fand es reizend, würde sicher mit dem Verkauf nicht einverstanden sein. Immerhin, Gründe würden sich finden, um vorläufig nicht mehr herzukommen. Schließlich lag es letzten Endes doch ganz bei ihm, darüber zu entscheiden. Aber vielleicht war alles überhaupt viel harmloser, wie er es sich in diesen Tagen immer und immer wieder ausgemalt hatte. Eine flüchtige Ballbekanntschaft, ein so natürliches, ja, selbstverständliches Interesse seines Bruders an den neuen Besitzern der Heimat. Warum sollte er nicht fragen, warum nicht die Prinzessin Woronzeff schön und reizend finden? Es wäre ja fast unbegreiflich gewesen, hätte er es nicht getan! Vielleicht hatte ihm seine krankhaft erregte Phantasie nur

eine Gefahr vorgespiegelt, die in Wirklichkeit gar nicht bestand. Vielleicht hatte er sich ganz unnötig gequält. —

Er wollte Maria Virgilia aufsuchen. „Durchlaucht sind oben", meldete Little. Naydeck fand sie in ihrem Zimmer, umgeben von eben geöffneten Kartons, deren Inhalt sich auf Tisch und Stühlen bauschte: duftige Toiletten, Spitzengebilde, Bänder, künstliche Blumen.

Sie strahlte! Frau von Luers hielt ein Kleid aus lichtgrüner Seide, über und über mit Kirschblüten bestickt, in die Höhe, ihr Blick glitt wie prüfend zur Prinzessin, es würde herrlich zu ihrem Haar passen.

Naydeck vergaß für den Augenblick die Not seines Herzens:

„So eitel, kleine Gilia?" sagte er lächelnd. Scherzend warf sie einen Bausch Seidenpapier nach ihm: „Ich bin eitel und will es sein! Sind hübsche Sachen nicht dazu da, uns eitel zu machen? Und wer freut sich nachher am meisten, wenn ich hübsch aussehe?"

„Ich, meine kleine Gilia", gestand Naydeck reumütig.

„Aber darf ich mich setzen? Ich möchte nun auch alles vorgeführt bekommen!"

Maria Virgilia drückte ihn in einen Sessel. Dann wurden Stoffe in allen Farben, zarte Gewänder, wahre Wunder Pariser Schneiderkunst, vor ihm ausgebreitet.

Die Sonne, die heute zum erstenmal wärmer schien, streifte in wechselnden Lichtern Maria Virgilias Haar, ließ es goldig aufleuchten. Der feine Duft von ersten

Veilchen, die, halb von Seidenpapier bedeckt, in einer Glasschale auf dem großen, runden Tisch standen, zog durch das Zimmer. Naydeck wurde plötzlich ganz leicht zumute. Er warf alle schweren Gedanken von sich wie unnötigen Ballast! Maria Virgilias weiche Stimme umschmeichelte sein Ohr, er sah auf ihre Hände, lächelte, wenn Frau von Luers in Bewunderung über irgendein Kleid ausbrach. Wie schön, wie heiter und friedvoll war es in diesem hellen Mädchenzimmer.

Später ritten sie dann zusammen. Über der Erde lag erstes Frühlingsahnen. Die Sonne hatte es hervorgezaubert. Maria Virgilias eleganter Vollblüter und sein Ostpreuße gingen nach dem ersten ausgiebigen Galopp am langen Zügel.

„‚Formidable' nehme ich mit", sagte Maria Virgilia und strich dem Schimmel liebkosend mit der Gerte über den glänzenden Hals.

„Da wir erst einige Zeit in Wien bleiben wollen, geht es doch ganz gut. Nicht wahr, ich brauche mich nicht von ihm zu trennen? Wir könnten ihn vorausschicken. Wenn wir dann ankommen, ist er schon da, und ich reite ihn im Prater."

Also rechnete sie mit der Abreise, die ihr gar nicht schwer zu werden schien. Übermorgen war der Ball beim Landrat, und dann wollten sie gleich abreisen.

Naydeck fühlte einen Jubel in sich aufsteigen, eine tiefe, unendliche Freude ergriff ihn ganz. Er streckte Maria Virgilia die Hand hin und umschloß die ihre fest.

„Wie du überall mit mir hingehst, Gilia", sagte er, ohne sich Rechenschaft über Art und Ton seiner Worte zu geben. „Wie ich dir danke, so vielmals danke!"

„Aber das ist doch selbstverständlich, Papali! Du bist doch der liebste Mensch, den ich auf der Welt habe."

Wie gut er aussieht, der Papa, dachte sie, wenn seine Augen so dunkel werden, und noch so jung, und viel eleganter als alle andern Herren.

Lachend sagte sie es ihm. Dann lockte sie den braunweißen Hühnerhund des Oberinspektors, der auf keinem Ritt fehlte, und trabte an.

Naydeck achtete nicht des Weges. In tiefe Gedanken verloren, ritt er neben ihr den weichen Waldweg hinunter. Ein fast wehmütiger Ausdruck lag auf seinen Zügen. Er ließ den Schwarzbraunen bummeln. Plötzlich machte der Wallach einen Rumpler über eine Wurzel. Naydeck schrak auf. So war es in seinem Leben immer gewesen: sowie er sich von seinen Gedanken hatte einlullen lassen, kam der Rumpler, der ihn jäh wachrüttelte. Er gab dem Braunen ein paar Sporen, nahm ihn zusammen. Seine Züge strafften sich, ein harter Wille stand in den dunklen Augen.

„Nicht träumen!" rief er sich zu. „Für dich hat das Leben keine Träume mehr aufgespart!"

Sein Pferd fühlte die Hand des Herrn, ließ sich willig versammeln. Ein paar haspelige, nervöse Bewegungen: der Sporn hatte weh getan. Dann kam der Schwarzbraune völlig ins Gleichgewicht; mit ruhigen, langen, federnden Tritten trabte er dahin. Roß und Reiter

waren wie aus einem Guß, ein Bild vollendeter Sicherheit, selbstverständlicher Ruhe.

Im Innern des Mannes aber kämpften Zweifel. Er wagte es nicht, an die Beständigkeit des Glückes zu glauben, das ihm jetzt noch so freundlich lächelte.

Elftes Kapitel

Der April zeigte noch einmal all seine Launen. Der Himmel, grau in grau, lastete schwer und drückend über der Welt; in kalten Schauern klatschte der Regen gegen die Fenster, ein häßlicher Wind pfiff ums Haus, peitschte die Bäume des Gartens. Wer nicht gezwungen war, draußen zu sein, freute sich des warmen Zimmers. Und bei diesem Wetter wollte Maria Virgilia heute abend zu dem Ball fahren! Sie würde sich auch nicht davon abbringen lassen, hatte den Tag ja kaum erwarten können. Trotzdem machte Naydeck doch noch einen schwachen Versuch: „Willst du bei dem Hundewetter den Ball nicht lieber aufgeben, Gilia?"

Sie schüttelte den Kopf. „Aber Papali, ich fahre doch im geschlossenen Auto! Da kann mir das Wetter doch nichts anhaben."

Er sah, es war aussichtslos; so fand er sich drein:

„Ich hole dich vielleicht ab, Gilia. Du mußt natürlich tun, als sei niemand im Wagen, und auf dem Ball bleibst du dabei, ich sei nicht ganz wohl."

„Natürlich, Papali! Und daß du mich abholen willst, darauf freue ich mich schon jetzt. Tu es aber auch bestimmt, ganz bestimmt, Papali! Jetzt macht mir der Ball noch einmal soviel Freude!"

„Ist es wirklich möglich, daß deine Freude noch durch irgend etwas erhöht werden kann, meine kleine Gilia?"

Es kostete ihm Anstrengung, es harmlos zu sagen. Sie lachte unbefangen:

„Ich freue mich sehr, sehr auf heute abend! Aber das weißt du doch, Papali, daß es mir noch viel lieber wäre, wenn du mitkämst."

Es war in seinem Zimmer; sie stand vor ihm in einem blaßroten Kleide, über der Stirn einen schmalen Brillantreif. Sonst trug sie keinen Schmuck, auch keine Blume. Little meldete den Wagen.

Als er sie nach Stunden wiedersah, funkelte der Brillantreif aus der Tiefe des Wagens ... aber ihre Augen überstrahlten ihn: sie leuchteten wie zwei Kerzen in das Dunkel der Nacht. Naydeck fühlte, etwas Entscheidendes, Unabwendbares war in sein Leben getreten! Drohend erhob sich sein Schicksal vor ihm!

Frau von Luers drückte sich in eine Ecke, zog ihren Mantel fest um sich, die Pelzdecke hoch hinauf, sie fror. Doch Maria Virgilia merkte die Kälte nicht, öffnete sogar ihren Blaufuchspelz, drückte ihr Gesicht in die Blumen, die sich auf ihrem Schoß häuften, erzählte und lachte, dann schwieg sie wieder, lächelte verträumt und begann von neuem zu plaudern.

Der Mann neben ihr hörte schweigend zu, und jedes

ihrer Worte traf ihn mitten ins Herz. Sie hätte kein einziges Wort mehr zu sagen brauchen, und doch wußte er alles, fühlte es unter tausend Schmerzen: sein Bruder war auf dem Ball gewesen, sie sprach von ihm, fast nur von ihm. Als hätte er jedes Wort mit angehört, das zwischen den beiden gesprochen war, so genau wußte er alles.

Welch seltsames Verhängnis! Wie furchtbar nahm die Gegenwart Rache an der Vergangenheit! In den Taschen seines Pelzes schloß er die Hände so fest, daß ihm die Nägel schmerzhaft ins Fleisch drangen. Ein Stöhnen entrang sich der Brust, er hatte es nicht unterdrücken können. Doch Maria Virgilia hörte es nicht.

Während sie weiter schwatzte, versuchte er, der jagenden Gedanken Herr zu werden. Er zwang sich, den Blick von dem schönen, erregten Mädchengesicht, im Licht der Laternen noch eben erkennbar, abzuwenden, starrte zum Fenster hinaus. In rasender Eile glitten die Bäume vorüber, ein Schwarm aufgeschreckter Krähen flog mit schwerem Flügelschlag über das Feld. Die schwarzen krächzenden Vögel schienen ihm wie Boten eines dunklen, unheilvollen Schicksals. Das Leben fordert Revanche, dachte er, ich habe mit ihm gespielt, jetzt spielt es mit mir! Sollte sich nun der Ring schließen? Im Elternhaus begonnen, im Elternhaus endigend? Und plötzlich erkannte er es: er war ja im Kreis gelaufen, sein ganzes Leben lang! Und bei diesem sinnlosen Kreislauf war er alt und müde geworden. Was tu ich, was fang ich an? dachte er. Aber er fand keine Antwort.

Der Wagen bog schon in die alte Allee ein, über der Haustür blitzte das Licht auf, die Gestalten der Diener erschienen am Eingang. Frau von Luers fuhr aus ihrem Nickerchen auf.

„Gehen Sie schnell zu Bett, Sie Arme," sagte Maria Virgilia, „es ist so spät geworden. Sie sind ja todmüde!"

„Wenn du nicht zu müde bist, dann leiste mir noch etwas Gesellschaft, Gilia. Ich kann doch nicht schlafen. Wir plaudern dann noch ein bißchen."

Leise erstaunt sah Maria Virgilia auf. Er hatte es so merkwürdig gesagt. Schwang in den leicht hingeworfenen Worten nicht ein Unterton tiefer Erregung? Doch sein Blick war ruhig wie immer. Sie mochte sich wohl geirrt haben.

„Gern, Papali! Ich bin gar nicht müde. Im Gegenteil! Ich glaube, ich könnte auch noch nicht schlafen." —

In seinem Zimmer ließ sie den Pelz von den Schultern gleiten, setzte sich in einen tiefen Sessel. Ihr Gesicht war von dem gedämpften, warmen Licht der Stehlampe neben ihr zart überhaucht. Naydeck starrte sie an: nie hatte ihn der Ausdruck dieses Gesichts in seiner ganzen Schönheit so betroffen. Er zögerte einen Moment. Dann ging er kurz entschlossen mitten in die Dinge hinein.

„Maria Virgilia, liebst du diesen Herrn von Ostrau?"

Hart, ja unzart klang die kurze Frage in ihrer Bestimmtheit. Maria Virgilia sah ihn an, ein wenig erstaunt, ein wenig befangen. Aber dann lächelte sie und sagte einfach:

„Ja, ich glaube es!“

Naydeck sank zurück. Es war totenstill im Raum, so still, daß man das Rutschen eines Eisstückes in dem Kühler vernahm, in dem Sodawasser bereit stand.

„Und was nun, Gilia?“ fragte Naydeck endlich. Es war, als rangen sich diese wenigen Worte nur unter Schmerzen von seinen Lippen.

Maria Virgilia schlang die schönen Hände ineinander, lachte leise. Ein so schönes, warmes Lachen, aber es tat ihm fast körperlich weh.

„Herr von Ostrau will uns übermorgen besuchen — nein — eigentlich bittet er um die Erlaubnis, dich sprechen zu dürfen, Papali. Erlaubst du es? Tu es, ich bitte dich darum.“

„So weit seid ihr also schon?“ Naydeck richtete sich jäh auf, in seine Augen trat ein Drohen. — „Das ging ja schnell, scheint mir. Und du, Gilia? Hast du es denn auch so eilig?“

„Ich wollte dich nur bitten, Papali.“

Naydeck nickte mit zusammengepreßten Lippen ein paarmal vor sich hin; dann warf er den Kopf zurück. Nein, hätte er schreien mögen, und tausendmal nein — ich will nicht — du bleibst bei mir! Niemanden lasse ich dich! —

Da trafen ihn Maria Virgilias bittende Augen — und er sank zusammen, sagte langsam, würgte an jedem einzelnen Wort:

„Nun gut — — wenn du es denn willst — — dann mag er kommen. Und was dann, Gilia?“

Sie errötete leicht: „Ja dann — — das habe ich mir eigentlich noch gar nicht so recht überlegt."

Naydeck ergriff ihre Hand. Seine Stimme klang jetzt heiß und inbrünstig, seine Worte überstürzten sich, er brauchte nach keinem einzigen zu suchen, denn sie kamen mitten aus seinem Herzen! Aus einem jeden sprach tiefste Wahrheit, sprach das, was er seit Monaten süß und angstvoll gespürt, begriffen, gehütet hatte. Jede andere Frau hätte das Geheimnis seiner Seele erkannt, erkennen müssen, auch wenn die Worte kein Echo im eigenen Herzen gefunden hätten. Aber zu Maria Virgilia sprach ja nur der Vater, der sie so innig liebte, der um sie kämpfte, sich wehrte, sie aus seinem Leben zu lassen! Und wie beschwörend klang die weiche, tiefe Stimme an ihr Ohr:

„Gilia, liebst du denn diesen Mann wirklich? Es ist doch kaum möglich! Mir erscheint es so unmöglich! Du kennst ihn ja doch kaum. Du hast ihn zweimal in deinem Leben gesehen — das ist alles! Du bist noch so jung, hast ja noch so wenig erlebt, bist noch so unerfahren — und willst dich jetzt schon binden, willst eine kleine deutsche Offiziersfrau werden, willst von mir fortgehen, Gilia, von mir, der dich so liebt, so unsagbar liebt, dessen Leben dein Leben geworden ist, einen Bettler willst du zurücklassen, einen armseligen Mann, der eigentlich erst jetzt, heute erst weiß, wie lieb er dich hat! Fühlst du nicht mit mir das Grauen vor der Einsamkeit, die schlimmer ist als der Tod? Fühlst du denn nicht, wie du mich ins Herz triffst, mir alles nimmst, was das Leben über-

haupt lebenswert macht? Und all das um diesen fremden Mann, den du kaum kennst! Ist es denn nur möglich, Gilia, hier, gerade hier soll sich der gefunden haben, der dich mir fortnimmt..." und schon während er dies alles sagte, fühlte er, daß zwischen ihn und Maria Virgilia etwas Fremdes getreten war, etwas, was einmal alle Eltern erfahren müssen. Gestern noch Kind, heute ein selbständiger Mensch, sich leise lösend von dem, was ihm bisher der Mittelpunkt des Daseins und des Herzens gewesen war. Etwas wurde in den Hintergrund geschoben, was bis dahin an erster Stelle gestanden hatte; man ging jetzt eigene Wege, ging hinweg über das Herz des Vaters, um einem andern tausendfach zu geben, was man diesem unbewußt grausam nahm. Obgleich Maria Virgilia von ihrer jungen Liebe so ganz erfüllt war, fühlte sie doch mit Erschütterung, wie tief der Schmerz des Vaters ging. Wie sehr mußte er sie lieben! Doch während sie sich nun an ihn schmiegte und tausend zärtliche Worte fand, begriff er es immer deutlicher, daß sie für ihn verloren war. Aber sie kampflos hingeben, nein, das wollte er unter keinen Umständen! Mit der ganzen Kraft der Verzweiflung wollte er um sie kämpfen, wollte ringen um sie, die ihm zum Zweck und Inhalt seines Seins geworden war, die ihn herausgehoben hatte aus der trostlosen Armut seines zerbrochenen Lebens.

Als sie sich spät in der Nacht trennten, waren sie übereingekommen, morgen auf einige Tage nach Berlin zu fahren. Der Besuch Manfred Ostraus sollte noch

etwas hinausgeschoben werden. „Einige Tage!" sagte Naydeck — aber er dachte an Wochen. Diesen Aufschub, diesen Hoffnungsschimmer mußte er haben! Er tat in dieser Nacht kein Auge zu. In seinem Sessel blieb er sitzen, stützte den Kopf in die Hand und starrte vor sich hin. Jene Nacht fiel ihm ein in Monte Carlo, die er auch schlaflos verbracht hatte. Damals hatte er die Rechnung aufgestellt — — heute galt es, sie zu zahlen! Am nächsten Morgen sah er elend und abgespannt aus: „Die Fahrt wird mich erfrischen", meinte er. Maria Virgilia war auf seinen Vorschlag, trotz der weiten Strecke das Auto zu benutzen, freudig eingegangen. Ihr schien es herrlich, mit all ihren Gedanken stundenlang dahinzufahren — nein, es würde ihr bestimmt nicht zuviel werden. Er sollte ja keine Sorge haben! Naydeck war es lieb, die Fahrt in der Bahn zu vermeiden: der Zufall hätte ihm seinen Bruder in den Weg führen können.

Der große, geschlossene Wagen jagte durch die graue, trübe Landschaft. Naydeck wollte am Nachmittag in Berlin sein. Auf der ganzen langen Fahrt sprachen Maria Virgilia und er kein Wort über den gestrigen Tag. Aber sie dachte unablässig an ihn zurück, er sah es, wenn sein Blick sie streifte. Sie plauderten von diesem und jenem, nur nicht von dem, was beide am meisten beschäftigte. Naydeck empfand es: er war unbarmherzig! Diese Mädchenlippen wären so gerne übergeflossen. Aber er konnte nicht! Es wäre ihm jetzt unmöglich gewesen, davon zu sprechen. Im Bewußtsein seiner

Schuld strich er ihr einmal über die Hand. Da umarmte sie ihn zärtlich, ein fragender Blick traf ihn. „Nein," antworteten seine Augen, „jetzt nicht."

Am frühen Nachmittag hielt man vor dem Hotel Adlon. Sie waren beide etwas müde; und Maria Virgilia legte sich dann bald hin. Naydeck fühlte nach einem erfrischenden Bad keinerlei Ruhebedürfnis, trotz der schlaflosen Nacht, die hinter ihm lag. Er zog sich schnell um und schlenderte die Linden hinunter, durchs Brandenburger Tor, weit in den Tiergarten hinein.

Als er dann in sein Hotel zurückkehrte, sah er in der Halle, am Fuß der Treppe, Henderssen im Gespräch mit einer großen, schlanken Dame stehen. Der Sekretär hob gerade bedauernd die Schultern, die Dame wandte den Kopf: Naydeck erkannte die Guerreira! Sein Fuß stockte. „Umdrehen" war sein erster Gedanke — „sofort das Hotel wieder verlassen." Aber dazu war es zu spät! Henderssen hatte ihn schon gesehen! Mit einer halben Wendung, die wohl der Dame andeuten sollte, dort komme der, den sie zu sprechen wünsche, nahm er aus ihrer Hand eine schmale Karte entgegen.

Die Guerreira machte eine Bewegung, als wolle sie ihm einen Schritt entgegengehen, — aber da stockte plötzlich auch ihr Fuß, ihre Augen weiteten sich wie in namenlosem Erschrecken, über ihr Gesicht lief ein Zucken, sie wurde schneeweiß bis in die Lippen ... und hatte sie es wirklich gesagt oder hatte ihr Mund die Worte nur tonlos geformt und er sie abgelesen:

„Graf Naydeck, Sie?"

Naydeck sah nur einen Weg, sich zu retten.

Noch nachher wunderte er sich, mit welcher Sicherheit er ihn in Sekunden gefunden hatte. Mit ruhigen Schritten, nicht einen Bruchteil zu schnell, nicht einen Bruchteil zu langsam, ging er an den beiden vorüber. Ein warnender Blick traf den Sekretär, ein eisig kühler, unendlich abweisender, vollkommen unnahbarer die Tänzerin. Im ruhigen Vorübergehen lüftete er leicht den Hut, wie vor einem Menschen, der ihn nichts anging. Sein Fuß betrat die erste Stufe, eine befehlende Handbewegung, Hendersen folgte ihm mit einer etwas verlegenen Verbeugung gegen die Guerreira.

„Ich bin für diese Dame nicht zu sprechen, Hendersen", sagte er in seiner gewohnten ruhigen Art, während sie langsam die Treppen hinaufgingen. Aber in den wenigen, fast gleichgültig hingeworfenen Worten lag — der Sekretär fühlte es — ein eisernes Verbot. Er sah auf die Karte in seiner Hand, warf einen Blick in das Vestibül: die Unbekannte war bereits verschwunden. Welch wunderbar schöne Frau, dachte er, welch herrliche Augen, wie weich und schmeichlerisch klang das Französisch aus ihrem Munde.

Oben in seinem Zimmer brach Naydeck zusammen. Die Knie zitterten ihm. Der gestrige Abend, die schlaflose Nacht, die lange Fahrt, jetzt diese so unerwartete Begegnung — — es war zuviel.

Stand die Vergangenheit auf? Wurden die Schatten lebendig? Griff es nach ihm mit drohender Hand? Sollte es denn nie enden? Sollte er denn gehetzt wer-

den sein Leben lang? Was wollte die Guerreira? Woher wußte sie, daß der Fürst Woronzeff hier war? Denn nur nach dessen Person konnte sie gefragt haben! Was wollte sie von ihm? Im Augenblick war das auch gleichgültig: sie hatte ihn erkannt! Auf den ersten Blick hatte sie ihn erkannt! Für sie schien es keinerlei Zweifel an seiner Person zu geben! Ihr tödliches Erschrecken bei seinem Anblick bewies das am besten. —

Naydeck preßte den Kopf in die Hände, er fühlte eine fast schmerzhafte Blutleere in seinem Hirn. Was nun? Was nun? War es ihm gelungen, sie durch sein entschlossenes Auftreten zu täuschen oder wenigstens unsicher zu machen? Und wenn nicht — würde sie ihm nachspüren, ihn verfolgen, ihm die Maske vom Gesicht reißen? Mit Trauer, ja vielleicht immer noch mit Liebe konnte sie des Toten gedenken; — aber würde dem Lebenden nicht ihr Haß, ihre Rachsucht gelten? Mußte er wieder gegen seinen Willen Hals über Kopf abreisen, wieder feige ausweichen, sich schmachvoll verbergen? Oder — wenn er bliebe — wieder einmal alles aufs Spiel setzen, das Glück herausfordern, es zwingen, ihm treu zu bleiben? Wie lange würde seine Spannkraft denn noch reichen? Er war nicht mehr der alte, war nicht mehr der von einst. Körper und Geist versagten zwar nicht, nein, das nicht. Aber in seinem Herzen zehrte die — ach — so hoffnungslose Liebe zu Maria Virgilia. Und das machte ihn müde, ließ ihm die Gefahren, die ihn umlauerten, vielleicht größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit sein mochten, ließ ihn im Ekel

vor diesem elenden Doppelspiel erschaudern, das ihm jetzt, da die Reinheit Maria Virgilias so unmittelbar auf ihn wirkte, doppelt verwerflich, doppelt unerträglich schien.

Er erhob sich — taumelnd vor Anstrengung — blaß bis in die Lippen: ein fertiger Mann, alt und verfallen, ein Vernichteter! Er klingelte nach dem Diener, ließ Maria Virgilia zu sich bitten. Unerträglich, fast schmerzhaft war die Sehnsucht, die er in diesem Augenblick nach ihr empfand. Vielleicht würde ihm der Blick ihrer klaren, vertrauensvollen Augen neuen Mut geben. — Ja — vielleicht ...

Schon nach einer Minute, Naydeck erschien sie endlos, kam Little zurück: die Prinzessin schliefe noch. Der Tee sei für fünf Uhr befohlen.

Naydeck nickte: „Es ist gut." Er befahl Hut und Pelz. Little fiel das schlechte Aussehen seines Herrn auf. Er warf einen Blick zum Fenster hinaus: es war unangenehmes Wetter zum Nachmittag geworden, halb regnete, halb schneite es, die ersten mit dem Zwielicht kämpfenden Laternen warfen ihren matten Schein auf die Wasserlachen des Asphalts. Der Fürst schien zu Fuß gehen zu wollen. Zum ersten Male, solange er in seinem Dienst stand, wagte Little von sich aus eine Anrede, einen Vorschlag, aus einem gewissen Gefühl der Fürsorge für den blaß und elend aussehenden Fürsten heraus: „Ich bitte um Verzeihung, Euer Durchlaucht, das Wetter ist sehr häßlich. Befehlen Euer Durchlaucht nicht lieber das Auto?"

„Danke, Little." Naydeck ließ sich in den Pelz helfen, dann ging er langsam aus dem Hotel hinaus. Er glaubte, in seinen vier Wänden nicht mehr atmen zu können. Ob die Guerreira auch hier wohnte? Scheu glitt sein Blick durch die Halle. Nur fort, nur hinaus an die Luft! Ein Gang durch den Tiergarten; bei diesem Wetter würde es dort einsam sein. Vor unerwünschten Begegnungen war er dort wohl sicher. Vielleicht machte ihm das den Kopf wieder freier. Jetzt wollte er allein sein! Nicht einmal die Gestalt seines Chauffeurs hätte er ertragen können. Aber schon am Brandenburger Tor schlug seine Stimmung um. Nein, um Gottes willen, jetzt nur nicht allein mit den quälenden Gedanken bleiben! Unter Menschen mußte er, unter recht viel Menschen. Musik, Stimmen, Lichterglanz! Er winkte einer Autodroschke, fuhr zum Kaiserhof. Dort traf man keine Bekannten. Die gute Gesellschaft langweilte sich zum Tee bei Adlon. Im Kaiserhof saßen Leute, die man nicht kannte, die man aber leicht kennenlernen konnte, wenn man wollte. Die Halle des großen Hotels war, wie immer zur Teestunde, überfüllt. Viele gut angezogene, elegante Menschen. Aber der Kundige erkannte es gleich: tant de monde et pas des hommes! Man saß, stand herum, lachte, schwatzte in dem großen, angenehm erwärmten, hell erleuchteten Raum.

Die Klänge eines Wiener Walzers schmeichelten über die Tische dahin, der Hauch frischer Blumen in den vielen Vasen mischte sich mit dem Duft von Tee, Zigaretten, Parfüms, der eine Idee zu aufdringlich

war; eine Schar von Dienern in Eskarpins und roten Fracks eilte geschäftig hin und her, das Bild hatte etwas Hübsches, fast Intimes. Naydeck fand noch einen freien Tisch auf der Estrade, bestellte Tee, steckte eine Zigarette in Brand. Der warme, aromatische Trank tat ihm gut, eine schwere, aber wohltuende Müdigkeit überkam ihn, ließ die letzten Stunden mit ihrem furchtbaren Ernste zurücktreten. Sein Auge glitt gleichgültig über die vollbesetzten Tische. Irgend jemand grüßte zu ihm herüber, er dankte verbindlich. Fast durstig trank er seine Tasse leer. Dann lehnte er sich zurück, sein Blick ging ins Leere, auf dem goldbraunen Holz der Geige eines der Musikanten blieb er haften.

Ins alte Geleise kommt nicht mehr, dachte er, was einmal aus der Bahn geschleudert wurde. In ein anderes wohl, aber in ein totes, das unaufhaltsam bergab führt.

Losgelöst von der Gesellschaft, zu der er gehörte, und zu der er doch nie wieder zurückfinden konnte, auch nicht als Fürst Woronzeff zurückfinden konnte, — saß er hier, ein todeinsamer Mann. Der einzige Mensch auf der ganzen Welt, an dem er — furchtbar zu denken — durch die größte Lüge seines ganzen Lebens teil hatte, war Maria Virgilia. Und jetzt würde auch sie ihn verlassen und nie wieder ganz zu ihm zurückkehren. Ein bitteres Gefühl überkam ihn. Eltern, ja, die hätten begreiflicherweise anders empfunden. Aber wie sollte er die Kraft aufbringen, sich an den zweiten Platz schieben zu lassen, sich zu begnügen mit dem armseligen Rest von

Liebe, den der andere ihm lassen würde? Ach, das alles war ja ganz unmöglich. Bis jetzt hatte er das Herz Maria Virgilias besessen; nun sollte er abgetan sein, einem andern seine Stelle still abtreten.

Er schloß die Augen. Die Kapelle spielte aus der „Boheme"; er lauschte dem Spiel der Geigen wie im Unterbewußtsein. Sangen diese Stimmen nicht fast menschlich das Lied seines Herzens? Leicht und lockend tanzten sie erst dahin, glitzerten und reizten, spielten und schmeichelten, wurden dann eindringlicher, schienen in unendlicher Sehnsucht leise Fragen zu tauschen, begannen zu fliehen, wurden zurückgeholt, flohen von neuem, weinten in Sehnsucht, stürmten vorwärts und sanken schließlich mit leisem Schluchzen in ein Nichts, — in eine große Hoffnungslosigkeit zusammen.

„Befehlen Eure Durchlaucht noch eine Tasse Tee?" Ein Diener stand plötzlich vor ihm. Er schrak auf, sah nach der Uhr. Es war höchste Zeit; Maria Virgilia wollte ja den Abend gern in die Oper gehen. Er warf ein Geldstück auf den Tisch und ging schnell zu seinem Hotel zurück.

Die Zeit reichte gerade noch zum Umziehen, und als er Maria Virgilia abholen wollte, trat sie ihm schon auf dem breiten Korridor entgegen. Unter ihrem weißen Samtmantel mit Kragen und Aufschlägen von Silberfuchs schimmerte das mattrote Kleid, das sie am Abend des Balles getragen hatte. Eine lange Perlenkette umschlang doppelt den Hals und fiel tief herab. Sie kam ihm durch diesen kostbaren Schmuck älter, erwachsener

vor. Das blonde Haar leuchtete golden, die Augen schienen dunkler als sonst, über ihrer Haut lag ein rosiger Schimmer.

So schön kann nur junge Liebe machen, dachte Naydeck, als er mit ihr hinunterging, und dann die bittere Erkenntnis: nicht für mich — für einen andern — hat sie sich geschmückt, ist sie so schön.

Als sie die kurze Strecke der Linden hinauffuhren, legte ihm Maria Virgilia die Hand auf den Arm:

„Hast du Herrn von Ostrau geschrieben, daß wir in einigen Tagen zurück sein werden, Papali?"

„Ja, Gilia, ich schrieb es ihm."

Kaum gesprochen, schämte er sich der Lüge. Maria Virgilia streichelte dankbar seine Hand. Schweigend fuhren sie weiter. Morgen, dachte er, morgen schreibe ich ihm, wir kämen erst nach Wochen wieder nach Dietrichsdorf, vielleicht erst nach Monaten. Übrigens genügt ein Telegramm, ein Brief kann dann folgen. Heute abend oder morgen früh mußte er mit Maria Virgilia sprechen, sie zu einem Aufschub zu bewegen suchen, zu einer Wartezeit. Er klammerte sich an diesen Hoffnungsschimmer. Und dann morgen fort von Berlin, gleichviel wohin, nur fort!

Zur selben Stunde, da Naydeck mit der Prinzessin im Theater war, hielt Henderssen einen Brief in der Hand. Der Umschlag trug nur die Aufschrift: An den Sekretär Seiner Durchlaucht des Fürsten Woronzeff. Die Guerreira bat um telephonischen Bescheid ins Palasthotel, wann der Fürst am kommenden Tage eine

Stunde allein zu Hause sei. Henderssen drehte den elfenbeinfarbenen Bogen unschlüssig in der Hand, sah in Gedanken die wunderbar schöne Frau am Fuß der Treppe stehen. Warum wandte sie sich wohl mit ihrem Anliegen gerade an ihn? Wer war sie? Der Fürst schien sie zu kennen. Sollte er ihr Bescheid geben? Es war ja ein leichtes für ihn, ihr eine Stunde zu nennen. Die großen, schönen Augen der Unbekannten lockten. Er kämpfte mit sich, fühlte, daß er eine Indiskretion, einen Vertrauensbruch begehen würde, aber mit einer trotzigen Bewegung hob er den Kopf. Es war so etwas wie Weltschmerz über ihn gekommen: die Prinzessin, die sonst immer so gütig und freundlich mit ihm war, hatte ihn gerade heute übersehen, seinen Gruß nicht erwidert, als sie durch die Halle zum Auto ging. Sicher war es nur ein Zufall. Das wußte er. Aber trotzdem, es hatte doch weh getan. Er fühlte es so deutlich: zwischen ihm und der Prinzessin, deren Bild er im Herzen trug, lag eine Kluft, die viel zu breit war, um je überbrückt zu werden.

Aber sein anständiger Charakter hatte nicht lange mit diesen Zweifeln zu kämpfen, seine gerade Natur siegte schnell. Mit einem energischen Kopfschütteln zerriß er den Brief.

Als er dann später sein Zimmer aufsuchen wollte, ging der Fürst gerade vom Fahrstuhl über den Vorplatz zu seinem Salon.

Die Oper war also schon aus. Die Tür war halb offen geblieben. Henderssen sah die hohe Gestalt des

Fürsten, vom Licht des Kronleuchters hell beschienen, am Tische stehen, einen Brief in der Hand; dunkel hob sich der Kopf mit den schwarzen Haaren vom Weiß des Frackhemdes ab. Es fiel Henderssen auf, der Fürst sah bleich aus, die Züge waren so scharf umrissen, das Grau an den Schläfen schien in letzter Zeit mehr geworden, und — täuschte er sich? — oder lag wirklich eine stille Traurigkeit auf dem vornehmen Gesicht?

Henderssen ging auf dem dicken Teppich lautlos vorüber und dann noch einmal zurück. Sollte er hineingehen, den Fürsten von dem Schreiben in Kenntnis setzen, ihn darauf aufmerksam machen, daß die Frau, die er nicht zu sprechen wünschte, auf Mittel und Wege sann, an ihn heranzukommen? Aber da schloß auch schon Little die Tür zum Salon.

Während des Soupers kam es zwischen Naydeck und Maria Virgilia nicht zu der Aussprache, auf die sie so gehofft hatte. Sie sah blaß aus, in ihren Augen war ein unsicheres Fragen: warum schwieg nur der Vater so beharrlich über das, was ihr Herz überfließen machte, warum wich er ihr aus, schob etwas hinaus, was doch so selbstverständlich sein mußte wie das Licht der Sonne — es war ihr völlig unbegreiflich. Nein, heute mußte er mit ihr sprechen! Sie sah ihn aufmerksam und nachdenklich an, sein schlechtes Aussehen fiel auch ihr auf: dunkle Schatten unter den Augen, der Blick matt und müde, sein Gesicht schien ihr magerer geworden, von der leicht gebogenen Nase zum Munde zogen sich scharfe Linien, er kam ihr plötzlich fast wie

etwas fremd vor. Naydeck fing ihren Blick auf, in seine dunklen Augen trat ein warmes Licht, er lächelte sie freundlich an: da waren es wieder die Züge, die sie so liebte.

„Papali, sprich nachher mit mir!"

Ein warmes Bitten lag in ihren Worten.

„Morgen, Gilia, morgen. Ich verspreche es dir! Laß mich heute. Ich könnte heute nicht. Morgen wollen wir einmal wie zwei gute Kameraden alles miteinander besprechen."

Maria Virgilia lächelte dankbar, in ihr schönes Gesicht kehrte die Farbe zurück: nun würde ja alles gut werden.

* *
*

„Euer Durchlaucht, eine Dame bittet Euer Durchlaucht sprechen zu dürfen."

Es war morgens gegen elf Uhr. Naydeck hatte sich gerade zum Ausgehen bereit machen wollen.

Er brauchte den Namen auf der Karte nicht erst zu lesen, wußte es absolut sicher: nur die Guerreira konnte es sein, die ihn sprechen wollte. —

Little wartete auf Antwort.

Naydeck blickte dem Diener ins Gesicht, als sähe er durch ihn hindurch. Ablehnen, schoß es ihm durch den Kopf, ablehnen und in der nächsten Stunde Berlin verlassen! Aber sofort sah er das Törichte dieses Gedankens ein. Er mußte erfahren — um jeden Preis

mußte er erfahren, warum sie kam, zu wem sie kam? Seine ganze Existenz, seine eigene, Maria Virgilias Sicherheit hingen davon ab. Nach der Begegnung gestern, seiner schroffen, ja, verletzenden Haltung ihr gegenüber, konnte es nur ein ganz bestimmter, zwingender Grund sein, der sie noch einmal den Versuch machen ließ, ihn zu sprechen. Das war absolut klar. Aber welcher Art war dieser Grund? Wo immer er auch zu suchen war, ob sie zum Fürsten Woronzeff kam, ob ihre Rache den Grafen Naydeck suchte, hier ging es um Sein oder Nichtsein. Sollte er dennoch den Versuch machen, zu fliehen? Unmöglich! Damit hätte er sich selbst das Todesurteil gesprochen, hätte sich selbst jede Möglichkeit genommen, die Lage vielleicht doch noch zu retten. Nein! Er wies jeden Gedanken an Flucht von sich. — Es gab keine Wahl für ihn: er mußte die Guerreira empfangen, wollte er nicht von vornherein alles verloren geben. Er kam sich vor wie ein Mann, der sich aus dem vierten Stock des brennenden Hauses nur durch den furchtbaren Sprung in die Tiefe retten konnte: auch der Sprung bedeutete wohl Tod und Verderben, ließ aber doch die — wenn auch sehr geringe — Möglichkeit einer Rettung. Sein Entschluß stand fest. — Sollte er hinuntergehn? Nein, kein Mensch durfte Zeuge sein von dem, was zwischen ihm und dieser Frau gesprochen würde. In seinen eigenen Räumen mußte er sie empfangen.

Mit unbeweglichem Gesicht wartete Little noch immer auf die Entscheidung.

„Ich lasse bitten."

Erst als der Diener gegangen war, sah Naydeck auf die Karte: Mrs. R. Bakefield — Neuyork, stand darauf. So war die Heirat mit dem Amerikaner also doch zustande gekommen. Keinen besseren Verbündeten kann ich haben als diesen Mr. Bakefield, dachte er. „Sie wird es sich sehr überlegen, ihn hinter den Vorhang der Vergangenheit blicken zu lassen." Diese Erkenntnis gab ihm etwas von seiner Ruhe zurück. —

Als die Guerreira, die nicht auf Henderssens Nachricht gewartet hatte, eintrat, erhob er sich langsam. Wie seltsam, der Frau, der er einst nahestand, so wieder zu begegnen! Sein Herz schlug doch schneller. Aber nur für Sekunden. Jetzt war für Erinnerungen irgendwelcher Art kein Raum, vielmehr mußte er sich vor jedem Abirren der Gedanken aus der gefahrvollen Gegenwart in eine freundlichere Vergangenheit hüten. Wenn je, so war es jetzt Gebot der Stunde, mit schärfster Anspannung aller Sinne seine Rolle als Fürst Woronzeff durchzuführen, sich ganz in die Gefühle, die Empfindungen des Toten hineinzudenken, bis auf die subtilsten Einzelheiten, die feinsten Nuancen, so zu handeln, wie der Verstorbene wahrscheinlich gehandelt haben würde. Die Erkenntnis, daß nur vollkommenste Erfüllung all dieser Forderungen des Augenblicks ihm Rettung bringen könnte, erfüllte ihn mit fast überwältigender Kraft des Begreifens.

Little schloß die Türen.

Sie waren allein. —

Naydeck stand unbeweglich. In seiner Haltung lag Reserve, ein Hauch kühler Ablehnung. Zum Zerreißen gespannt lauschte sein Ohr: wie würde die Anrede dieser Frau lauten, die da im kostbaren Pelz, eine Reihe prachtvoller Perlen um den Hals, vor ihm stand? — Die nächste Sekunde entschied über sein Leben. — „Fürst Woronzeff" — — klang es da zu ihm herüber, und — ihm selbst unbegreiflich — es wurde ihm in diesem Moment fast schwer, ein Lächeln zu unterdrücken. — „Fürst Woronzeff, Sie sind sehr freundlich, mich zu empfangen." —

Er trat auf sie zu, beugte sich nur andeutungsweise über ihre Hand:

„Madame, darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen."

Sein Blick suchte jetzt ruhig, aber nicht unfreundlich den der Guerreira, die ihm gegenüber auf einem Sessel Platz genommen hatte und ihn aus ihren dunklen Augen, schön und brennend wie einst, ansah.

Es entstand eine Stille. Naydeck glaubte im Vorteil zu sein, wenn er die Führung der Unterhaltung in die Hand nahm.

„Madame," sagte er langsam und mit größter Höflichkeit, „was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches? Sie werden es — verzeihen Sie meine Offenheit — begreifen, wenn Ihr Besuch mich einigermaßen überrascht."

Rosaria Guerreira sah einen Augenblick an ihm vorbei, dann hob sie den Kopf, lächelte ihn mit liebenswürdiger Offenheit an. —

„Das verstehe ich sehr gut, Fürst. — Ich hatte es ja auch selbst nicht gedacht, Sie noch einmal im Leben wiederzusehen; ja, vielleicht einmal so im Vorüberfliegen, in irgendeiner Hauptstadt Europas, einem Badeort — man sieht sich und sieht sich doch nicht —, aber nicht so, daß ich Ihnen noch einmal allerlei sagen könnte, was ich auf dem Herzen habe."

„Wie soll ich das verstehen, Madame?" Naydeck fragte es zögernd, erstaunt. Sein eben eingeschläfertes Mißtrauen wurde wieder wach, diese große Liebenswürdigkeit, diese vollkommen offene, ja fast harmlose Art machte ihn von neuem mißtrauisch, mißtrauischer jedenfalls, als es das Gegenteil bewirkt haben würde! War diese Frau vielleicht doch im Begriff, ihm den Giftbecher zu reichen? Wollte sie ihn überrumpeln? Einer gekränkten Frau ist alles zuzutrauen. — Aber da fuhr sie auch schon — ein bißchen befangen — fort:

„Ja, Fürst, ich habe seit langem den Wunsch, Ihnen einmal zu sagen, wie unrecht ich Ihnen damals tat, so von Ihnen zu gehen; ich hätte diesen Weg des Abschieds nicht wählen dürfen — und, um es nur gleich zu sagen, auch nie zu wählen brauchen."

„Madame, Ihre Liebenswürdigkeit setzt mich in Verlegenheit."

„Nein, Fürst Woronzeff, das will ich ganz und gar nicht! Ich habe unrecht gehandelt und möchte das gerne wieder gutmachen, soweit ich es eben gutmachen kann. Weiter nichts. Und daß ich heute versuchte, Sie doch noch zu sprechen, nachdem Sie gestern so — so an mir

vorübergingen, das soll Ihnen beweisen, wie ernst mir das alles ist."

„Madame, ich kann nur wiederholen, Sie setzen mich in Verlegenheit. — Aber wollen wir nicht die Vergangenheit ruhen lassen und von der freundlichen Gegenwart sprechen? Ist es Ihnen recht? Und nun vor allem meinen aufrichtigsten Glückwunsch zu Ihrer Verheiratung! Sie sehen schöner denn je aus, weil Sie glücklich scheinen."

Die Guerreira lächelte: „Das bin ich auch. Ich habe alles, was ich mir nur wünschen kann. Jetzt halten wir uns vorübergehend in Europa auf, — heute mit dem Mittagszug geht es nach Wien."

„Heute schon?" Er fragte es fast zu hastig, zu interessiert.

„Ja, heute. Und Sie, Fürst, bleiben Sie noch länger hier?"

Da stutzte er. Wollte sie wissen, wo er zu finden war? Er schien die Frage zu überhören. Wollte sie ihn im Auge behalten? Und plötzlich war er entschlossen, diese Art der Unterhaltung abzubrechen, seine seelische Verfassung vertrug kein langes Katz-und-Mausspiel mehr; lieber der Gefahr gerade in die Augen sehen, mitten ins Schwarze zielen, aber wissen, woran man war.

„Von Ihrer Heirat wußte ich übrigens schon längere Zeit, Madame," sagte er, „ein Mr. Macley erzählte mir von Ihrer Verlobung. Vor Monaten traf ich ihn in Luzern, glaube ich, und denken Sie, diesem Mr. Macley erging es genau wie Ihnen gestern, er hielt mich

im ersten Augenblick für unsern alten Bekannten, den verstorbenen Grafen Naydeck." —

Ein Schatten legte sich bei Nennung dieses Namens über Rosaria Guerreiras Gesicht, in ihre dunklen Augen trat ein seltsamer Ausdruck.

„Graf Naydeck, ja", sagte sie zögernd. „Ich dachte gestern abend, er stünde vor mir. Ich habe mich sehr erschrocken!"

„Es tut mir aufrichtig leid, die unfreiwillige Veranlassung dazu gewesen zu sein. Damals, mit Mr. Macley hat mich die Verwechslung amüsiert. Daß gestern allerlei andere Empfindungen hinzukamen, — werden Sie begreifen und darum verzeihen, Madame." —

Rosaria Guerreira schien mit einer kurzen Verlegenheit zu kämpfen. Naydeck beobachtete sie angestrengt, aber dann sagte sie wieder mit liebenswürdiger Offenheit:

„Sehen Sie, Fürst, als ich gestern hier im Hotel Bekannte besuchte, da dachte ich gar nicht an die Möglichkeit, Ihnen zu begegnen, aber da fuhr gerade ein Auto vor, Gepäck wurde abgeladen, das mir plötzlich irgendwie bekannt vorkam; ich sah Ihren Diener dabeistehen. Da dachte ich den Zufall zu nützen und eine Schuld abzutragen, die mir die Erinnerung trübte. Ja, Fürst, ich wollte Sie ganz einfach bitten, mir Vergangenes nicht weiter nachzutragen." —

Naydeck wußte nicht recht, was nun eigentlich war. Sprach sie die Wahrheit, handelte es sich wirklich um die paar Worte der Entschuldigung, — oder war das

Ganze nur ein Vorfühlen, ein raffiniert geschicktes Doppelspiel?

Er verneigte sich dankend. Jetzt galt es herauszubringen, was sie von Naydeck wußte.

„Aber warum," fragte er, „erklären Sie mir das doch, waren Sie gestern so zu Tode erschrocken, als Sie mich für den Grafen Naydeck hielten?"

„Weil ... weil er doch tot sein soll!"

„Nicht nur tot sein soll. Leider ist er es wirklich."

„Ist er es ganz bestimmt?"

„Ja, Madame. Aber Sie kannten ihn doch nur flüchtig?"

„Ja, flüchtig."

„Ich war noch bis zu den letzten Tagen mit ihm zusammen."

„Erzählen Sie, bitte." —

„Warum aufs neue in der trüben Vergangenheit wühlen?"

„Weil ... es interessiert mich."

„Und Sie haben mich deshalb aufgesucht — oder wenigstens — auch aufgesucht? Verzeihen Sie die offene Frage."

„Sie sagen es ganz richtig, — auch, aber doch erst ganz in zweiter Linie."

„Sie haben so viele Menschen während unseres Zusammenseins kennengelernt, Madame. — Ihr Interesse gerade für den einen erstaunt mich ein wenig?"

„Und wenn ich Sie trotzdem bitte, mir zu erzählen, Fürst?"

„Warum nicht. Ihr Wunsch kann leicht erfüllt werden. Graf Naydeck — war mein Freund."

„War Ihr Freund, Fürst?"

„Er ist es nicht mehr. Auch nicht mehr in der Erinnerung."

„Das verstehe ich nicht recht. Aber ich will nicht indiskret sein."

„Sollten Sie wirklich so gar nicht verstehen können?"

In Naydecks Stimme klang ein verstecktes Drohen. Die Guerreira merkte es wohl. Sie wurde unruhig, spielte nervös mit den Handschuhen, als Naydeck fortfuhr:

„Soll ich Ihnen also alles erzählen, was ich weiß?"

„Ich überlasse es Ihnen, das zu erzählen, was Sie für richtig halten!"

„Gut, so hören Sie zu." Er kreuzte die Arme, seine rechte Hand lag auf dem dunklen Stoff seines Anzuges. Ihr Blick streifte flüchtig diese Hand, kehrte zurück, blieb auf ihr haften. Und während er jetzt sprach, schien ihre Aufmerksamkeit immer stärker zu werden, in ihre Augen trat eine solche Überspannung der Denktätigkeit, daß sie allmählich fast einen unheimlichen, starren Ausdruck annahmen. Naydeck hätte die Hand fortnehmen mögen, — er wagte es nicht. Mit keinem Wort, keiner Frage unterbrach sie ihn; er hatte das Gefühl, als höre sie überhaupt nicht mehr zu, und als er jäh — ohne jeden Übergang — schwieg, blieb dieser unheimlich starre Ausdruck in ihren Augen. Plötzlich aber schüttelte sie die Erstarrung ab, und — wie um ihm

für das eben Gehörte zu danken — hielt sie ihm ihre Hand hin. — Er mußte die seine hineinlegen, ihm blieb nichts anderes übrig. Aber seltsam, sie ließ diese Hand nicht wieder los, starrte wie hypnotisiert auf sie nieder.

Ein merkwürdiges Schwächegefühl überkam ihn, — sein Denken setzte aus. Was war nur mit seiner Hand? Was bereitete sich jetzt vor?

So konnte es geschehen, daß er ein leises Klopfen überhörte. — Die Tür ging auf, Maria Virgilia stand, ohne das Herein abgewartet zu haben, mitten im Zimmer, zum Ausgehen fertig angezogen.

„Papali, wo bleibst du? Du wolltest..." Jetzt erst sah sie den Besuch. Die Guerreira hatte Naydecks Rechte fallen lassen, und so, wie eben noch auf die Hand, so starrte sie jetzt auf die Prinzessin, schien krampfhaft nach Zusammenhängen zu suchen, nach Fassung zu ringen. — Langsam erhob sie sich.

Auch Naydeck stand auf, eine höfliche Geste zu Maria Virgilia hin:

„Madame, darf ich Ihnen meine Tochter vorstellen?"

Die beiden Frauen traten aufeinander zu, reichten sich die Hände. Ein wunderbar reizvoller Kontrast: beide in ihrer Art vollkommen. Die eine auf dem Höhepunkt ihrer rassigen, dunklen Schönheit, deren sie sich voll bewußt war — die andere, noch längst nicht zu vollster Schönheit erblüht, zart, unendlich vornehm, unendlich anmutig, umweht von einem Hauch eigener Art.

„Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Prinzessin!" Die Guerreira sagte es stockend, verwirrt, suchte ge-

waltsam etwas abzuschütteln. „Sie sind schon lange aus England zurück?“

„Ach, schon lange,“ lachte Maria Virgilia, „nicht, Papali? Schon viele Monate bin ich zurück, fast ein Jahr, Madame. Aber ich möchte nicht stören, ich gehe schnell allein. Wo treffen wir uns, Papali?“

Mit einer reizenden Bewegung legte sie ihm den Arm um die Schultern.

Wie abwesend sah die Guerreira auf dieses Bild.

„Bleib noch einen Augenblick, Gilia,“ sagte Naydeck rasch, „ich komme dann nachher mit dir. Mistreß Bakefield ist eine alte Bekannte von mir, wir sprachen gerade von gemeinsamen Freunden und früheren Zeiten.“

Aber die Guerreira schloß bereits ihren Pelz und machte Miene zu gehen:

„Ich will Sie nicht länger aufhalten,“ sagte sie, „ich sehe, Sie haben noch etwas vor.“

Seine Aufforderung, noch zu bleiben, klang matt. Sie schüttelte auch bereits den Kopf: „Unser Zug geht schon in einer Stunde. Prinzessin — es war mir eine große Freude, Sie kennengelernt zu haben. Leben Sie wohl, Fürst. ‚Auf Wiedersehen‘ darf ich nicht sagen. Ein Meer liegt zwischen uns.“

Er brachte sie bis zur Tür.

„Madame, ich danke Ihnen, daß Sie den Weg zu mir fanden; die Erinnerung liegt wieder hell und freundlich zwischen uns.“

Die Tür schloß sich leise hinter der schönen Frau.

Naydeck atmete auf, wie von einem entsetzlichen Alb befreit.

Während er dann mit Maria Virgilia durch die Straßen Berlins fuhr, später beim Frühstück, war er zerfahren, erregt. Die Begegnung mit der Guerreira schwang in ihm nach, das Bewußtsein, nur durch Maria Virgilia aus einer Lage gerettet zu sein, die auf des Messers Schneide stand, erfüllte ihn mit schmerzlicher Scham, erniedrigte ihn vor sich selbst. Immer und immer wieder fragte er sich: was in aller Welt mag sie nur an meiner Hand gesehen haben? Ihre ganze Art war so auffallend, so ostentativ prüfend gewesen. Irgend etwas mußte da gewesen sein, was ihm hätte zum Verhängnis werden können, wäre nicht Maria Virgilia im rechten Augenblick dazwischengetreten. Aber so sehr er auch sein Hirn zermarterte, nichts fiel ihm ein, was ihm das fast fassungslose Erstaunen der Guerreira hätte erklären können. Schließlich gab er das aussichtslose Grübeln auf. Es führte zu nichts, erregte ihn nur unnötig, nahm ihm die Spannkraft. Und die brauchte er jetzt mehr denn je: stand ihm doch noch die Aussprache mit Maria Virgilia bevor, bei der er den verzweifelten Versuch machen wollte, dem Schicksal wenigstens noch eine Spanne Glück zu entreißen. Der Gedanke an das Bevorstehende beunruhigte, ja ängstigte ihn geradezu.

Sie war seiner Aufforderung, nun alles einmal ruhig miteinander zu besprechen, freudig gefolgt. Little hatte den Kaffee hinaufgebracht, war wieder verschwunden; aber, als dann der Vater zu sprechen anfing, klang es

ganz anders, als sie gedacht, gehofft hatte. Erst hörte sie still und erwartungsvoll zu, dann wurde sie leise aufmerksam, in ihre Züge trat allmählich befremdete Abwehr. Dachte der Vater, sie sei noch ein Kind, das heute liebte und morgen vergaß? Sie schüttelte den Kopf, ihre Augen wurden dunkel, fast schwarz, die feinen Flügel ihrer Nase blähten sich leicht, der Mund schloß sich herbe, ein rasches Recken, ein unmerkliches Zurückwerfen des Kopfes: hätte Naydeck sie jetzt angesehen, so wäre ihm in diesem Augenblick eine große Ähnlichkeit mit ihrem verstorbenen Vater aufgefallen. Aber er sah sie absichtlich nicht an. Die Hände auf dem Rücken, ging er mit großen Schritten auf dem Teppich vor ihr auf und ab, von dem Fenster zur Tür und wieder zurück. Seine Blicke bohrten sich in das bunte Muster zu seinen Füßen. Rasch und fließend sprach er, die Worte strömten ihm zu aus übervollem Herzen, waren voller Güte und Liebe, beflügelt durch seine Erregung, beseelt von seiner inneren Not. Aber Maria Virgilia hörte aus allem, was er sagte, nur das „Nein", und ihr rasches Auflehnen gegen den Willen des Vaters wich einem tiefen Schmerze. Sie sagte kein Wort, machte keinen Einwurf.

Naydeck schwieg endlich. Er war an der großen Balkontür stehengeblieben, sein Blick flog über den Pariser Platz; am Brandenburger Tor trat die Wache unter Gewehr: eine Hofequipage, mit hellbraunen, hochtrabenden Karossiers bespannt, neben dem Kutscher der Leibjäger mit wehendem Federbusch, kam gerade

durch das Brandenburger Tor die Linden herauf. Die Stille im Zimmer bekam für ihn plötzlich etwas Beklemmendes. — Jetzt muß ich mich umdrehen, dachte er. Als er es dann schließlich tat, traf sein Auge ein unerwarteter Anblick: ein blonder Kopf beugte sich über verschlungene Hände im Schoß, und über eine erblaßte Wange rann langsam eine Träne. — Dieser kristallene Tropfen, der jetzt langsam auf die Hände fiel, entwaffnete ihn vollkommen! Alles Gute, Weiche, in seinem Herzen vom Leben übriggelassen, rann zusammen. — Nein, das nicht, das wollte er nicht, niemals, dann sollte lieber kommen, was kommen mußte! Mit ein paar Schritten war er neben ihr, kniete vor ihr nieder, küßte ihre Hände: „Gilia, sag', was ich tun soll? Habe keine Angst! Es soll ja alles sein, wie du es willst; sei wieder froh, Gilia — oh, wie traurig sind deine Augen! — Nein, Gilia, das wollte ich nicht, hab' Vertrauen zu mir, dann wird doch noch alles gut werden!"

Sie schlang die Arme um ihn, legte das Gesicht dicht an das seine — er fühlte, sie weinte jetzt — aber die Tränen lösten sich leicht, befreit von ihren Augen. Er ließ sie langsam aus seinen Armen, sie sahen sich lächelnd an, in ihren Augen ein dankbares Leuchten, in den seinen ein stiller Verzicht, eine wehe Traurigkeit um unwiederbringlich Verlorenes. — Er stand auf, nickte ihr zu und klingelte aus dem Nebenzimmer nach Little.

„Wir wollen abfahren," hörte ihn Maria Virgilia sagen, „packen Sie, die Chauffeure sollen sich bereit halten."

Dann trat er in die Tür: „Wann kannst du fertig sein, Gilia? In einer Stunde? Gut. Dann also um drei Uhr, Little. Schicken Sie mir Herrn Hendersen. Er soll Dietrichsdorf anrufen."

Im Augenblick des Abfahrens eilte Hendersen vom zweiten Wagen aus nach vorn:

„Euer Durchlaucht, ich habe keinen Anschluß nach Dietrichsdorf mehr bekommen können."

Naydeck durchzuckte es: ein letzter Aufschub? Ein kurzes Zögern ... nein, er wollte ihn selbst nicht mehr!

„Sagen Sie dem Portier Bescheid. Er kann es dann ausrichten."

„Sehr wohl, Euer Durchlaucht."

Auf der langen Fahrt in den trüben Nachmittag und dann in den rasch sinkenden Abend hinein beschäftigten sich Naydecks Gedanken fast unausgesetzt mit dem Tode. Er wies es schroff von sich, ihn vielleicht zu suchen, weil er sich seinem Leben nicht mehr gewachsen fühlte; müde war er dieses Lebens der Lüge geworden, aber fürchten tat er es nicht. Auch die bevorstehende Begegnung mit seinem Bruder schreckte ihn nicht. Er würde auch ihr gewachsen sein, würde Herr der Lage sein und bleiben, er wußte es. Sein Blick ging zu Maria Virgilia. Sie saß schweigend, ein stilles Glück in den Augen, neben ihm. Ihr Blick war verträumt in die Ferne gerichtet. Von den Heizkörpern unter den Füßen war der Wagen angenehm durchwärmt, sie hatte ihren Pelz geöffnet, auf der dünnen weißen Seidenbluse hielt eine Perlnadel einen Veilchenstrauß, den er

ihr am Vormittag gegeben hatte. Jetzt begegnete sie seinem Blick, und da nahm sie plötzlich — unvermittelt — seine Hand zwischen ihre beiden warmen:

„Papali, ich muß dir noch etwas sagen, ehe wir nach Dietrichsdorf kommen, vor dem morgenden Tag. Es drückt mir sonst das Herz ab, ich könnte sonst nicht ganz froh sein! Ich muß es dir sagen, wie lieb ich dich habe, wie ich an dir hänge, wie nie, nie etwas zwischen meine Liebe zu dir treten könnte. Sie bleibt ganz unberührt von dem Neuen in meinem Herzen, sie hat gar nichts damit zu tun! Du mußt das auch fühlen, Papali! Auf der ganzen Welt kann keiner dich mir ersetzen! Zu dir habe ich das größte Vertrauen..."

Naydeck wußte auf einmal genau, warum ihm der Gedanke an den Tod nahegetreten war. — Maria Virgilia hatte es eben ausgesprochen. Vertrauen! Hatte es je ein Mensch zu ihm gehabt? Kaum! Sie war der erste, der es ihm schenkte. Wenn er dies Vertrauen je verlieren würde, es schien ihm unendlich schlimmer als der Tod. Er beugte sich rasch über ihre Hand und küßte sie.

„Mein Liebling, mein einziger Liebling du!"

Der Chauffeur schaltete eben das Licht ein. Die Nacht senkte sich schnell hernieder, weit warfen die Scheinwerfer ihre Lichtkegel über die regennasse Straße, der große, starke Wagen sauste jetzt mit siebzig Kilometer Geschwindigkeit: man wollte vor Einbruch der Nacht in Dietrichsdorf sein. Naydeck und Maria Virgilia schwiegen, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäf-

tigt. Wie verschieden waren doch die Gedanken dieser beiden Menschen, die das Leben so eng verknüpft hatte.

Dietrichsdorf erwartete sie, alles war erleuchtet. Fast zu gleicher Zeit bogen die drei Wagen, die sich scharf auf den Fersen geblieben waren, in die Allee ein. In wenigen Minuten waren die Koffer im Hause. Little und Franz eilten ans Auspacken, Maria Virgilias Kammerfrau war schon oben in den Zimmern ihrer jungen Herrin verschwunden.

Maria Virgilia sagte Naydeck in der Halle gleich gute Nacht:

„Ich bin müde, Papali. Oben trinke ich noch eine Tasse Tee. Dann lege ich mich gleich hin."

Von der halben Treppe aus winkte sie ihm noch einmal zu:

„Schlaf gut, Papali! Und denk daran, was ich dir sagte!"

Er nickte ihr freundlich zu. Aber seine Augen schienen ihr so traurig. Und plötzlich eilte sie noch mal die paar Stufen herunter, reckte sich zu ihm auf, nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn leise auf die Augen.

Naydeck ging auf sein Zimmer, trank etwas Tee und aß eine Kleinigkeit. Dann klingelte er nach Little und schickte ihn zu Bett. Er wollte ihn heute beim Auskleiden nicht um sich haben. — So suchte auch er die Ruhe. Aber er suchte sie vergebens. Erst als der Morgen graute, fiel er in einen unruhigen Schlaf der Erschöpfung.

Zwölftes Kapitel

Als Little am Morgen die Vorhänge aufzog, schien die Sonne hell und warm ins Zimmer: es war Frühling geworden über Nacht.

„Wie schön das Wetter zu sein scheint", sagte Naydeck. Erst langsam, mühsam mußte er seine Gedanken zur Wirklichkeit zurückrufen.

„Es ist warm und sonnig, Euer Durchlaucht."

„So will ich schnell aufstehen. Ist das Bad fertig?"

„Sehr wohl, Euer Durchlaucht."

Es kostete ihn Überwindung, aufzustehen. Er fühlte sich müde und zerschlagen. Der Schlaf hatte keine Erquickung gebracht. Aber was half es! In zwei Stunden würde Manfred da sein. Er brauchte Zeit zur Sammlung, zur Überlegung. Wenn er auch die letzten Tage mit seinen Gedanken unablässig bei all diesen Ereignissen, die jetzt über ihn hereinbrachen, gewesen war, so blieb doch noch manches zu bedenken, zurechtzulegen. So erhob er sich mit raschem Entschluß, nahm ein Bad, kleidete sich an. Das Frühstück berührte er nicht, trank nur eine Tasse Tee, rauchte dazu seine schweren Zigaretten. Little erschien mit einem Stoß Postsachen, räumte den Teetisch ab, rückte Zigaretten- und Aschenschale zurecht.

„Schläft die Prinzessin noch?"

„Nein, Euer Durchlaucht. Ihre Durchlaucht sind beim Frühstück. Die Kammerfrau hat es eben bestellt."

„Zum Zehnuhrzuge aus Görlitz schicken Sie das Auto zur Bahn, Little. Ich erwarte Besuch."

„Zum Görlitzer Zug. Sehr wohl, Euer Durchlaucht."

„Bis dahin will ich nicht gestört werden."

Der Diener verschwand, und in diesem Augenblick sank Naydeck in sich zusammen. Auf seine Züge, die etwas Scharfes, Eckiges bekamen, legten sich Schatten. Wie eingegraben stand eine tiefe Falte über der Nase, stumpf und matt blickten die Augen. Er erhob sich schwer, ging müde zum Fenster und zog die Vorhänge zu. Das helle Sonnenlicht war ihm unerträglich. Dann wandte er sich zur Tür und schloß sie ab. Er mußte allein sein. Aus dem Schreibtisch nahm er das Kuvert heraus, das die Aufzeichnungen seines Lebens enthielt, und blätterte in den Papieren; ab und zu schien ihn irgendeine Stelle stärker zu interessieren, so daß er lesend bei ihr verweilte. Schließlich legte er die Papiere wieder in das Kuvert, starrte — versunken in Gedanken — vor sich hin. Seine Hand strich über das dunkle Haar bis tief in den Nacken herab; dort blieb sie liegen. Langsam sah er sich in dem vertrauten Raume um, wie ein Fremder fast. Und war doch der Sohn dieses Hauses! — Hier, wo sein Schreibtisch stand, hatte der Vater gesessen, und dort — hatte die Mutter gestanden, als er seine Hand zum letzten Male auf jene Türklinke legte. Und in einer Stunde würde sein Bruder durch dieselbe Tür treten. Naydeck schauerte zusammen, wie im Fieber.

Unaufhaltsam geht es dem Abgrund zu, dachte er.

Ich stehe dabei und rühre keine Hand, suche nach keinem Ausweg mehr. Auch ich habe eine Weile zu den Toren gehört, die glauben, das Leben zwingen zu können. Dabei hat es Fangball mit mir gespielt, ließ mich das Glück ahnen, nur um mich mein Elend um so grausamer erkennen zu lassen. Irrend tappen wir im Dunklen, während die Welt uns neidisch auf den Höhen des Daseins wähnt, und wenn dann das Schicksal die Rechnung präsentiert, müssen wir schließlich zahlen, und sei es mit dem eigenen Herzblut.

Aus der Halle klang ein warmes Mädchenlachen. Gilia! — Naydeck fuhr zusammen. Wie ein Peitschenhieb traf ihn dieses Lachen.

Alles war schlecht in meinem Leben, schrie es in ihm auf. Aber meine Liebe zu ihr war rein und gut!

Mein Gott, mein Gott, dachte er, wo liegt denn nur des Lebens Sinn? Solange ich das Schlechte wollte, blieb ich Sieger, und jetzt, da ich das Gute will, ruft mir das Schicksal ein „Halt" zu und läßt mir keinen Ausweg mehr. Ist das nicht unfaßbar? Nicht der Wille zum Schlechten, nein, der reinste Wille zum Guten vernichtet mich.

Das Ende war da, war da mit unerbittlicher Grausamkeit. Es gab keinen Ausweg mehr. Wohl, er konnte sich in seinen Wagen setzen, fortfahren, irgendwohin verschwinden, untertauchen. Vor ihm lag ja noch eine ganze Stunde zu seiner Entscheidung, eine ganze lange Stunde. Für einen Mann wie ihn war das eine weite Spanne Zeit. Wie oft waren Sein oder Nichtsein

von einem Entschluß abhängig gewesen, der in Minuten, ja in Sekunden gefaßt werden mußte. Auch heute war er noch Herr seiner Entschlüsse, konnte handeln, wie es ihm gut schien. Seine materielle Lage machte ihm das Handeln leichter denn je, gab ihm die Möglichkeit, zu leben, wie und wo er wollte. Leben? — Ohne Maria Virgilia? — War das ein Leben?

Ein Ausdruck verzweifelter Hoffnungslosigkeit, fast hohnvoller Verbitterung trat für Sekunden in seine Augen. Dann hob er ganz leise, fast unmerklich die Achseln, machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle er ausdrücken: ich habe nichts mehr zu geben und nichts mehr zu empfangen.

Er hob die Augen; sein Blick schien, völlig losgelöst von den Dingen, die ihn umgaben, weite Fernen zu suchen. Regungslos saß er vor seinem Schreibtisch. Sein ganzes Leben lag vor ihm, bis in alle Einzelheiten. Ruhig und unerbittlich mit sich selbst, zog er die Bilanz. Er hatte den Kampf mit dem Schicksal aufgenommen. Leicht war er wahrhaftig nicht gewesen! Aber er hatte diesen Kampf bestanden, das Schicksal meistern können, solange er der hergebrachten Moral gespottet, die Grenzen, die das Mögliche vom Unmöglichen, das Schlechte vom Guten, die Wahrheit von der Lüge schieden, hohnvoll mißachtet hatte. Der Schande hatte er getrotzt, die Armut besiegt, tausend Gefahren verachtet, gespielt mit Frauengunst und Mannesfreundschaft, Hohn und Verachtung nur hatte er für alle jene geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze gehabt, die die

bürgerliche Gesellschaft gegen die ureigenen Raubtierinstinkte wie Stacheldraht umgeben. Seine Rechnung hatte gestimmt, solange nur der Verstand ihn beraten hatte. Und jetzt, da das Herz sprach, da er nicht mehr die Macht hatte, diese Stimme zu überhören, jetzt, da er entschlossen war, sich nur von guten und edlen Empfindungen leiten zu lassen, jetzt brach alles um ihn zusammen, und hilflos stand er vor den Trümmern seines Lebens.

Die tiefe Erbitterung, die ihn einst gegen seine Kaste beherrscht hatte, war einer vollkommenen Gleichgültigkeit gewichen. Je mehr er Welt und Menschen kennenlernte, je tiefer er in die Widersprüche, aus denen das Leben bestand, eindrang, um so klarer hatte er erkannt, daß niemand das Recht hatte, zu richten, ohne den Willen zu haben, wenn die Zeit gekommen ist, auch wieder zu vergeben. Mußte nicht das Recht zum Niederreißen die Pflicht zum Aufrichten nach sich ziehen? Konnte denn der, der sich dieser Pflicht nicht voll bewußt war, von einer sittlichen Weltordnung zum Richter berufen sein? Konnte nicht das hohe Amt des Richtens nur dann ein heiliges, unverletzliches Amt sein, wenn es auf unerschütterlicher Gerechtigkeit errichtet war?

Wie aber sollte ein Richter verstehen können, der nur bereit war, zu verdammen? Und wie — so fragte er sich weiter — sollte es möglich sein, dort Gerechtigkeit zu finden, wo man vergeblich Verstehen suchte? Ihm, dem blutjungen Offizier, der schließlich doch das Opfer

einer nicht unedlen Leidenschaft geworden war, hatte man damals nur die Wahl zwischen der Kugel und dem Verkommen gelassen. Man hatte sich das Recht, zu richten, angemaßt, aber von dem höheren Recht des Vergebens keinen Gebrauch gemacht.

Mit einer schneidenden Bewegung fuhr Naydecks Hand durch die Luft. Mit all diesem war er längst fertig! Seit langem schon und heute erst recht! Das waren Dinge, über die er hinausgewachsen war, die er mit einem Achselzucken fast mitleidiger Verachtung abtat. Mochten kommende Generationen diese Frage lösen. Er hatte nichts mehr damit zu tun. Menschenverachtung, klare Erkenntnis der Unzulänglichkeit aller Dinge hatten ihm auch die letzten Illusionen genommen.

Und nun war Maria Virgilia in sein Dasein getreten, war ihm in den Weg gestellt, als solle ihm noch einmal gezeigt werden, wie vollkommene Arbeit das Schicksal getan hatte. Ihn, für den es längst keine Hemmungen mehr gab, der geglaubt hatte, überhaupt nicht mehr auf unlösbare Konflikte stoßen zu können, dem sein scharfer Verstand immer der beste und zuverlässigste Bundesgenosse gewesen war, der sich gegen alle weichen und edlen Regungen menschlichen Empfindens gefeit glaubte, ihn, den Starken, Selbstsicheren, Zielbewußten, ihn hatte Maria Virgilia, dies halbe Kind, vor einen Konflikt gestellt, dessen Tragik ihn völlig überwältigte, hatte ihm alle Waffen des Verstandes und der Überlegung genommen, ihn zum Opfer seines Herzens gemacht, das er längst verloren glaubte, und

das doch nur geschlafen hatte. Er fühlte es, das Schicksal war mit unerhörter, vernichtender Gewalt über ihn hereingebrochen. Vor seiner erbarmungslosen Logik gab es kein Entrinnen.

Naydeck begriff es ganz klar und vollkommen, es galt jetzt nicht mehr, darüber zu sinnen, aus diesem Labyrinth der Irrungen und Lügen vielleicht doch einen Ausweg zu finden, sondern es konnte sich jetzt nur noch darum handeln, mit der einen einzigen Frage fertig zu werden: „Wie trage ich das Unabänderliche als ein Mann, wie diene ich Maria Virgilia?"

Was galt ihm noch das Leben? Er schleppte daran wie an einer drückenden Bürde. Mit ihm abzuschließen, hatte ihn nie allzu schwer gedünkt. Heute, da er ärmer als der ärmste Bettler neben den Scherben seines Lebens stand, war es ihm nicht mehr als ein getragenes Hemd, das man beiseite legt. Ein Feigling war er nie gewesen. Heute schien ihm das Bewußtsein ein Trost, jeden Augenblick den Vorhang über das Drama seines Daseins fallen lassen zu können. Nur der Abschied von Maria Virgilia machte das Scheiden schwer.

Aufhorchend, wandte er den Kopf zum Fenster. Hufschläge klangen von draußen herauf.

In Naydecks Augen, die eben noch grübelnd, ja hart geblickt hatten, trat ein Ausdruck, in dem sich Weichheit und Bitterkeit eigentümlich mischten. Er erhob sich, trat zum Fenster und schlug die Vorhänge auseinander. Unten am Reitstall stand Gilia mit ihrem Pferde. Ein Stalljunge hielt es am langen Zügel. Das Fell des

schönen Schimmels glänzte in der Sonne wie Seide. Gilia klopfte ihm den edlen Hals und ließ ihn nach Zucker suchen. Jetzt trat Henderssen aus der Stalltür, auf dem Arm einen jungen, braunen Jagdhund; er hielt ihn der Prinzessin hin, und sie streichelte den dicken, kleinen Tolpatsch.

Naydeck starrte auf dies Bild.

Nicht einmal als armseliger Zaungast kann ich bleiben, schrie es in ihm auf! Verlieren muß ich auch das eine einzige, was gut und groß, was rein war in meinem ganzen verfehlten Dasein! Ein Leben ohne sie, mitleidig geduldet neben ihr, was wäre es weiter als ein trostloses, verzehrendes Sehnen ohne Ende, als ein langsames Verbluten, ein qualvoller, lebendiger Tod! Nein, nie und nimmer! Für manche mochte es tragbar sein. Für ihn war es untragbar!

Ob sie wohl noch einmal aufsah?

Aber sie sah nicht auf, sprach weiter mit Henderssen, wandte sich dann dem Stalle zu. Jetzt blieb sie noch einmal stehen, lockte lachend den Hund, dann betrat sie den Stall.

Mit einer Bewegung tiefer Erschöpfung ließ Naydeck sich wieder in seinem Sessel vor dem Schreibtisch nieder, barg sein Gesicht in den Händen. Seine Empfindungen schwankten noch einmal zurück, wie in einem letzten Auflehnen einer starken und stolzen Natur gegen das unabänderliche, wenn auch selbstgewählte Schicksal. Jeder Kampf ist schließlich ein Auf und Nieder, und das Ringen, das zwischen Wollen und Vollbringen

liegt, ist ausgefüllt von Bejahung und Verneinung, Schwankungen und Widersprüchen. Kleine Naturen kämpfen auch dann nur kleine Kämpfe; ihr Entschluß ist feige Resignation, ihre Schwäche Kraftlosigkeit. Aber der Starke ringt auch stark mit dem unerbittlichen Geschick.

„Gilia," stöhnte er leise, „Gilia, wie schwer ist es doch, wenn man Abschied nehmen soll! Bin ich denn feige? Ich möchte es nicht sein. Aber es ist doch schwer, durchs dunkle Tor zu gehen. Was auch immer dahinter warten mag, das Leben mit dir, Gilia, ist es nicht. Nein, feige bin ich wohl nicht. Noch bin ich kein morscher Ast, den man absägt, und der fällt, weil er fallen muß. Noch bin ich ein Mann in der Vollkraft des Lebens. In der Vollkraft des Lebens?" Ach, mein Gott, klang das nicht wie Hohn? Sein Leben war wohl ausgelebt. Und dennoch, es ist doch nicht leicht, die Tür des Lebens hinter sich zuzuwerfen.

Meine Schuld wurde mein Schicksal, dachte Naydeck, und noch einmal traten wie Gespenster Gestalten aus der Vergangenheit auf ihn zu: der tote Fürst, Slavade, Marteau, István von Fáy, Angèle Fleurie —

Würde nicht doch einer von den vielen, in deren Leben er getreten war, einst nach ihm greifen? Würde nicht einmal einer von jenen, die zum Werkzeug seines Willens geworden waren, Rache an ihm nehmen, sein ganzes Leben vor Maria Virgilia hinwerfen wie einen elenden Leichnam? „Sieh, so war er in Wirklichkeit, ein Ausgestoßener, ein Lügner, ein Entehrter!" —

Er schauderte. Unausdenkbar war dies alles. Aber er, der an sich selbst hatte erfahren müssen, wie unbegreiflich fein das Schicksal seine Fäden spann, er wußte es nur zu gut, nichts gab es auf dieser Welt, was der Zufall nicht hätte aufdecken können. Der Weg, den er zu gehen hatte, um den Menschen zu schützen, den er liebte, lag jetzt klar vor ihm. Eine trennende Mauer zu errichten zwischen seiner Vergangenheit und Gilias Zukunft, das war die letzte Pflicht seiner Liebe. Nie sollte ihre Ruhe aufgestört, ihr Glück angetastet werden, wenn es in seiner Macht lag, dies zu verhindern. Es war das Letzte, was er für sie tun konnte.

„Das Letzte, Gilia — — —"

Naydeck sank in seinen Stuhl zurück. Unter der Last und der Fülle der Gedanken brach er zusammen. Unbeweglich saß er da, totenstill war es in dem Raum. So rang er mit sich und seiner Liebe.

Die alte Standuhr schlug hell und klangreich die zehnte Stunde.

Leise verhallte der Klang in der Stille des Raumes.

Er erhob sich, fuhr mit der Hand flüchtig glättend über sein Haar, ging zur Tür und schloß sie auf.

Schon ertönte das vertraute Hupensignal seines Autos. Der Wagen bog gerade in die Lindenallee ein; jetzt tauchte er unter den alten Bäumen auf, umfuhr den großen Rasenplatz. Naydeck lauschte auf das Nahen des Wagens.

Die Entscheidung war gefallen, auch das Letzte hatte er überwunden. Wehe, wer es wagen sollte, mich

jetzt anzutasten, dachte er, und ein Ausdruck eisigen Hochmuts trat in seine Augen. Aber nur für einen Augenblick. Dann lag es über der ganzen Erscheinung wie kalte Ruhe, überlegene Unnahbarkeit.

Kein Urteil, von wo es auch immer kommen mag, kann an mich heran. Mein Schicksal hat mich über euch alle gestellt, und in Einsamkeit will ich mit ihm fertig werden. Niemand hat mir irgend etwas zu verzeihen, auch du nicht, Gilia. Und sollte einst durch die Tücke des Zufalls der Schleier meines Lebens gelüftet werden, und du könntest mich verwerfen, Gilia, solltest nicht fühlen, was ich gelitten habe, und nicht begreifen, wie ich mein Leben vor das deine stellte — nun, dann sei es — dann warst du nicht die, für die ich dich gehalten habe. Aber das wird nicht sein! So kann ich mich nicht in dir getäuscht haben.

Er zog die Uhr.

Wie pünktlich der Bruder kam.

Ein Ausdruck abgeklärter Ruhe lag jetzt auf Naydecks Zügen. Seine Haltung straffte sich, hochaufgerichtet stand er vor seinem Schreibtisch, festgeschlossen lag seine Rechte auf der polierten Platte. Mit der souveränen Ruhe des Mannes, der über der Situation steht, sah er dem Kommenden entgegen. Nun, da die Stunde der Entscheidung unwiderruflich geschlagen hatte, fühlte er sich fast wie erlöst.

Ein leises Klopfen, Little trat ein:

„Herr Rittmeister von Ostrau bittet, Euer Durchlaucht seine Aufwartung machen zu dürfen."

„Ich lasse bitten."

Ein leises Sporenklirren, die Tür wurde geöffnet, Rittmeister von Ostrau, im Silberattila, die Pelzmütze in der Hand, den Säbel an der Seite, stand im Zimmer. Eine Sekunde hafteten die Blicke der beiden Männer ineinander.

Manfred von Ostrau fühlte, daß von der hohen, vornehmen Gestalt am Schreibtisch eine ernste Ruhe ausging; er wurde sich im Zeitraum von Augenblicken bewußt, in dem Fürsten Woronzeff einer Persönlichkeit gegenüberzustehen.

Er sieht gut aus, dachte Naydeck, wie der Vater; ein männlich schönes Gesicht, fest und zuverlässig der Blick der blauen Augen. Aus dem Knaben, der ihm damals, als er ging, weinend am Halse gehangen, war in den Jahren, die ihm heute wie ein Hauch schienen, ein Mann geworden. War es die letzte Gunst des Schicksals, daß er in dieser Stunde die Maske seines Lebens tragen durfte? Naydeck hatte eine tiefe, innere Bewegung zu überwinden. Würde wohl Maria Virgilia an der Seite dieses Mannes, der dort in der sicheren Haltung des Offiziers an der Tür stand, jenes Glück finden, das er ihr so aus tiefstem Herzen wünschte?

In den blauen, klaren Augen Manfred Ostraus stand es wie ein warmes Versprechen. Naydecks Blick forschte in tiefer Eindringlichkeit und verschloß sich zugleich wieder.

Er trat auf den Gast zu:

„Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Baron Ostrau.

Ich weiß schon von Ihnen durch meine Tochter." Und mit einer einladenden Handbewegung auf den Sessel neben seinem Schreibtisch: „Aber wollen Sie nicht Platz nehmen!"

Wieder ein leises Sporenklingen, die Herren setzten sich. Voll fiel das Licht auf Manfreds Gesicht, während Naydecks Züge im Schatten blieben.

Einen Augenblick war es still zwischen den beiden Männern. Der junge Offizier erlaubte sich nicht, das Wort zu ergreifen. Mit freundlich-höflichem Ausdruck in den offenen Zügen wartete er auf die Anrede des Fürsten.

Naydeck wußte, es war jetzt an ihm, etwas zu sagen. Doch es wollte ihm, dem sonst in allen Lagen so Gewandten, diesmal nicht gelingen, das rechte Wort zu finden. Es war doch unendlich schwer, noch viel schwerer, als er gedacht hatte. Mit ernster Freundlichkeit sah er auf Manfred.

„Sie wollten die Liebenswürdigkeit haben, uns schon vor einigen Tagen aufzusuchen, Baron Ostrau. Meine Tochter sagte es mir. Leider mußte ich verreisen, und wir kamen erst gestern abend zurück. Es freut mich sehr, Sie heute schon hier zu sehen."

„Euer Durchlaucht sind sehr gütig. Ich bitte um Vergebung, wenn ich mir nicht längst erlaubte, Ihnen meine Aufwartung zu machen, Durchlaucht. Aber meine Garnison liegt immerhin einige Eisenbahnstunden entfernt, und jetzt, in der Zeit der Besichtigungen, ist es nicht ganz leicht, abzukommen."

„Aber ich bitte Sie, Herr von Ostrau! Das kann ich mir sehr gut denken. Ich freue mich jedenfalls sehr, daß Sie nun gekommen sind."

Er schob ihm die Zigaretten hin.

„Rauchen Sie? Nein? Aber mir erlauben Sie es, bitte. Ich kann die Zigarette schwer entbehren."

Naydeck zündete sich die lange, dünne Zigarette an. Er brauchte irgendeine Ablenkung. So fest hatte er sich vorgenommen, freundlich mit dem Bruder zu sein, ihm das Sprechen leicht zu machen, und jetzt, da er ihm gegenübersaß, da er sich so ganz klar darüber wurde, daß dieser Mann gekommen war, um ihm Maria Virgilia zu nehmen, und ihm weiter nichts zu tun blieb, als still beiseite zu treten, da konnte er den rechten Ton doch nicht finden. Er war durchaus höflich, ja verbindlich. Aber jene gewisse Wärme, die die Situation erleichtert hätte, nein, die konnte er nicht aufbringen. Doch da kam ihm der andere auch schon zu Hilfe.

„Euer Durchlaucht, durch die Prinzessin weiß ich, daß Euer Durchlaucht den Zweck meines Hierseins kennen, und ich bitte um die Erlaubnis, gleich auf das kommen zu dürfen, was mich hergeführt hat."

Fragend sah er auf Naydeck; dieser neigte mit höflicher Verbindlichkeit den Kopf:

„Ich glaube allerdings, aus Andeutungen Maria Virgilias zu wissen, was Sie zu mir führt. Bitte, sprechen Sie, Baron Ostrau. Ich bin bereit, Sie zu hören."

„Ich danke Euer Durchlaucht gehorsamst. Da ich

nicht die Ehre habe, von Ihnen, Durchlaucht, näher gekannt zu werden, halte ich mich für verpflichtet, zu sagen, daß meine materielle Lage mir erlaubt, das Schicksal eines andern Menschen mit dem meinen zu verknüpfen. Ich stehe Euer Durchlaucht immer mit genauen Aufschlüssen zur Verfügung."

Leise ablehnend hob Naydeck die Hand. Manfred fuhr fort:

„Erlauben Sie, Durchlaucht, noch ein Wort über meine Stellung als Soldat. Ich hoffe auf eine gute Karriere. Meine Vorgesetzten zeigen mir Wohlwollen, ich war im Generalstab und werde voraussichtlich auch wieder hineinkommen, wenn ich meine Schwadron in einem Jahr abgebe."

Naydeck schien aufmerksam zuzuhören. In seinen Augen stand etwas Gütiges, Ermutigendes. So erhob sich Manfred jetzt, und in einer zwar selbstbewußten und doch bescheidenen Haltung stand er nun vor Naydeck:

„Euer Durchlaucht, ich bitte, es kurz machen zu dürfen. Ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten."

Auch Naydeck hatte sich erhoben. Seine Züge verrieten nun doch tiefe Bewegung. Er mußte warten, ehe er antworten konnte. Er fühlte es, würde er jetzt gleich sprechen, die Stimme hätte ihm nicht gehorcht. So streckte er Manfred nur stumm die Hand hin. Um seiner Bewegung Herr zu werden, wandte er sich einen Augenblick ab, sah zum Fenster hinaus.

Seine ganze Willenskraft mußte er aufbieten, um ruhig zu scheinen, als er sich Manfred nun wieder zuwandte.

Er begegnete Manfreds ruhigem Blick, der eine Antwort zu erbitten, zu erwarten schien.

„Lieber Herr von Ostrau, ich glaube, Maria Virgilia hat Ihnen schon halb und halb die Antwort gegeben. Nehmen Sie von mir die Zusicherung, daß ich dem Glücke Gilias nicht im Wege stehen will."

Manfred Ostrau verneigte sich tief.

„Mit ihr", fuhr Naydeck fort, und seine Stimme klang tiefbewegt, „gebe ich das Beste aus meinem Leben. Daß es mir schwerfällt, werden Sie begreifen. Ich bitte um Nachsicht, wenn ich dies vielleicht mehr zeigte, als ich wollte."

Manfred hatte den Kampf gefühlt, den der Mann da vor ihm, der plötzlich so alt und verfallen aussah, auszukämpfen hatte. Wie von ganzer Seele mußte er sein Kind lieben! Es schien, als ob in dieser Stunde, in der der Vater sein Kind hergab, etwas aus dem Leben dieses Mannes herausbrach. Diese Erkenntnis erfüllte ihn für den Fürsten, der in dem schweren Kampf, den er zu bestehen hatte, soviel Würde zeigte, mit Achtung, ja mit Ehrfurcht, und zugleich fühlte er sich ihm in warmer Sympathie verbunden. Als Naydeck sich jetzt wieder setzte, traf ihn aus Manfreds blauen, offenen Augen ein Blick, in dem Dankbarkeit und das ernste Versprechen standen, das Vertrauen zu rechtfertigen, das

ihm geschenkt wurde. Da wußte es Naydeck: bei dem ist Maria Virgilia in treuer Hut.

„Wenn Sie noch einen Augenblick Platz nehmen wollen, lieber Ostrau", mit ruhiger Freundlichkeit sagte es Naydeck. „Ich weiß, Sie möchten jetzt gern in ein Paar strahlende Augen sehen," seine Stimme hatte wieder ganz leise geschwankt, „aber ich muß Sie doch bitten, mir noch wenige Minuten zuzuhören. Dietrichsdorf gehört Maria Virgilia. Sie liebt es sehr. Ich nehme an, Sie wollen Soldat bleiben, wenigstens vorläufig. Später werden Sie aber doch wohl die Bewirtschaftung Dietrichsdorfs in die Hand nehmen, und das — ja, das ist mir ein lieber Gedanke. Ich werde viel auf Reisen sein, wenn meine Anwesenheit in Rußland nicht nötig ist. Und nun, mein lieber Ostrau, wie haben Sie sich die Zukunft gedacht?"

Aufmerksam hatte Manfred Ostrau zugehört. Klar und bestimmt kam die Antwort:

„Ich hänge natürlich an meinem Beruf; Euer Durchlaucht werden das verstehen. Aber Sie werden mir sicher auch glauben, Durchlaucht, ihn Maria Virgilias wegen vielleicht aufzugeben, würde mir deshalb nicht so schwer werden, weil die Verhältnisse mir jetzt ja eigentlich ein anderes Ziel gesteckt haben. Ich bin mir auch ganz klar darüber, daß Maria Virgilia, die die großen Verhältnisse der internationalen Welt gewohnt ist, sich auf die Dauer vielleicht doch nicht in dem gewissen Zwang wohlfühlen kann, dem sie — das läßt sich nun mal nicht leugnen — als Frau eines Soldaten ausgesetzt

sein würde. Aber dann könnte ich mit Freuden zu unserm lieben Dietrichsdorf zurückfinden, und es ist mir ein sehr schöner und lieber Gedanke, dann meine beste Kraft an diesen Fleck Erde zu setzen."

Durch eine Handbewegung stimmte Naydeck zu.

„Es ist ja meine alte Heimat; Euer Durchlaucht werden wohl wissen, daß es lange in unserer Familie war."

„Ja, das weiß ich, Herr von Ostrau."

„Meine Mutter mußte es leider damals verkaufen, als mein Vater starb. Sie selbst fühlte sich der Bewirtschaftung doch wohl nicht ganz gewachsen, und ich war noch zu jung, und so war niemand da, denn mein — —"

Manfred stockte. Warum trieb ihn etwas Unerklärliches, in dieser Stunde von dem zu sprechen, was nicht vergessen, aber längst überwunden und durch die Jahre ferngerückt war?

Naydeck gewahrte das Zögern. Sein Gefühl — in unendlich feinem Zusammenhang mit dem Manne ihm gegenüber — erriet in derselben Sekunde, was der andere sagen wollte, wußte, daß jetzt ein Name fallen würde, der in diesem Hause einst von allen Wänden geklungen, über Flure und Treppen gerufen und dann ausgelöscht worden war. Er hatte es in der Hand, durch geschicktes Ablenken vom Thema, diesen Namen für immer bei den Toten ruhen zu lassen; aber er, dessen Leben eine einzige Lüge, ein Irrgarten von Verstellung und Winkelzügen gewesen, ihm, dem das Leben, solange er an ihm hing, fast alles genommen hatte, was einem Menschen mit im Grunde noblen Instinkten genommen

werden kann, ihm, den in diesem Augenblick die harte Faust eines unbarmherzigen Schicksals zu Boden geworfen hatte, ihm gab das Leben jetzt, da er es völlig überwunden hatte, den starken Stolz des Einsamen, und aus diesem Gefühl des überlegenen Stolzes heraus, der ihn den eigenen Wert seiner Person, die Vornehmheit seines Handelns und die Reinheit seines Wollens erkennen ließ, empfand er eine unüberwindliche Abscheu gegen ein Ausweichen.

Fragend sah er auf: „Nun, Herr von Ostrau?"

Manfred hatte die gewisse Befangenheit, die ihn am Weitersprechen einen Augenblick gehindert hatte, überwunden:

„Ja, Euer Durchlaucht, ich halte es doch für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß ich noch einen älteren Bruder hatte, der — — —"

„Ich habe davon gehört, Herr von Ostrau." Ganz gelassen, fast gleichgültig klang die kurze Erwiderung.

„Unsere Mutter hat sehr an ihm gehangen. Kurz ehe sie starb, hat sie noch oft von ihm gesprochen."

„Ihre Frau Mutter muß eine sehr gütige und liebenswerte Frau gewesen sein, Herr von Ostrau. Auf Schritt und Tritt begegne ich ihren Spuren hier in Dietrichsdorf."

„Wie dankbar empfinde ich es, Durchlaucht, daß Sie meine Mutter so richtig erkannt haben. Das Schicksal meines Bruders, das meine Mutter eigentlich nie überwunden hat, warf natürlich seine Schatten auch auf meine Jugend. Ich habe später oft ernst nach dem Weg

gesucht, der uns wieder hätte zusammenführen können. Aber der Rock, den ich trage, band ja von vornherein meinen Willen. Unsere Ehrbegriffe waren die unüberwindliche Scheidewand und sind es auch noch heute."

„Ich weiß über den Ehrenkodex Ihrer Armee nicht genau Bescheid. Aber sicher werden Sie recht haben, Herr von Ostrau."

Kalt, fast hochmütig ablehnend hatte Naydeck gesprochen. Aus seinen vornehmen Zügen war der Ausdruck des gütigen Wohlwollens völlig gewichen und hatte dem einer fast maskenhaften Verschlossenheit Platz gemacht.

Die Veränderung, die mit dem Fürsten vorgegangen war, konnte Manfred nicht entgehen. Er begriff sie nur in ihren Zusammenhängen nicht, glaubte, der ritterliche Sinn des Fürsten empfände das Peinliche, das darin lag, seinen Gast ein Thema berühren zu sehen, das für diesen schwer, wenn nicht gar niederdrückend sein mußte, und er nahm sich vor, möglichst kurz zu sein:

„Durchlaucht, es hat mich oft geschmerzt, den Bruder so völlig verloren zu haben. Das war, solange ich allein stand. Heute, Durchlaucht, da ich das Leben eines andern mit dem meinen verbinden will, bin ich dem Schicksal dankbar, daß ich keinen Schatten mit in die Zukunft Maria Virgilias bringe."

„Ich denke, die Zukunft Maria Virgilias — wird schattenlos sein."

„Ich hoffe es, Durchlaucht. Und wenn mein Bruder noch leben sollte, so sind nun heute auch noch die letzten Zusammenhänge zerrissen!"

„Meinen Sie, Baron Ostrau? Es gibt seltsame Zusammenhänge im Leben. Sie sind noch jung; glauben Sie mir Älterem: das Leben besteht im Grunde aus weiter nichts als aus Zusammenhängen, die wir nicht begreifen, und der Wind der Vergangenheit weht oft seinen Samen in die Zukunft. Ob dieser Samen Gift in sich trägt oder Frucht, können wir nicht wissen. Aber eines hat mich das Leben erkennen lassen: das höchste Recht wird oft zum höchsten Unrecht, aber auch das höchste Unrecht kann zum höchsten Recht werden."

Der Fürst schwieg. Der dunkle Ton seiner Haut war einer tiefen Blässe gewichen. Manfred fiel es auf. Doch da fuhr Naydeck schon fort: „Aber ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr von Ostrau. Ihr armer Bruder hat eine schwache Stunde mit einem ganzen Leben bezahlt. Von uns beiden weiß wohl keiner, wie schwer das Leben war — oder wie es geendet sein mag."

Manfred Ostrau neigte zustimmend den Kopf, und Naydeck sprach weiter:

„Aber vor Ihnen, lieber Ostrau, liegt noch ein langes Leben, und wenn Sie an Ihren Plänen festhalten, dann wird es auch schön und erfolgreich sein. Das hoffe ich wenigstens aufrichtig. Selbstverständlich wird es Maria Virgilia nicht ganz leicht fallen, sich in die immerhin begrenzten Verhältnisse einer kleinen

Garnison hineinzufinden. Mein Gott, wie sollte sie auch! Es ist mir aber sehr beruhigend, bei Ihnen dafür Verständnis zu finden. Und deshalb werden Sie auch nie vergessen, daß Maria Virgilia in großer Freiheit der Lebensbedingungen aufwuchs. Sie bedarf dieser auch zu ihrem Wohlbefinden. Bitte, Herr von Ostrau, fassen Sie es nicht falsch auf, wenn ich gerade Sie, den preußischen Offizier, bitte, nie zu vergessen, das Besondere der Persönlichkeit bei Maria Virgilia zu respektieren. Wissen Sie, Herr von Ostrau, wir Russen aus den großen Familien haben wohl viel Anpassungsfähigkeit, aber wir wehren uns instinktiv gegen alles, was Schablone ist."

„Euer Durchlaucht sprechen genau das aus, was ich mir selbst schon gesagt habe. Die festumrissenen und in gewisser Weise engen Verhältnisse des Offizierslebens werden mich wahrscheinlich auch noch oft vor schwierige Fragen stellen. Wenn Sie mir dann erlauben wollten, Durchlaucht, mich mit der Bitte um Ihren Rat an Sie zu wenden, wäre ich aufrichtig dankbar."

Offen und vertrauensvoll suchte sein Auge das des Fürsten.

Naydeck zögerte. Für Sekunden ging sein Blick ins Leere. Dann sah er Manfred Ostrau ruhig an:

„Ich werde immer bereit sein, Ihnen zu raten, Manfred, soweit ich es vermag."

Gütig, aber mit tiefem Ernst hatte er es gesagt. Dann erhob er sich rasch. Er wollte Manfred keine Gelegenheit zur Erwiderung geben, fühlte auch, daß alles,

was gesprochen werden mußte, gesprochen war. Er wollte zum Ende kommen.

„Und nun, lieber Manfred, will ich Sie nicht länger aufhalten. Maria Virgilia hat lange genug auf Sie gewartet. Die Liebe Gilias, Manfred, macht Sie unendlich reich. Hüten Sie Ihr Glück!"

Die Worte, die aus dem Herzen kamen, fanden Widerhall im Herzen des andern. Manfred ergriff die Hand, die Naydeck ihm entgegenstreckte, mit raschem Druck. Fest ruhten die Hände der beiden Männer ineinander.

„Ich will Sie in der ersten Stunde nicht stören. Sie soll Ihnen und Maria Virgilia allein gehören", fuhr Naydeck fort. „Nachher, beim Frühstück, sehen wir uns wieder."

Und als Manfred sich nun tief verneigte und dann zur Tür schritt, hielt er ihn noch einmal zurück:

„Ich muß es Ihnen doch sagen, Manfred," seine Stimme hatte auf einmal etwas seltsam Klangloses, Zersprungenes bekommen, „kein Mensch auf der ganzen Welt kann heißere Wünsche für euer Glück im Herzen tragen als ich."

Spontan trat Manfred auf den Fürsten zu. Seine Hand umspannte fest noch einmal die des andern:

„Ich danke Ihnen von Herzen, Durchlaucht, und ich weiß es sicher, ich werde mich immer des Vertrauens würdig erweisen, das Sie mir heute geschenkt haben."

Einen Augenblick schien es, als wollte Naydeck Manfred an seine Brust ziehen.

Aber er tat es nicht. Durchaus beherrscht, reichte er ihm nur die Hand:

„Ich vertraue Ihnen, Manfred. Grüßen Sie mir Gilia."

Eine ehrerbietige Verbeugung, ein leises Sporenklirren, die Tür fiel hinter Manfred Ostrau ins Schloß. — —

Naydecks Blick haftete auf der Tür, die sich längst hinter dem andern geschlossen hatte. Weit geöffnet waren seine Augen auf das braune Holz gerichtet. Fast etwas Starres lag in diesem Blick. Keine Wimper zuckte in dem Gesicht, das plötzlich verfallen, um Jahre gealtert schien. Die Züge nahmen etwas Strenges, Hartes an.

Das Kuvert, das seine Lebensaufzeichnungen enthielt, lag noch immer auf der Platte des Schreibtisches. Sein Auge fiel jetzt darauf. Einen Augenblick wog er die Blätter unschlüssig in der Hand. Dann schüttelte er den Kopf. Nein, mochten sie bleiben. Sollte die Tücke des Zufalls doch einst die große Lüge seines Lebens aufdecken, Maria Virgilia in Zwiespalt und Not bringen, so mochten ihr diese Blätter die Wahrheit zeigen, ihr zum Wegweiser werden und sie vor Irrtum bewahren. Dieses Rechts wollte er sich nicht begeben. Er griff zur Feder und schrieb auf die letzte Seite:

„Ich war mein eigner Richter, und ich glaube, ich war mir ein strenger Richter. Mein Leben war einsam — und ich gehe einsam. Das ist meine Sühne."

Mit fester Hand setzte er seinen Namen darunter:

„Ludwig von Ostrau."

Er tat die Blätter wieder in den Umschlag, siegelte und versah ihn mit der Aufschrift:

„Zehn Jahre nach meinem Tode zu öffnen."

Darunter schrieb er nur noch wenige Zeilen:

„Sollten diese zehn Jahre über mein Andenken hingegangen sein in vollem Frieden, dann bitte ich meine Tochter Maria Virgilia, diese Zeilen ungelesen zu vernichten. Andernfalls sind sie zu öffnen von Manfred von Ostrau, Rittmeister im x-ten Husarenregiment.

Gregor Antonowitsch Fürst Woronzeff."

Er verschloß das Kuvert in einem tiefen Fach seines Schreibtisches, steckte die Schlüssel zu sich, erhob sich und schritt zur Halle hinunter.

Ein Klingelzeichen rief Little herbei.

„Geben Sie mir die Büchse. Ich gehe zum Eichgrund hinüber; da treibt sich über Mittag oft Schwarzwild herum."

Während der Diener das Gewehr aus dem Schrank nahm, trat Naydeck auf einen der hochlehnigen Stühle zu: Gilias Frühlingshut und ihre langen schwedischen Handschuhe lagen darauf. Er nahm den einen und steckte ihn zu sich, zögerte, legte ihn wieder zurück. Ein feiner Resedaduft umwehte ihn.

Little reichte ihm die Büchse, er nickte ihm zu und ging hinaus.

Der braunweiße Hühnerhund sprang ihn freudig an, als er die Büchse sah. Naydeck strich ihm über den

Kopf. Vielleicht würde Gilias Hand einmal auf derselben Stelle liegen.

Wildtauben gurrten im Park. —

Er mußte daran denken, wie oft er als Knabe diesem Gurren gelauscht hatte. —

Sein Inneres war ganz ruhig.

Weder Furcht noch Aufregung erfüllten ihn. —

Er sah sich auch nicht mehr um. — —

* *
*

Am Nachmittag fand man den Fürsten im Eichgrund: ein Unglücksfall beim Überspringen eines Grabens. Die entsicherte Büchse hatte sich entladen, die Kugel das Herz durchbohrt.

1919–1929

*

Mit diesem Band
schließt das zehnte Buchjahr des V. d. B.
Ein erweiterter Kreis von Freunden begleitet
uns in das zweite Jahrzehnt

*

Von äußerm Drang unangefochten,
Bleibt, Freunde, so in eins verflochten,
Dem Tage gönnet heitern Blick!
Das Beste schaffet unverdrossen:
Wohlwollen unsrer Zeitgenossen,
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

Goethe.